

Schwäbische Heimat

Oktober - Dezember DM 12.00



1998/4

Paul Kälberer –
Künstler im Tal der Glatt

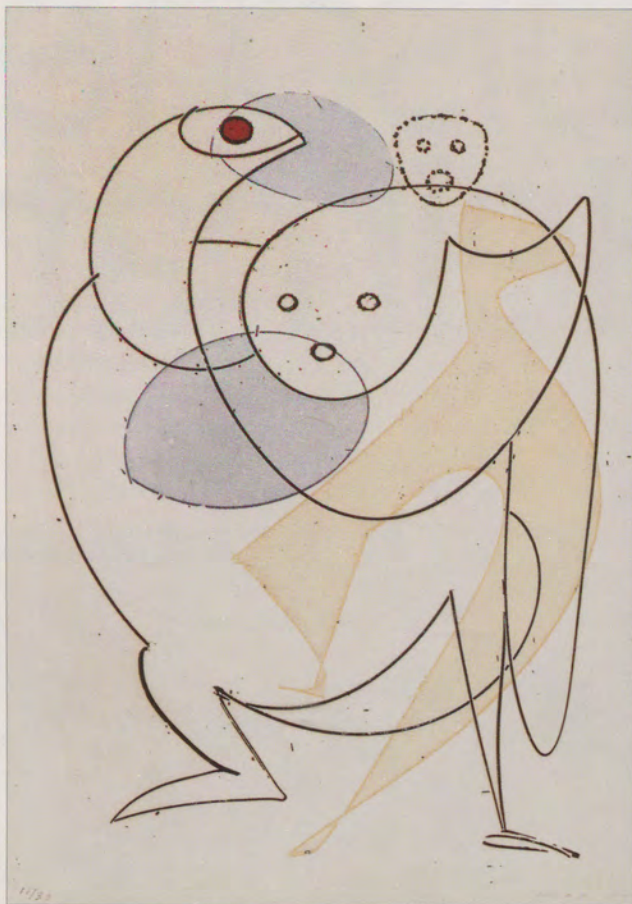
Backnang: der gotische Chor
der ehemaligen Michaelskirche

Sieben Auszeichnungen:
Kulturlandschaftspreis 1998

Das Optische Museum
in Oberkochen bei Aalen

22 692

7 6600



Max Ernst

»Weißt du schwarz du«*

**Graphik und Bücher,
Bilder und Skulpturen
5. Oktober 1998
bis 10. Januar 1999
Museum Würth**



Museum Würth
Künzelsau-Gaisbach
Reinhold-Würth-Str. 15
D-74653 Künzelsau
Fon 07940.15 22 00
Fax 07940.15 42 00
Mo-Fr 10-18 Uhr,
Sa-So 10-17 Uhr



Alle Aktivitäten
des Museums
werden durch
freundliche
Unterstützung
der Adolf Würth
GmbH & Co KG
ermöglicht

Schwäbische Heimat

49. Jahrgang · Heft 4
Oktober – Dezember 1998

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: MARTIN BLÜMCKE



ERNST SCHÄLL Deutsche Soldaten jüdischen Glaubens aus einer württembergischen Kleinstadt	433
ROLF EMMERICH Philo und die Synagoge – Dr. Leopold Treitel, der letzte Rabbiner von Laupheim	442
REINHARD WOLF Kulturlandschaftspreis 1998: Sieben Auszeichnungen für vorbildliches ehrenamtliches Engagement	449
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Optische Museum Oberkochen	464
JOHANNES GROMER / ANTJE KRÄMER Der Chor der ehemaligen Michaelskirche in Backnang – Ergebnisse bau- und kunsthistorischer Untersuchungen	474
HERMANN BAUSINGER Schwellenangst und Schwellenlust? Kulturgeschichtliche Anmerkungen zum Jahreswechsel	488
Buchbesprechungen	496
sh intern	506
Reiseprogramm	518
sh aktuell	519
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	536

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE Zur Sache: Dumm gloffa – Das Logistikzentrum der Firma Kriegbaum	411
FRIEDRICH HEINZELMANN Ein «neuer» Alter Friedhof in Kirchheim unter Teck – Schwäbischer Heimatbund verhalf Bürgerinitiative zum Erfolg	413
REINHOLD KÄLBERER Paul Kälberer – ein Künstler und sein Dorf im Tal der Glatt	419
ANNELIESE SEELIGER-ZEISS Alpirsbacher Abtsgrabmäler und ihr Stellenwert für die Geschichte des mittelalterlichen Grabmals	423



Das Titelbild zeigt – seitlich leicht beschnitten – ein Bild von Paul Kälberer, das der Künstler 1941 mit Öl auf Leinwand geschaffen hat: Glatt mit Schafherde. In das Dorf Glatt am gleichnamigen Zulauf zum Neckar, das heute zur Stadt Sulz am Neckar gehört, hatte sich Paul Kälberer in den späten 20er Jahren zurückgezogen. Näheres finden Sie auf den Seiten 419 ff.

„Unter den Fittichen des Kaiseradlers“ Das schwäbische Vorderösterreich 1273-1806

Vortragsreihe

„Wann wir uns jennalen die Erhaltung eines Landes haben angelegen seyn lassen, so seynd es gewiß die Schwäbischen Österreicher, auf welche wir mit unserer Landesmütterlichen Vorsorge bedacht sind.“

„Schwäbisch Österreich“, so bezeichnete Kaiserin Maria Theresia um 1750 einen bedeutenden Teil der habsburgischen Vorlande, einer bunt zusammengewürfelten Ländermasse, die sich damals vom Vorarlberg bis an Neckar und Rhein erstreckte, und die bis 1648 auch Teile des Elsaß und sogar der Freigrafschaft Burgund umfaßt hatte.

Entstanden durch die energischen Versuche König Rudolfs von Habsburg (1273-1291), wieder ein schwäbisches Herzogtum zu schaffen, gelang es den Habsburgern freilich in mehr als einem halben Jahrtausend nicht, Vorderösterreich zu einem geschlossenen Territorium zu formen. 1806 wurden mit dem Ende des deutschen Kaiserreiches diese vorderösterreichischen Besitzungen in die Staaten Bayern, Württemberg, Hohenzollern, Baden und in die Schweiz eingegliedert.

Der Schwäbische Heimatbund nimmt mit Unterstützung der Landeskreditbank und in Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Landesmuseum die Landesausstellung Baden-Württemberg 1999 „Vorderösterreich“ zum Anlaß, die Herrschafts-, Geistes- und Kulturgeschichte eines aus dem historischen Bewußtsein der Gegenwart fast verschwundenen Landesteils von Baden-Württemberg nachzuzeichnen.

Die Vorträge finden statt im Foyer der Landeskreditbank in Stuttgart, Friedrichstraße 24.

Zu erreichen mit:
U 9 und U 14, Haltestelle „Keplerstraße“.

Vortragsbeginn: jeweils 19.00 Uhr

Dienstag 19.1.1999

19.00 Uhr: Begrüßung der Gäste und Einführung in die Vortragsreihe durch Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, und Hans Dietmar Sauer, Vorsitzender des Vorstands der Landeskreditbank.

19.30 Uhr: Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart:
**Des Kaisers Stiefkinder.
Vorderösterreich und das Haus Habsburg**
(Vortrag mit Lichtbildern)

Im Jahr 1282 verlagerte sich durch die Belehnung mit dem Herzogtum Österreich der Schwerpunkt der Habsburger aus ihren mittelalterlichen Kernlanden im Südwesten des deutschen Reiches nach Osten, doch blieben sie im Südwesten weiter die mächtigsten Territorialherren, immer Landesherr und zugleich auch Kaiser. Im 18. Jahrhundert wurde Vorderösterreich zur eigenständigen Provinz erhoben, deren Hauptstadt Freiburg - vom Zentrum in Wien aus gesehen - fast „am Ende der Welt“ lag. Der Geschichte dieser „Stiefkinder des Kaisers“ ist der Vortrag gewidmet.

Ausklang mit Wein und Brezeln

Dienstag, 26.1.1999:

Prof. Dr. Wilfried Setzler, Tübingen:
Mechthild von der Pfalz - Gräfin von Württemberg und Erzherzogin von Österreich
(Vortrag mit Lichtbildern)

Wie wenige Frauen ihrer Zeit hat Mechthild von der Pfalz (1419-1482) bis heute sichtbare Spuren hinterlassen. Die Mutter des Grafen Eberhards im Bart - sie war in erster Ehe mit Graf Ludwig von Württemberg verheiratet - engagierte sie sich bei der Gründung der Universität Tübingen, als Witwe Erzherzogs Albrecht von Österreich, ihres zweiten Mannes, unterhielt sie im vorderösterreichischen Rottenburg einen viel beachteten, wenngleich schlecht beleumundeten Musenhof.

Dienstag, 2.2.1999:

Dr. Gerhard Faix, Stuttgart:
**„Hie Österreich Grund und Boden“.
Das Herzogtum Württemberg unter
habsburgischer Herrschaft (1520-1534)**
(Vortrag mit Lichtbildern)

Nach der Vertreibung Herzog Ulrichs durch den Schwäbischen Bund 1519 wurde das Herzogtum Württemberg dem Habsburger Karl V. übergeben. Die in der Vertreibung des Herzogs gipfelnde politische Entwicklung und der folgende Höhepunkt habsburgischer Machtentfaltung im deutschen Südwesten gehören zu den aufregendsten Epochen der württembergischen Geschichte.

Dienstag, 9.2.1999:

Prof. Dr. Volker Himmlein, Stuttgart:
**Kunst in Vorderösterreich -
vorderösterreichische Kunst?**
(Vortrag mit Lichtbildern)

Bedeutende Mal-, Bau- und Bildwerke sind in den habsburgischen Vorlanden zu allen Zeiten entstanden. Doch ist Kunst in Vorderösterreich auch gleichzusetzen mit einer spezifisch vorderösterreichischen Kunst? Eine abwechslungsreiche Kunstreise durch Vorderösterreich.

Dienstag, 23.2.1999:

Prof. Dr. Konstantin Maier, Eichstätt:
**Von Engeln und Heiligen.
Zur barocken Darstellung neuen katholischen
Selbstbewußtseins in Vorderösterreich und
Schwaben.**

Nach den Erschütterungen der Reformationszeit und den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs erwuchs im Zeitalter des Barock, gefördert durch Kirche und Landesherrn, ein neues, auch von katholischer Frömmigkeit geprägtes Konfessions- und Landesbewußtsein. Die uns heute bekannte „katholische Kulturlandschaft“ in Oberschwaben und Südbaden entstand.

Dienstag, 2.3.1999:

**Adel, Klerus, Bürger -
Schwaben und Vorderösterreich:
540 Jahre Geschichte im Bewußtsein der
Gegenwart.**

Podiumsgespräch und Diskussion

mit S.K.H. Carl Herzog von Württemberg, einem Mitglied des Hauses Habsburg, Oberbürgermeister Johann Krieger, Ehingen, Landrat Dr. Guntram

Blaser, Ravensburg, Otto Beck, Pfarrer in Otterswang, Kunstkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Moderation: Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart

Gespräch in Form einer „Talkshow“ mit leiblichen und politischen Nachfahren einstiger Familien und Institutionen Vorderösterreichs sowie der ehemaligen Anrainer über die Frage, ob und wie die 540jährige Zugehörigkeit einerseits, die Nachbarschaft zu Vorderösterreich andererseits über die Grenzen von 1806/15 hinweg nachwirkten.

Ausklang der Vortragsreihe mit Wein und Brezeln

Tagung

Vorderösterreich -
Wendepunkte seiner Geschichte.

In Zusammenarbeit mit der Katholischen Akademie Rottenburg-Stuttgart

Leitung: Prof. Dr. Franz Quarthal, Dieter Bauer und Martin Blümcke

Tagungsort: Kath. Akademie in Stuttgart-Hohenheim
Termin: Freitag, 12. bis Sonntag, 14. März 1999



Mit freundlicher Unterstützung der

L-BANK
Landeskreditbank Baden-Württemberg



Martin Blümcke Zur Sache: Dumm gloffa – Das Logistikzentrum der Firma Kriegbaum

Im Oberen Gäu oder im Korngäu ist ungefähr einen Kilometer südlich von Bondorf das Logistikzentrum der Firma Kriegbaum bald fertiggestellt. Mit dem Instrument Investitionen und dem Argument Arbeitsplätze ist dabei eine private Aneignung von Landschaft erfolgt, die den Maßstab der Ausgewogenheit vermissen läßt.

Der Standort selbst befindet sich auf einer leichten, exponiert liegenden Kuppe. Durch den Abstand zu Bondorf ist eine optische Anbindung an den Ort nicht gegeben. Die Dimensionen der beiden Hallen sind unglaublich: Eine hat die Größe von 264 m x 146 m mit einer Höhe von 17 m, die andere hat die Maße von 257 m x 139 m und die Höhe von 23 m.

Die beiden Hallen zerschlagen den Naturraum Oberes Gäu um Bondorf. Aufgrund ihrer Ausmaße und insbesondere ihrer Höhe stechen diese Bauten in der freien Landschaft schon von weither ins Auge. Besonders massiv treten sie ins Blickfeld von der Autobahn Stuttgart–Singen oder von der Gäubahn. Auch vom Südrand des Schönbuchs sind die Hallen nicht zu übersehen. Böse Zungen behaupten bereits, das Wahrzeichen des Oberen Gäus sei nicht mehr die Stiftskirche von Herrenberg sondern das Logistikzentrum Kriegbaum.

Der Standort lag ursprünglich in einem regionalen Grünzug. Im Spätjahr 1995 wurden deshalb parallel vom Verband der Region Stuttgart eine Teiländerung des Regionalplanes, vom Gemeindeverwaltungsverband Oberes Gäu eine Änderung des Flächennutzungsplanes und von der Gemeinde Bondorf die Aufstellung eines Bebauungsplanes in Rekordzeit durchgeboxt. Begründet wurden die Änderung des Regionalplanes und die Aufstellung der Bauleitpläne mit einer Investition in Höhe von ca. 100 Mio. Mark und mit der Schaffung von tausend Arbeitsplätzen, davon ca. fünfhundert neu in der Region. Ein weiteres Argument war, daß ein topographisch geeignetes Grundstück zur Verfügung gestellt wurde. Zudem sollte das geplante Gewerbegebiet auf der anderen Seite der Kreisgrenze in Rottenburg–Ergenzingen einbezogen werden und damit ein interkommunales Gewerbegebiet entstehen.

Tatsächlich war es aber so, daß sich um die Ansiedlung der Firma Kriegbaum mehrere Gemeinden stritten und der Bürgermeister von Bondorf, Gerhard Kilian, am schnellsten Zugriff auf den Grund und Boden hatte bzw. verkaufswillige Eigentümer nachweisen konnte. Von geordneter Planung kann deshalb beim besten Willen keine Rede sein. Neben Bür-

germeister Kilian wurde die Argumentation mit den Arbeitsplätzen vor allem vom Böblinger Landrat Dr. Reiner Heeb vertreten, der die Bauleitpläne genehmigte.

Schafft ein Logistikzentrum wirklich Arbeitsplätze? Es dient in erster Linie dazu, die Lagerhaltung und die Verteilung von Waren möglichst rationell durchzuführen. In der Summe werden deshalb durch ein Logistikzentrum eher Arbeitsplätze eingespart, als neue geschaffen. Allerdings befinden sich die eingesparten Arbeitsplätze zum Teil außerhalb des Landkreises Böblingen.

Die Ironie des Schicksals besteht nun darin, daß die Firma Kriegbaum mit diesem Logistikzentrum konkurrenzfähiger werden wollte und daran wohl scheiterte. Es scheint, daß für die Inhaber die ganze Sache eine Nummer zu groß wurde und sie deshalb Ende Juli 1998 das Familienunternehmen an die Metro-AG in Köln verkaufen mußten. Anstatt das Zentrum noch in diesem Herbst in Betrieb zu nehmen, stehen die Hallen derzeit leer. Presseberichten ist zu entnehmen, daß fünfhundert bestehende Arbeitsplätze gefährdet sind. Von neuen Arbeitsmöglichkeiten ist keine Rede mehr. Nach jüngeren Presseberichten soll jedoch wenigstens eine der beiden Hallen von Metro übernommen werden.

Nebenbei ist noch anzumerken, daß zusammen mit dem Bebauungsplan auch ein Grünordnungsplan erstellt wurde. Darin wurde die landwirtschaftliche Fläche äußerst gering bewertet, dagegen erhielten die auf den Gebäuden geplanten oder durchgeführten Dachbegrünungen eine höhere «Note». Die optische Beeinträchtigung der Landschaft wurde weniger berücksichtigt. Deshalb erfordert der Bebauungsplan auch nur in geringem Umfang zusätzliche Kompensationsmaßnahmen, die teilweise durch eine Bepflanzung der Gebäude erfolgen.

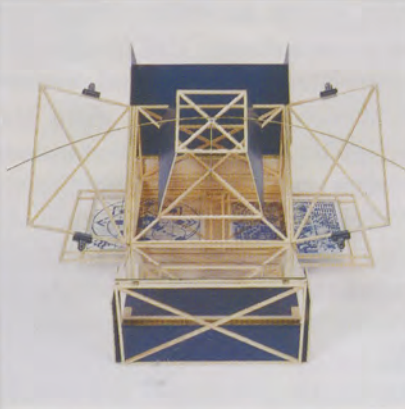
Wenn regierungsamtlich Naturschutz, Denkmalschutz und so diffizile, weil schwer abwägbare Werte wie Landschaftsästhetik als Investitionshemmer bezeichnet werden, dann ist es kein Wunder, wenn solche Lagergiganten in einer Art von vorausweisendem Gehorsam zur Wirklichkeit werden. In Sichtweite der Herrenberger Stiftskirche, die seit vielen Jahrhunderten das obere Gäu akzentuiert, wirken die riesigen Lagerhallen wie unförmige Industriebauten. Was für manchen als Fortschritt erscheinen mag, ist in meinen Augen gewalttätiger Ausdruck eines modernen Ungeistes: Das erträgliche Maß ist überschritten.

**7. Triennale
der Kleinplastik
1998
Europa Afrika**



Romuald Hazoumé
(Benin)

Stephen Craig
(Irland)



**zeitgenössische Skulptur
aus Europa und Afrika**

Abou Dramane
Georges Adeagbo
Bili Bidjocka
Moustapha Dimé
Kendell Geers
Bodys Isek Kingelez
Moshekwa Langa
El Loko

Richard Deacon
Ayşe Erkmen
Jan Fabre
Ilya Kabakov
Mariusz Kruk
Karin Sander
Roman Signer
Susana Solano
u. v. a.

Ausstellungsdauer:
**17. Oktober '98
- 17. Januar '99**

Öffnungszeiten:
Di-So 10-18 Uhr
Do 10-20 Uhr
Mo geschlossen

Es erscheint
ein Katalog.

Informationen:
07 11/5 75 68 83
07 161/65 07 76
Internet:
<http://www.triennale.de>

Am Hauptbahnhof 2
70173 Stuttgart

SüdwestLB
forum

**Limesmuseum
Römer, Reiter und Kastelle**

Zweigmuseum des
Württ. Landesmuseums
Stuttgart

Röm. Geschichte als Erlebnis
im größten Römermuseum
Süddeutschlands

**Aktionstage
Kinderprogramme
Sonderausstellungen**

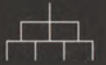
Öffnungszeiten
Dienstag bis Sonntag
10 bis 12 Uhr u. 13 bis 17 Uhr

Limesmuseum Aalen
St.-Johann-Str. 5, 73430 Aalen
Telefon 07361 961819

Stadt Aalen



Aalener Museumswelt
Erlebnis mal fünf



LAUPHEIM

**Museum zur Geschichte
von Christen & Juden**

Vor dem Hintergrund der Geschichte des ober-schwäbischen Landjudentums zeigt das Museum Beispiele geglückten und mißlungenen Zusammenlebens von christlicher Mehrheit und jüdischer Minderheit. Leben und Werke herausragender jüdischer Persönlichkeiten wie die des Hollywood-Pioniers Carl Laemmle oder des Jugendstilkünstlers Friedrich Adler werden exemplarisch dargestellt.

Öffnungszeiten:

Donnerstag bis Samstag 14.00 bis 17.00 Uhr
Sonn- und Feiertage 13.00 bis 17.00 Uhr

Führungen nach Vereinbarung.

Informationen:

Schloß Großlaupheim
Museum zur Geschichte von Christen & Juden
Kirchberg 11, 88471 Laupheim
Telefon (07392) 96800-0, Fax 96800-18

Am 20. März 1990 beschloß der Kirchheimer Gemeinderat, den nördlich der Stadt in einem Landschaftsschutzgebiet gelegenen Waldfriedhof zu erweitern. Insgesamt 3,5 Hektar freie Natur sollten dafür geopfert werden. Gleichzeitig hielt das Ratsgremium an einem Beschluß aus dem Jahr 1972 fest, wonach der innerstädtische Alte Friedhof bis zum Jahr 2011 aufgelassen und nicht weiter belegt werden sollte (vgl. «Schwäbische Heimat» 1992/3). 29 Ratsmitglieder votierten damals, 1990, für die Waldriedhoferweiterung, drei dagegen. Das Abstimmungsergebnis war also ziemlich eindeutig ausgefallen.

Niemand in meinem Bekanntenkreis verstand so richtig den Sinn dieser Gemeinderatsentscheidung. Denn warum sollte ein Landschafts- und Naherholungsgebiet zum Friedhof werden, wenn innerorts die benötigten Flächen vorhanden waren? Und was sollte letztendlich aus dem ehrwürdigen Alten Friedhof werden, wenn die Sperr- und Ruhezeiten einmal abgelaufen waren? Diese Fragen stellte ich Ende März 1990 in einem Leserbrief in der Kirchheimer Lokalzeitung, ohne allerdings auf erkennbare Resonanz zu stoßen.

Eine Bürgerinitiative entsteht

Der Anstoß zur Bildung einer Bürgerinitiative kam erst ein halbes Jahr später im September 1990: Albert Kahle, eine engagierte Persönlichkeit in Kirchheim u. T., sammelte Adressen von Gesinnungsfreunden, die bereit waren, sich für die Weiterbelegung des Alten Friedhofs einzusetzen. In Kenntnis meines Leserbriefs wurde ich von ihm für den 28. September 1990 zur Gründungsversammlung des «Freundeskreises zur Rettung des Alten Friedhofs» eingeladen. Als Gastredner erschien Rolf Henne, Vertreter einer Reutlinger Bürgerinitiative, die wenige Jahre zuvor erfolgreich um den Erhalt des innerstädtischen Friedhofs «Unter den Linden» gekämpft hatte. Henne machte den Anwesenden Mut, dem «Reutlinger Modell» nachzueifern: Seinen Mitstreitern war es seinerzeit gelungen, die Reutlinger Gemeinderäte nach und nach von der Friedhofskonzeption der Bürgerinitiative zu überzeugen und so letztendlich eine Beschlußänderung herbeizuführen. Allerdings waren in Reutlingen die

Ausgangsbedingungen günstiger, denn dort stand von Anfang an eine ganze Fraktion hinter dem Anliegen der Friedhofsfreunde. In Kirchheim dagegen verteilten sich die drei opponierenden Stadträte auf zwei verschiedene Fraktionen und bildeten innerhalb des 34köpfigen Stadtrats eine einflußlose Minderheit.

Angespornt vom Erfolg der Reutlinger Bürgerinitiative entschieden wir uns für die Bildung der Interessengemeinschaft «Freundeskreis Alter Friedhof». Die Gründungsversammlung übertrug einem engeren Kreis, darunter mir, die Organisation weiterer Aktionen. Auf Anraten von Rolf Henne verzichteten wir auf die Ausarbeitung einer Vereinssatzung, um unsere Zeit nicht in Formalien zu verschleißen. Dies erwies sich rückblickend eher als Nachteil, fehlten uns doch ständig klare Kompetenzen und Verantwortlichkeiten.

Bürgerentscheid

für die Erhaltung des Alten Friedhofs

Stimmen Sie am 24. Oktober mit



- für die Erhaltung jahrhundertalter Stadtgeschichte,
- für die Rettung des Waldes "Hohenreisach",
- für die günstigere und bessere Lösung!

Autoaufkleber, gestiftet von der Firma Stadelmayer. Auch bei den Anzeigen und bei den Plakaten für die Aufstelltafeln wurde dieses Motiv verwendet.

Verbündete suchen!

Als erstes schickten wir jedem Stadtrat ein im Namen des «Freundeskreis Alter Friedhof» verfaßtes Schreiben zu mit der Aufforderung, den Gemeinderatsbeschluß vom 20. März 1990 zu überdenken. Antworten erhielten wir keine. Daraufhin begannen wir, Unterschriften zu sammeln, um unserem Anliegen Nachdruck zu verleihen. Innerhalb weniger Wochen unterzeichneten über 4000 Kirchheimer unseren Aufruf zur Wiederbelegung des Alten Friedhofs. Beeindruckt von diesem Votum setzte nun eine Mehrheit des Gemeinderats die Friedhofsfrage auf die Tagesordnung der Sitzung vom 21. März 1991. In den Tagen zuvor führten wir intensive Gespräche mit den Kirchheimer Stadtratsfraktionen.



Bei uns liegen Listen auf, in denen Sie durch Ihre Unterschrift Ihren Wunsch zur Erhaltung des

Alten Friedhof

bekunden und die

öffentliche Bitte und Anregung

des Freundeskreises an Gemeinderat und Stadtverwaltung unterstützen können.

Erste Unterschriftenaktion im November/Dezember 1990, bei der mehr als 4000 Bürger unterzeichneten.

Entsprechend dem Reutlinger Modell erhofften wir uns einen Stimmungswandel im Stadtparlament. Wir erhielten von dort auch durchaus Lob und Anerkennung, aber man machte uns keine Zusagen. Inzwischen konnte ich zu unserer Unterstützung das Landesdenkmalamt Stuttgart gewinnen. In einem von Dr. Rainer Hussendörfer verfaßten Schrei-

ben wurde die Stadt Kirchheim gebeten, ihre Entscheidung in Sachen Friedhof nochmals zu überdenken. Das Landesdenkmalamt tritt grundsätzlich für den Weiterbetrieb der alten innerstädtischen Friedhöfe ein, da diese heimatgeschichtlich wertvollen Anlagen nur so vor Überbauung und Zerstörung nachhaltig gesichert werden können.

Weiter förderten die Naturschutzverbände unser Anliegen, allen voran der BUND. Wertvolle Hilfe erhielten wir auch von Dr. Matthias Mader, einem in Kirchheim ansässigen Geologen, der in einem Gutachten nachwies, daß die lehmigen Verwitterungsböden des Waldfriedhofs für einen längerfristigen Bestattungsbetrieb ungeeignet sind, während die luft- und wasserdurchlässigen Tal-schotter des Alten Friedhofs ideale Voraussetzungen dafür bilden.

Alle diese Informationen leiteten wir an Gemeinderat und Stadtverwaltung weiter und hofften, auf diese Weise einen Stimmungswandel in der Friedhofsfrage in Gang zu bringen. Trotzdem lehnte der Gemeinderat am 21. März 1991 den Antrag der uns nahestehenden Stadträte Roland Zizelmann, Hannelore Bodamer und Dr. Hermann Krämer auf Wiederbelegung des Alten Friedhofs mit 25 gegen 8 Stimmen ab.

Das Bürgerbegehren

Nach der baden-württembergischen Gemeindeordnung muß ein Bürgerbegehren in einer Gemeinde für zulässig erklärt werden, wenn sich «a) nach einem Gemeinderatsbeschluß innerhalb von vier Wochen ein bestimmtes Quorum der stimmberechtigten Bürger per Unterschrift für einen Bürgerentscheid in dieser Sache ausspricht (in Kirchheim 3000), und b) ein Finanzierungsvorschlag für die angestrebte Lösung unterbreitet werden kann.» Das in einem zulässigen Bürgerbegehren vorgetragene Anliegen muß dann in einem Bürgerentscheid zur Abstimmung gebracht werden, es sei denn, der Gemeinderat stimmt dem Anliegen zu und macht es selbst zur Beschlusssache.

Termingemäß zum 15. April 1991 reichten wir auf dem Rathaus unser Bürgerbegehren zur Wiederbelegung des Alten Friedhofs ein. 5400 Kirchheimer Bürger hatten es innerhalb der vorgeschriebenen Vierwochenfrist unterzeichnet! Den in der Gemeindeordnung geforderten Finanzierungsvorschlag hatten wir mit den eingesparten Ausgaben für die Erweiterung des Waldfriedhofs begründet. Der Weg zu einem Bürgerentscheid schien frei zu sein. Doch das Kirchheimer Kommunalparlament erklärte auf Antrag von Oberbürgermeister Peter Ja-

kob am 15. Mai 1991 mit 17 gegen 14 Stimmen unserer Bürgerbegehren für unzulässig, da es sich nicht nur gegen den Gemeinderatsbeschluss vom 21. März 1991 richte, sondern auch gegen den vom 20. März 1990, und somit die in der Gemeindeordnung festgesetzte Vierwochenfrist überschritten sei.

Prozesse über Prozesse!

Gegen diese Gemeinderatsentscheidung legten Maja Hildebrandt, Albert Kahle und ich als Kirchheimer Bürger Widerspruch beim Regierungspräsidium Stuttgart ein. Wir stützten uns dabei auf den Wortlaut der Gemeindeordnung, die außer den vorhin zitierten Vorbehalten keine weiteren Einschränkungen nennt. Deshalb waren wir doch recht überrascht, als am 13. November 1991 die Entscheidung des Regierungspräsidiums zu unseren Ungunsten ausfiel.

Mut zum Weitermachen verschaffte uns der Kontakt mit Dr. Fritz Hopmeier, Landtagsabgeordneter unseres Wahlkreises, und vor allem die Zusammenarbeit mit Dieter Dziellak und Heinz Dangel vom Schwäbischen Heimatbund. Herrn Dr. Hopmeier hatten wir angeschrieben, um die Möglichkeiten einer Landtagspetition auszuloten. In seinem Antwortschreiben sicherte er uns sein Wohlwollen in einem Petitionsverfahren zu; aus seinen beigefügten Unterlagen wurde zudem ersichtlich, daß eine Klage vor dem Verwaltungsgericht nicht von vornherein aussichtslos war.

Der Kontakt zum Schwäbischen Heimatbund ergab sich aus meiner Funktion als Vertrauensmann dieses Vereins in Kirchheim u. T. Bei Rechtsbeistand Heinz Dangel fand ich fachkundige und freundschaftliche Hilfe. Auch Heimatbund-Geschäftsführer Dieter Dziellak, als Bürgermeister a. D. ein erfahrener Verwaltungsfachmann, schätzte unsere Chancen in einem Rechtsstreit durchaus positiv ein und übernahm für uns im Namen des Verbands die Anwaltskosten. So abgesichert wagten sich meine Freunde und ich Ende 1991 vor das Verwaltungsgericht Stuttgart. Dies wies jedoch in seinem Urteil vom 27. Februar 1992 unsere Klage ab und stellte sich hinter die Entscheidung des Gemeinderats und des Regierungspräsidiums.

Die Herren Dangel und Dziellak stärkten uns den Rücken und machten Mut, beim Verwaltungsgerichtshof Mannheim in die Berufung zu gehen. Um das finanzielle Prozeßrisiko zu mindern, hatten meine Freunde inzwischen auf eigene Einsprüche verzichtet, so daß alle weiteren Verfahren unter meinem Namen geführt wurden. Vor dem Verwaltungsgericht Stuttgart hatten wir noch die Hilfe eines Rechtsanwalts in Anspruch genommen. Danach erarbeitete ich mir – unterstützt von den Herren Dziellak und Dangel – alle Schriftsätze selbst.

Niederlagen und Siege

Im Januar 1993 fiel die Entscheidung im Petitionsausschuß des Stuttgarter Landtags. Trotz eines Ver-

Alter Friedhof in Kirchheim u. T.: Der mit Randsteinen eingefasste Weg wurde im Rahmen der Modernisierungsmaßnahmen unauffällig verlängert. Der gewachsene Baumbestand blieb bei den notwendigen «Lichtungen» nach Möglichkeit erhalten. Nebeneffekt: mehr Sonne.



fahrensfehlers innerhalb der Planfeststellung wollte der Landtag unserer Petition «nicht abhelfen». Daraufhin fühlte sich die Stadt Kirchheim in ihrer Rechtsauffassung so sehr bestärkt, daß sie sich durch das noch laufende Verfahren vor dem Verwaltungsgerichtshof Mannheim nicht länger aufhalten lassen wollte. Sechs Wochen vor dem Urteilspruch begann sie mit der Rodung des Waldes am Hohenreisach, um die geplante Erweiterung des Waldfriedhofs zügig voranzutreiben. Mein Antrag auf Unterlassung bis zum Eingang des VGH-Urteils wurde vom Verwaltungsgericht Stuttgart als unzulässig zurückgewiesen. Dreihundert schöne, gesunde Laubbäume (Zählung BUND) wurden so im Februar 1993 vorschnell gefällt¹.

Am 13. April 1993 traf dann das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Mannheim in Kirchheim ein: Unser Bürgerbegehren wurde in letzter Instanz für zulässig erklärt, da «grundsätzlich jeder weichenstellende Beschluß eines Gemeinderatsgremiums bürgerentscheidsfähig ist»!

Doch Oberbürgermeister und Gemeinderatsmehrheit waren immer noch nicht gewillt, den Bürger-

entscheid zuzulassen! Man reichte beim Verwaltungsgerichtshof Mannheim Beschwerde wegen Nichtzulassung der Revision ein und bestellte sich hierzu bei einem der renommiertesten Anwaltsbüros Deutschlands ein Rechtsgutachten. Außerdem kündigte die Stadtverwaltung an, die Erweiterungsarbeiten am Waldfriedhof würden planmäßig fortgesetzt. Um dies zu verhindern, sah ich mich wiederum gezwungen, den Rechtsweg einzuschlagen. Diesmal entschied das Verwaltungsgericht Stuttgart zu unseren Gunsten: im Wege einer einstweiligen Verfügung wurde es der Stadt Kirchheim untersagt, vor der Durchführung eines Bürgerentscheids Veränderungen am Waldfriedhof vorzunehmen, da man sonst das VGH-Urteil vom 13. April 1993 unterlaufe.

Inzwischen war auch das von der Stadt Kirchheim bestellte Rechtsgutachten eingetroffen, das seinen Auftraggebern empfahl, von weiteren kostenträchtigen Rechtsmitteln Abstand zu nehmen und den Weg für den Bürgerentscheid frei zu machen. Dieser wurde schließlich vom Gemeinderat auf den 24. Oktober 1993 festgesetzt.

Der Bürgerentscheid

Martin Blümcke, dem Herausgeber der «Schwäbischen Heimat», ist es zu verdanken, daß ich in Heft 1992/3 auf die Bedeutung des Alten Friedhofs und seine Gefährdung aufmerksam machen konnte. Mehr als 500 Exemplare dieser Ausgabe wurden uns von der Geschäftsstelle kostenlos zur Verfügung gestellt und in Kirchheim vor dem Bürgerentscheid verteilt.

Daß wir eine Mehrheit der abgegebenen Stimmen erhalten würden, war bei der allgemeinen Stimmungslage der Bevölkerung zu erwarten. Nach der baden-württembergischen Gemeindeordnung benötigten wir jedoch die Zustimmung von mindestens 30 % der stimmberechtigten Bürger, d. h. 7551 JA-Stimmen in Kirchheim! Besorgt fragten wir uns, ob sich so viele Leute für das Thema «Alter Friedhof» überhaupt mobilisieren lassen. Erschwerend kam für uns noch hinzu, daß zu unserer Stadt vier voll stimmberechtigte Außengemeinden gehören, die alle über eigene Friedhöfe verfügen und unserem Anliegen wenig Aufmerksamkeit schenken. Außerdem entmutigte uns auch die finanzielle und technische Überlegenheit des kommunalen Verwaltungsapparates: Jedem Haushalt wurde von der Stadtverwaltung eine mehrfarbige sechzehnseitige Broschüre zugestellt, in der überwiegend die Argumente der Verwaltung und der Gemeinderatsmehrheit vorgetragen wurden.



STIMMZETTEL

für den Bürgerentscheid "Alter Friedhof"
in Kirchheim unter Teck am 24. Oktober 1993

Auf dem Alten Friedhof im Stadtteil Kirchheim finden seit 1972 Bestattungen nur noch statt, soweit Nutzungsrechte an Wahlgräbern noch nicht abgelaufen sind. Sonstige Bestattungen werden in diesem Stadtteil seither ausschließlich auf dem Waldfriedhof vorgenommen.

Dies hat der Gemeinderat der Stadt Kirchheim unter Teck am 24.10.1972 so beschlossen und mit Beschlüssen vom 11.06.1980, vom 21.03.1990 und vom 20.03.1991 bestätigt.

Das diesem Bürgerentscheid zugrundeliegende Bürgerbegehren erstrebt, den Alten Friedhof wieder für den allgemeinen Bestattungsbetrieb freizugeben. Der Gemeinderat hat diesem Begehren in der Sache nicht zugestimmt.

Frage:

Sind Sie dafür, daß der Alte Friedhof im Stadtteil Kirchheim erneut für den allgemeinen Bestattungsbetrieb eingerichtet wird ?

JA

NEIN

0900011 p

Die Adelsgräber an der Westmauer des Alten Friedhofs in Kirchheim wurden mit ihren Nischen freigelegt und frisch gerichtet. Sie bilden nun eine markante Kulisse hinter den neu gesetzten Eibenhecken. Die eingerüstete Friedhofskapelle im Bildhintergrund ist die Schöllkopfkapelle, für deren Rettung sich der Kirchheimer Heimatbund ebenfalls einsetzte und am 8. August 1997 der evangelischen Kirchengemeinde eine Spende von DM 30 000 überreichte.



Zu unserer Enttäuschung schwenkte auch die Lokalpresse immer deutlicher auf die Linie des Rathauses ein, je näher der Bürgerentscheid heranrückte. Sie berichtete z. B. ausführlich über ein von der Stadtverwaltung bei einer auswärtigen Privatfirma in Auftrag gegebenes Bodengutachten, das die Böden des Alten Friedhofs, ungeachtet ihrer jahrhundertelangen Nutzung, als für einen Bestattungsbetrieb wenig geeignet darstellte! Dr. Matthias Mader als Geologe erarbeitete hierzu eine kritische Stellungnahme, die zwar der Presse übermittelt, dort aber nie veröffentlicht wurde.

Nicht genug des Frustes: Sechs Wochen vor dem 24. Oktober hob der Verwaltungsgerichtshof Mannheim die Anordnung des Verwaltungsgerichts Stuttgart wieder auf, nach der die Stadtverwaltung die Erweiterung des Waldfriedhofs vor dem Bürgerentscheid zu unterlassen habe. Konkrete Folgen hatte diese Entscheidung allerdings nicht mehr.

Allen pessimistischen Voraussagen zum Trotz wollten wir so kurz vor dem Ziel nicht resignieren, schließlich hatten wir um diesen Bürgerentscheid drei Jahre lang gekämpft! Noch bevor die Broschüren der Stadtverwaltung an die Haushalte ausgeliefert waren – den Termin konnte ich auf dem Rathaus erfragen, der Inhalt war von einer Gemeinderatsvorlage her bekannt –, verteilten wir ein doppelseitiges Infoblatt in alle Briefkästen Kirchheims, in dem wir uns gezielt mit den von der Stadtverwaltung vorgetragenen Argumenten auseinandersetzten. Ein Spendenkonto ermöglichte es, die finanziel-

len Auslagen zu decken; die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart versandte Spendenbescheinigungen. Über dieses Konto flossen uns in wenigen Tagen mehr als 10 000 DM zu. Damit finanzierten wir eine Anzeigenserie in der Lokalzeitung, wo nun bis zum Bürgerentscheid täglich eines unserer Argumente dargestellt und von Kirchheimer Bürgern namentlich mitgetragen wurde. Die Spendengelder reichten darüber hinaus noch für eine vierstellige Überweisung an die SHB-Geschäftsstelle, mit der wir uns für die erwähnten 500 Exemplare der «Schwäbischen Heimat» bedankten.

Mehr als ein Dutzend Heimatbundmitglieder wirkte bei der Verteilung der Infoblätter mit und betreute so die Hälfte aller Stimmbezirke in Kirchheim. Die übrigen versorgte der BUND und der «Freundeskreis Alter Friedhof». Gemeinsam mit dem BUND errichteten wir jeden Samstag einen Stand in der Kirchheimer Fußgängerzone mit Bildern und Informationen zum Bürgerentscheid. Die Kirchheimer Werbefirma Stadelmayer stiftete graphisch gelungene, ins Auge fallende rotweiße Plakate und Aufkleber, die dafür sorgten, daß der Bürgerentscheid in Kirchheim zum allgemeinen Gesprächsthema wurde. All dies zusammen ergab dann letztendlich wohl den Ausschlag, daß wir mit 7767 JA-Stimmen – das sind 30,9% der stimmberechtigten Bürger Kirchheims – 216(!) Stimmen mehr erhielten, als zum positiven Ergebnis des Bürgerentscheids notwendig waren. Nur 1111 Bürger stimmten gegen unseren Antrag.

Allen genannten und ungenannten Helferinnen und Helfern möchte ich an dieser Stelle nochmals herzlich danken und ihnen zu unserem gemeinsamen Erfolg am 24. Oktober 1993 gratulieren. Besonderer Dank gebührt auch meiner Ehefrau Birgitt, die mich in diesen schwierigen Zeiten trotz Krankheit nach Kräften unterstützte.

Alter Friedhof in neuem Kleid

Erst im Sommer 1996 konnte der Alte Friedhof in Kirchheim zur allgemeinen Wiederbelegung freigegeben werden. Allein die Vorplanungen hatten ein ganzes Jahr beansprucht. Das staatliche Wasserwirtschaftsamt Kirchheim testete 1994 auf Antrag des Gemeinderats noch einmal die Bodenverhältnisse; das Ergebnis entsprach dem vorhin erwähnten Gutachten Dr. Maders. Mitte 1995 verkündete dann das Kreischen der Baumsägen und das Poltern der Planiermaschinen den eigentlichen Beginn der Arbeiten.

Ich selbst hatte mir eine behutsamere, weniger kostenintensive Vorgehensweise gewünscht, konnte mich aber mit meiner Konzeption im Gemeinderat, dem ich seit 1994 angehöre, nicht durchsetzen. Trotzdem sehe ich in dem nun vorliegenden Ergebnis keinen Anlaß zur Unzufriedenheit.

Mit der Bestellung des Stuttgarter Architektenbüros Pfrommer und Partner war es der Stadtverwaltung 1994 gelungen, einen kompetenten und verantwortungsbewußten Planungspartner zu gewinnen. In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt konnten so einige schwierige Aufgaben recht glücklich gelöst werden²:

- Modernisierung des Wegenetzes und Anlage neuer Brunnen unter Beibehaltung des überlieferten Charakters der Anlage,
- Verschmelzung des in den 50er Jahren neu angelegten westlichen Friedhofsteils mit der älteren, historischen Bestattungsfläche zu einer optischen Einheit,
- Erhaltung und Einbindung aller kunst- und heimatgeschichtlich relevanten Grabsteine und Denkmäler in das Friedhofsensemble³,
- Sanierung und Ausbau der Hochbauten unter Berücksichtigung der historischen Bausubstanz, wie z. B. Einbau einer behindertengerechten Toilette oder einer Kühlanlage in die Leichenhalle.

Daß dies alles natürlich nicht zu den Kosten erfolgen konnte, wie es bei einer «behutsameren» Wiederbelegung möglich gewesen wäre, liegt auf der Hand. Andererseits muß man aber auch zugeben, daß der Alte Friedhof jetzt über eine Infrastruktur verfügt, die auf längere Zeit keine größeren Ein-

griffe mehr erforderlich machen wird. Die Gesamtausgaben für die Wiederbelegung des Alten Friedhofs in Kirchheim bewegten sich übrigens innerhalb des Rahmens, der 1990 für die Waldfriedhoferweiterung veranschlagt wurde⁴.

Bilanz

Hat sich unser Einsatz gelohnt? Ich denke ja, auch wenn der einstige «Gottesacker» heute vieles von seiner ursprünglichen Atmosphäre vermissen läßt: 70 Bäume wurden 1995 gefällt, um neuen Grabfeldern und Wegen Platz zu machen, der verbliebene Bestand radikal ausgelichtet und verjüngt. Und wo einst üppiges Strauchwerk die häßlichen Hinterhöfe eines benachbarten Wohnviertels verdeckte, sieht man jetzt nacktes Mauerwerk und Wellblech. Zeit und Vegetation werden so manches heilen müssen.

Aber vieles ist im Vergleich zu früher nicht nur anders, sondern auch schöner geworden. Dazu rechne ich den großzügig gestalteten Eingangsbereich vor der Schöllkopfkapelle, die Hervorhebung und Sicherung der vielen wertvollen Kleindenkmäler und die zahlreichen neuen Plätze und Brunnen, die nicht nur funktionell, sondern auch künstlerisch ausgestaltet wurden und dezent den parkartigen Charakter der Anlage unterstreichen.

Insgesamt beweisen die Veränderungen, daß ein moderner Bestattungsbetrieb nicht grundsätzlich auf Kosten der Ästhetik und der historischen Substanz eines alten Friedhofs gehen muß. Ein Kunst- und Heimatfreund wird sogar mit Freuden manche Verbesserung registrieren. Ich könnte mir deshalb vorstellen, daß in wenigen Jahren der Kirchheimer Alte Friedhof als ein gelungenes Beispiel für die Modernisierung eines alten, historischen Friedhofs gilt und deshalb rasch überregionale Aufmerksamkeit findet.

ANMERKUNGEN:

- 1 Die Rodungen betrafen nur den ersten Erweiterungsabschnitt.
- 2 In diesem Zusammenhang ist die gute Zusammenarbeit mit Dr. Sabine Weyrauch zu erwähnen, die sich als Außendienstvertreterin des Landesdenkmalamts Stuttgart nachhaltig für die Vorschläge des Kirchheimer Heimatbundes einsetzte.
- 3 Eine Arbeitsgruppe des Kirchheimer Heimatbundes hatte sie 1991 aufgelistet, veröffentlicht und dem Landesdenkmalamt übermittelt (vgl. SH 1992/3).
- 4 Gemeinderatsvorlage 16/1990 und Haushaltsplan der Stadt Kirchheim für 1997.

Reinhold Kälberer Paul Kälberer – ein Künstler und sein Dorf im Tal der Glatt



Paul Kälberer 1928, Selbstporträt, von ihm bezeichnet als «Selbst mit Hut». Eine Bleistift- und Kreidezeichnung.

Am 15. März 1997 wurde die Gedächtnisausstellung «Paul Kälberer – ein Künstler und sein Dorf» im Wasserschloß Glatt unweit von Sulz am Neckar eröffnet. Sie war einer Retrospektive der künstlerischen Symbiose des Malers, Zeichners und Grafikers mit seiner Wahlheimat gewidmet. Einer seiner Söhne, Reinhold Kälberer, führte in die Ausstellung ein.

Gar vieles bewegte den fast 30jährigen Paul Kälberer in jenem Herbst 1926, als er das Haus in der Sommerhalde in Glatt erwarb. Er war zunächst ein Heilung-Suchender. Der Erste Weltkrieg hatte ihm den Lieblingsbruder und zahlreiche Freunde geraubt. Dafür brachte er neben einer schweren Verwundung bei Verdun ein Asthmaleiden aus der Kriegsgefangenschaft mit. Dabei wollten die seelischen Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, noch weniger vernarben als die körperlichen. Von Kaiser und Kirche tief enttäuscht, war der Kriegsfreiwillige zum Pazifisten und Freigläubigen geworden. Pazifist ist er geblieben, zur Kirche hat er später wieder zurückgefunden.

Der Künstler am Scheideweg – Herbst 1926

In dieser Zeit machte sich ein immer unbändiger werdender Freiheitsdrang bemerkbar. Der Entschluß, der Versuchung einer bürgerlichen Existenz als Zeichenlehrer zu widerstehen, war bereits gefallen. Auch das pietistische Elternhaus in Stuttgart, ja sogar die Akademie, waren ihm zu eng geworden. *Sei glücklich in deinem Pferch!* Mit diesem Stoßseufzer entließ ihn der besorgte Vater ins Hohenzollerische, sprich Preußische, und obendrein, wie er sagte, stockkatholische *Ausland*, nach Glatt.

Wenn für Paul Kälberer etwas feststand, so war es die künstlerische Berufung. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich P. K., wie er früh zu signieren begann, als Landenbergers Meisterschüler bereits einen Namen gemalt. Auszeichnungen und erste Porträtaufträge, ein sich erweiternder Kreis von Abonnenten für die monatlich erscheinenden Radierungen bestärkten ihn.

Dennoch packten ihn, der sich an den alten Meistern messen will, gelegentlich Zweifel am bisher Geleisteten. Am 16. Oktober 1926 liest sich dies so: *Es kommt besonders hinzu, daß ich gegenwärtig meine Arbeiten nicht ansehen kann, ich möchte sie anzünden und in der Stille Neues beginnen.* Der Weg in die Stille führte nach Glatt.

Die Stille ist gleichzusetzen mit Natur. Am Tag zuvor heißt es in einem Brief: *Es ist nötig, daß ich wieder einmal die Natur ansehe, auch wenn kein Kunstwerk dabei herauskommen sollte.* Entschlüsselt bedeutet dies, daß er von der Begegnung mit der Natur eben doch eine künstlerische Anregung erwartete.

Die Wahl fiel wohl deshalb auf Glatt, weil er hier ein im wesentlichen «naturbelassenes» Dorf antraf. Da wog die herrliche Nußbaumallee vor dem Haus schwerer als der lästige Umstand, daß das Wasser 50 Meter weit hergeschleppt werden mußte. Das, was später auf dem Grundstück im Schweiß des Angesichts entstehen sollte, vom Hühnerhof bis zur Bienenzucht, trägt unübersehbar rousseausche Züge. Es ist kein Zufall, daß sich der Künstler eine enzyklopädisch anmutende Zahl von kunsthandwerklichen Fertigkeiten aneignet. Es ist auch kein Zufall, daß drei seiner Söhne ein Handwerk erlernen, bevor sie ein Studium aufnehmen.

Trotz dieser Wendung zur Natur: Ein Eremitendasein war nie geplant. Paul Kälberer war nicht das, was man einen «Aussteiger» nennt. Über die gewiß



Bachlandschaft,
entstanden 1931.
Diese Radierung
zeigt Glatt mit der
oberen Brücke.

lange Nabelschnur der Reichsbahn wußte er sich mit der Landeshauptstadt und seinem großen Freundes- und Künstlerkreis verbunden. Zahlreiche Reisen, besonders nach Italien, eine umfassende Kunstbibliothek, die Beherrschung mehrerer Fremdsprachen zeugen von Weltoffenheit. Glatt blieb, auch während der Jahre der inneren Emigration im Dritten Reich, ein Ort der Begegnung und eine Insel der Redefreiheit.

Bleibt noch nachzutragen, daß eine junge Kunststudentin in Berlin dem Ruf «Zurück zur Natur!» bedingungslos zu folgen und dafür ihre eigene künstlerische Laufbahn zu opfern bereit war: Gesa Rautenberg. Wie bei der Begegnung mit Glatt, muß es sich bei der Begegnung mit Gesa Rautenberg um Liebe auf den ersten Blick gehandelt haben, denn sehr früh fällt die Entscheidung, den weiteren Lebensweg gemeinsam zu gehen.

Der Künstler im Dorf

Als das junge Paar in Glatt einzog, gehörten die beiden zu den wenigen sogenannten Reingeschmeckten im «Flecken». Das Dorf war eine Welt im kleinen, die in sich geschlossen dem Rhythmus der Natur folgte. Im Frühsommer erklang das abendliche Dangeln der Sensen, im Spätsommer dröhnte die Dreschmaschine weithin. Während der Apfelernte hing der Mostgeruch in der Luft, und bald kündigten die rauchenden Feuer von der Kartoffelernte.

Der Winter legte seine stille Schneedecke über Dorf und Tal. Es war die Stille, die für leise Töne empfänglich macht.

Wie der Maler den Ablauf der Jahreszeiten miterlebte, zeigt so mancher Bildtitel: «Glatt im Winter» oder «Im Tauschnee», «Vorfrühling», «Märzsonne». So wird das Dorf in allen Zeiten durchkonjugiert. Auffällig ist die Zahl der Winterlandschaften. Wenn die Natur die Struktur der Bäume freilegt und die Farbpalette aufs äußerste reduziert ist, dann genügt ein minimaler Farbeinsatz, um optimale Wirkung zu erzielen. Die Komposition gewinnt an Klarheit der Konturen.

So wie die Jahreszeiten, so ziehen auch die Lebensalter der Menschen in Kälberers Arbeiten an uns vorüber. Auch hier ist bemerkenswert, wie oft der Winter des Lebens dargestellt wird. In diesen Gesichtern vermochte der Künstler zu lesen wie im Buch des Lebens, in dem alles verzeichnet ist; jede Falte hat ihre Geschichte. Ob Abbild oder Maske der Seele – er versuchte hinter dem Phänomen die Wahrheit zu ergründen. Die immer wieder dargestellte «Dorfahne» pflegte von ihrem langen Leben zu sagen, daß es eigentlich nicht länger gedauert habe als ein bedächtiger Gang von der oberen Brücke bis zu ihrem Häuschen im Gießen hinter dem Schafhaus.

Der Künstler schätzte auch Originale wie den «alten Michel», der auf der Radierung «Bachlandschaft» dargestellt ist. Von ihm wußte er folgende

Begebenheit zu berichten: *Michel*, so sprach ihn eines Tages der Pfarrer an, *ich hab' gehört, Ihr wandelt auf schlechten Wegen!* Die Antwort kam prompt und unwiderleglich: *Gmoind soll's mache lau!* Doch hat der Künstler die Dorfbewohner nicht idealisiert gesehen. Die vielsagenden Titel «Bauerngelage» und «Liebeshain» stellen die deftigen Seiten der dörflichen Sitten dar. Diese Blätter wurden zu Lebzeiten des Künstlers nie der Öffentlichkeit preisgegeben. Daß es keine Selbstverständlichkeit ist, in einer heilen Welt zu leben, zeigte sich schon vor dem Einzug, als der Gemeinderat beschloß, die wohl hundertjährige Nußbaumallee vor dem Haus fällen zu lassen und für 700 Reichsmark zu verkaufen. Da wallt dem Schwaben Paul Kälberer doch sein Blut. Mit Nachbarn zieht er aufs Rathaus, um zu protestieren. Er bietet sogar an, die Bäume später aufzukaufen. Vergeblich. Dieses Schlüsselerlebnis wird nicht vergessen. Viele Jahre später wird Paul Kälberer die markanten Bäume als Beauftragter für Natur- und Denkmalschutz als erhaltenswert einstufen. Von den mächtigen Nußbäumen, die einst so viele Bauernhäuser überwölbten, war jedoch keiner mehr übrig.

Für den Künstler bildeten Baum, Haus und Landschaft eine unzertrennliche Einheit, die es zu erhalten galt. Schon von der ersten Stunde an greift er somit erhaltend und gestaltend ins Dorfbild ein. Er entwirft ein Kriegerdenkmal, auch einige Häuser entstehen nach seinen Entwürfen, immer unter dem Aspekt der Eingliederung ins Dorfbild. Er kämpft um die Erhaltung des Schloßgartens, er bemüht sich, die Leute davon abzuhalten, die Gartenzäune weiß zu streichen, weil das naturbelassene Tannenholz im Laufe der Jahre einen unnachahmlichen silbrigen Glanz erhält. Er führt einen Feldzug gegen die Gartenzwerge, die unter dem Vorwand des Wirtschaftswunders in die Vorgärten eingedrungen sind. Das nicht Natürliche und das nicht Bodenständige war in seinen Augen Kitsch.

Die bedeutendste Leistung im dörflichen Bereich bildet zweifellos die Restaurierung der Schloßkapelle, deren damalige Degradierung zum Holzschuppen dem Künstler in der Seele weh tat. Nachträglich erscheint die deutsch-französische Zusammenarbeit mit dem kriegsgefangenen Stukateur Roger Cana als die damals einzig mögliche Form des Widerstands gegen Haß und Zerstörungswut, ein Protest, der so fein gesponnen war, daß auch die Machthaber der Zeit, denen solche Ironie fremd war, hieran nichts auszusetzen vermochten.

Am 19. April 1945 standen die französischen Panzer schußbereit in der Nähe des Friedhofs und warteten vergeblich auf die weiße Fahne. Es ging um Sein

oder Nichtsein des Dorfes. Ein beherzter Mann ging den Truppen entgegen und übergab die Ortschaft: Paul Kälberer. Von der Besatzungsmacht zum kommissarischen Bürgermeister berufen, ließ der Künstler schleunigst Wahlen abhalten. Glatt dürfte zu den ersten Gemeinden mit frei gewähltem Bürgermeister im Nachkriegsdeutschland zählen.

Für Paul Kälberer, dem politischer Ehrgeiz fernlag, galt es seiner künstlerischen Berufung gerecht zu werden. Mit dem Umsturz des nationalsozialistischen Regimes beginnt für ihn der Übergang zur öffentlichen Mitwirkung beim Wiederaufbau des kulturellen Lebens der Region.

Kälberers Kunstverständnis

Paul Kälberer geht es nicht um bloße Dokumentation oder um die Darstellung einer dörflichen Idylle, sondern in jedem Werk setzt er sich von neuem mit dem Gesehenen, mit der Wirklichkeit auseinander. Dabei hat ihn die Nähe zum Sujet nie abgeschreckt. Einen Abklatsch der Natur hat er jedoch stets vehement abgelehnt. Schon sehr früh tauchen in Kälberers Arbeiten die Glatter Motive als Archetypen auf. Das Wasserschloß wird zum



Die Gießenahme mit Holzscheiten. Öl auf Leinwand, gemalt zwischen 1946 und 1948.



Lithographie von 1946: Straße im Schnee. Abgebildet ist die Allerheiligenstraße in Glatt.

Schloß schlechthin. Der Glatter Haustyp mit seinem steilen, unten sanft ausschwingenden Dach wird zum Haus überhaupt. Die Bäume recken Stamm und Äste – bei aller Ähnlichkeit mit der Natur – eben nach dem Willen des Künstlers zum Himmel. Hoch oben, aus der schöpferischen Perspektive, durfte Paul Kälberer schalten und walten, wie es ihm gut dünkte. Das Dorf war sein. Er vermochte Zäune, Bäume, Häuser, ja Berge zu versetzen. Der Wille zum gestalterischen Eingriff ist allgegenwärtig.

Zum Willensakt der Komposition tritt eine Empfindsamkeit, die impressionistische Anklänge nicht verleugnen kann. *Ein Kunstwerk ist ein durch die Brille eines Temperaments gesehenes Stück Schöpfung*, schreibt Emile Zola, dessen Jugendfreund kein geringerer als Paul Cézanne war, durch dessen Schule alle Maler der Generation Paul Kälberers gegangen sind.

Kurz vor seinem Einzug in Glatt hatte Paul Kälberer in einem Brief an seine Verlobte sein Verständnis von äußerer und innerer Erfahrung folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: *Ich habe nicht den Ehrgeiz, besser malen zu können als andere, sondern ich fühle seit den Tagen meiner frühen Kindheit jene schöpferische Unruhe wirksam, die nach einer fernen Harmonie des ganzen Daseins ruft. Das ist wirklich eine ferne Harmonie, welche sehr viel Arbeit und fortwährendes Vergleichen der Klänge von innen mit denen von außen verlangt!* So gesehen ist Paul Kälberers Kunst immer wieder ein Akt der Schöpfung und eine dem Maler eigene Form der Erkenntnis.

Die Bernsteinschule – Keimzelle der Nachkriegskunst

Ausstellung im Dominikaner-Museum Rottweil
vom 14. November 1998
bis 31. Januar 1999

Paul Kälberer war Gründer und erster Leiter dieser privaten Kunstschule im Kloster Bernstein unweit von Sulz am Neckar, die von 1946 bis 1955 bestand.

Anneliese Seeliger-Zeiss Alpirsbacher Abtsgrabmäler und ihr Stellenwert für die Geschichte des mittelalterlichen Grabmals

Wie schon das Jubiläum des Klosters Hirsau 1992 bot auch das 900-Jahr-Jubiläum des Klosters Alpirsbach im Jahr 1995 Gelegenheit zu interdisziplinärer Zusammenarbeit zahlreicher, in der Landesgeschichte engagierter Forscher und Arbeitsstellen. Aus der Überzeugung heraus, daß neue Ergebnisse in erster Linie durch solche Teamarbeit zu gewinnen sind, hat die Heidelberger Inschriften-Kommission gerne die Gelegenheit zur Mitarbeit ergriffen und die Aufgabe übernommen, die historischen Inschriften des Klosters Alpirsbach zu sammeln und wissenschaftlich zu bearbeiten. Die Edition der Inschriften wird in der vom Landesdenkmalamt unter Federführung von Dr. Dietrich Lutz, Karlsruhe, betreuten Festschrift (Drucklegung 1999) Aufnahme finden. Hier soll eine Übersicht über die Ergebnisse epigraphischer Forschung in Alpirsbach informieren.

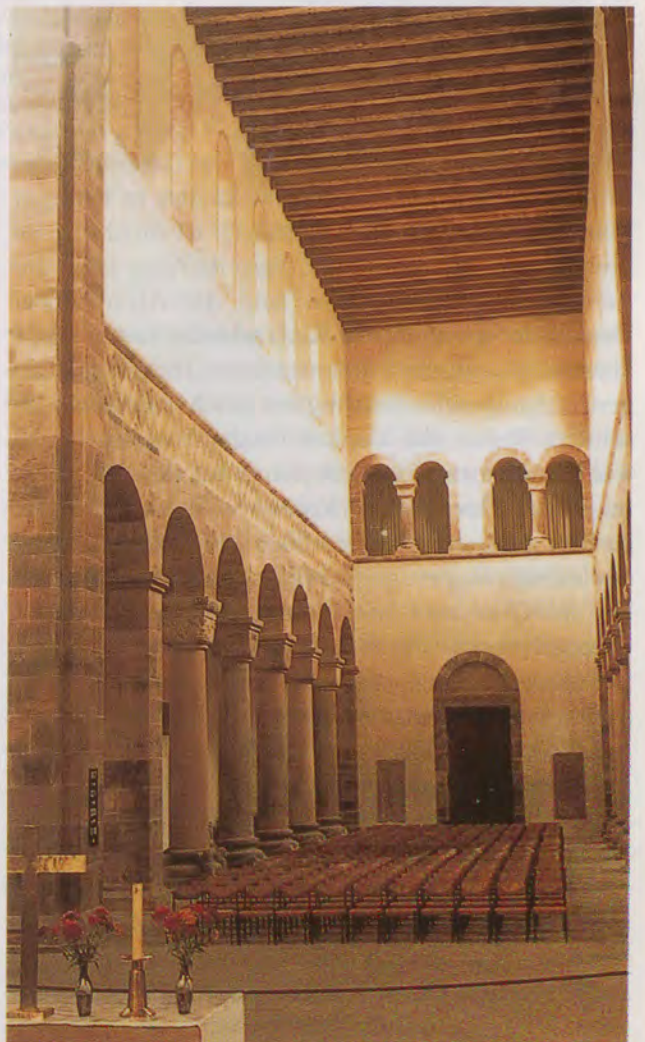
*Die Heidelberger Inschriften-Kommission,
ihre Aufgaben und ihre Arbeitsweise*

Die Erfassung der Inschriften in Alpirsbach geschah im Vorgriff auf die künftige Bearbeitung der Inschriften des Landkreises Freudenstadt, deren Edition geplant ist. Die Inschriften-Kommission ist eine Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Sie ist zuständig für die Erfassung, Archivierung und Edition der historischen Inschriften innerhalb des Bundeslandes Baden-Württemberg.

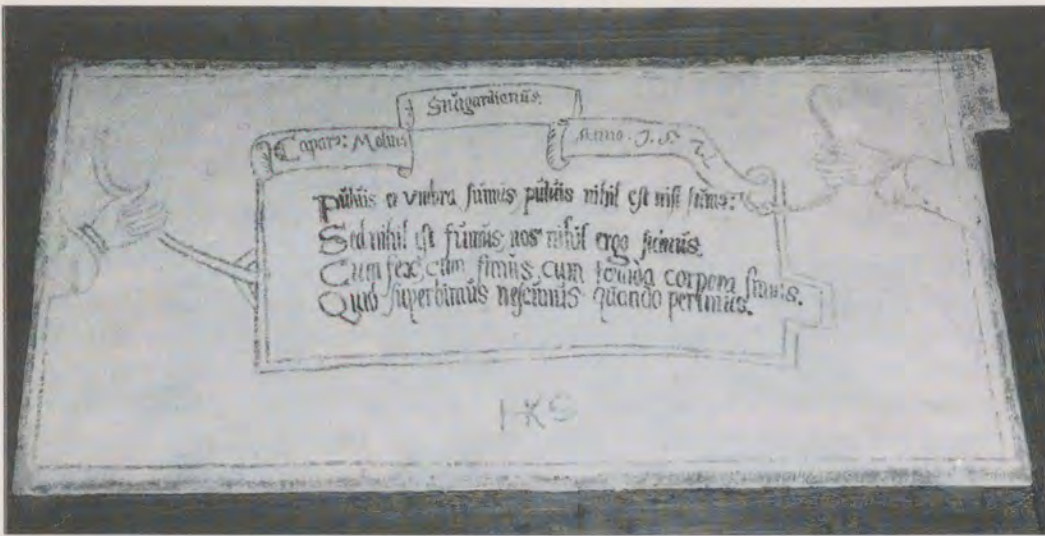
Inzwischen haben alle Landesakademien in Deutschland sowie die Österreichische Akademie der Wissenschaften in Wien solche Forschungsstellen ins Leben gerufen. Sie stehen damit in der Nachfolge des 1845 von Theodor Mommsen begründeten Corpuswerks zur Erforschung der Epigraphik der römischen Antike (Corpus Inscriptionum Latinarum, bekannt unter der Abkürzung CIL). Die Forschungsergebnisse zur Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Deutschland und Österreich finden ihren Niederschlag in dem Sammelwerk «Die Deutschen Inschriften» (Abkürzung: DI), dessen 48. Band soeben erschienen ist mit dem Titel *Die Inschriften des Bundeslandes Niederösterreich 2: Stadt Wiener Neustadt*, gesammelt und bearbeitet von Renate Kohn. Für Baden-Würt-

temberg sind bisher zwölf Bände erschienen; der 13. Band der Heidelberger Reihe, DI 47: *Die Inschriften des Landkreises Böblingen*, geht gerade in Druck.

Wie schon bei dem Inschriftenmaterial der Antike stellen die Inschriften des Sepulkralbereichs den größten Anteil des Inschriftengutes. Sechzig bis siebenzig Prozent dieser Kulturdenkmäler sind Grabdenkmäler, Grabplatten, Epitaphien und Totenschilde. Gemeinsam ist dieser Gattung von Denkmälern im allgemeinen die Verbindung mit einer Inschrift, die Auskunft gibt über die verstorbene Person, ihren Namen und Todestag, über ihre Position im irdischen Leben, über ihre Hoffnungen auf



*Alpirsbach, die ehemalige Benediktiner-Klosterkirche,
Grabstätte der Äbte. Blick vom Chor nach Westen.*



Alpirsbach,
Dormentbau,
Ostseite, 8. Zelle
von Norden, an der
Fachwerk-Zwischen-
wand gemalte
Inschrift in Huma-
nistischer Minuskel
in unregelmäßiger
Ausführung:

Caspar(us) Molitor|Stutgardienus.|Anno.1.5.7.1/
pulis et umbra sumus, puluis nihil est nisi fum(us);/
Sed nihil est fumus; nos nihil ergo sumus./
Cum fex, cum finus, cum foedida corpora simus./
Quid superbimus nescimus quando perimus.

Staub und Schatten sind wir, Staub ist nichts als Rauch.
Aber der Rauch ist nichts, also sind wir ein Nichts.
Da wir nur Abschaum, nur Schmutz, nur stinkende Leiber
sind, was erheben wir uns stolz und wissen doch nicht,
wann wir sterben.

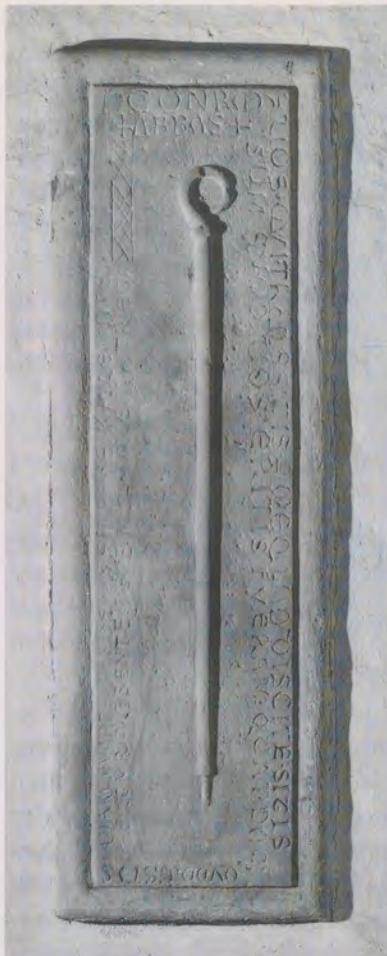
ein Leben nach dem Tode. Durch ihre Inschriften werden diese Kulturdenkmäler zu Geschichtsquellen.

Aber gerade die Inschriften sind der Grund für die extreme Gefährdung dieser Denkmäler in heutiger Zeit. Ihre empfindliche Oberfläche ist nicht nur im Freien dem Steinfraß, der Verwitterung und der Zerstörung ausgesetzt. So sind die Alpirsbacher Denkmäler zwar in der Klosterkirche unter Dach, aber nach heutigen Erkenntnissen nicht optimal gegen aufsteigende Feuchtigkeit im Mauerwerk geschützt. Stehen die Denkmäler gar noch im Freien wie die historischen Grabsteine auf dem Kirchhof im nahen Dornstetten, Kreis Freudenstadt, gehen sie innerhalb der nächsten Jahrzehnte mit Sicherheit der Zerstörung entgegen. Sollen diese Primärquellen zur Orts- und Landesgeschichte nicht spurlos untergehen, ehe ein Entziffern nicht mehr möglich ist, muß versucht werden, den heutigen «status quo» wenigstens dokumentarisch festzuhalten. Dies kann nur durch eine rasch ins Werk gesetzte Inventarisierung geschehen.

Da die Inventarisierung epigraphischer Denkmäler im einzelnen derzeit nicht von der staatlichen Denkmalpflege geleistet werden kann, obgleich dies unzweifelhaft in die Zuständigkeit dieses Amtes fällt, muß nach pragmatischen Lösungen gesucht werden. Die Heidelberger Inschriften-Kommission versucht daher, neben der wissenschaftlichen Arbeit die Inventarisierung der Inschriften-Denkmäler selbst voranzutreiben, bis die geplante

enge Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt in die Praxis umgesetzt werden kann. Seit 1990 leistet ein Team von Studenten zusammen mit einem versierten Photographen die Feldarbeit vor Ort; diese umfaßt die Inventarisierung des Denkmals, d. h. die photographische Aufnahme, Vermessung, Kurzbeschreibung und Kurzauswertung der Inschrift. Anschließend werden die Aufnahmen im Photoarchiv der Heidelberger Inschriften-Kommission archiviert; zugleich werden die wichtigsten Daten erfaßt und ausgewertet in der Datenbank «Heidelberger Epigraphik-Archiv», die inzwischen knapp 6000 Datensätze enthält. Bis zum Ende 1995 war der gesamte nördliche Landesteil Baden-Württembergs, d. h. die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe mit 25 Stadt- und Landkreisen, inventarisiert oder schon wissenschaftlich ediert. Bis Ende 1997 wurde die Erfassung der Inschriften in den südbadischen Kreisen bis zum Landkreis Lörrach vorangetrieben, mußte aber aus finanziellen Gründen im Frühjahr 1998 eingestellt werden.

Das Verfahren bietet nicht nur bereits jetzt wichtige Arbeitshilfen, sondern es erlaubt auch Prognosen. So sind heute schon Angaben über den Inhalt des künftigen Inschriftenbandes für den Landkreis Freudenstadt möglich: Der Band wird ca. 300 vor 1650 entstandene Inschriften enthalten, darunter werden ca. 180 dem Bereich Grabmal zufallen; mit 53 Stück werden die Glocken stark vertreten sein. Von der Zahl her sind die Städte Horb a. N. mit 57 und Dornstetten mit 27 Inschriften Schwerpunk-



Alpirsbach, Grabplatte des Abtes Ebirhardus, ►
gestorben 1173 (?). Inschrift in Romanischer
Majuskel: + DORMIT · EBIRHARDVS ·
PAT(ER) · HIC · IN · / PACE · BEAT(VS) · /
NEXIBVS · EREPTVS · NECIS · E(ST) ·
AD · SYDER/A · UECT(VS) · /

Es schläft Vater Eberhardus hier in Frieden, als
ein Seliger ist er – den Banden des Todes ent-
rissen – zu den Sternen aufgefahren.

◀ Alpirsbach, Grabplatte des Abtes Conradus,
nach 1178. Inschrift in Romanischer Majuskel:

A + CONRADVS / + ABBAS + /
B UOS · QVI · TRANSSITIS · P(ER) · ME ·
QUID DISCITE · SITIS / SUM QVOD
UOS ERITIS FVERAM QUANDOQUE
/ QVOD ESTIS /
C MARCIVS IN TE(R)NIS DENIS FI-
NISSE KALENDIS / FERTVR PRESEN-
TEM SPE MEL · IORE PATREM /

Abt Conradus. – Ihr, die ihr vorübergeht, er-
fahrt durch mich, was ihr seid: ich bin (jetzt),
was ihr sein werdet, ich bin gewesen, was ihr
(jetzt) seid. – Es wird berichtet, der hier ru-
hende Vater habe am dreizehnten Tag vor den
Kalenden des März (17. Februar) in der Hoff-
nung auf ein besseres (ewiges Leben) sein
Leben auf Erden geendet.



orte des Bandes; Alpirsbach aber wird mit 62 teil-
weise sehr frühen Inschriften das eigentliche Kern-
stück des Bandes bilden.

Der Alpirsbacher Inschriftenbestand

Verglichen mit dem in anderen Klöstern Baden-
Württembergs erhaltenen oder kopiaal überlieferten
Bestand historischer Inschriften ist der Alpirsbacher
Bestand mit insgesamt 62 Stücken zahlenmäßig ger-
ing. Bebenhausen kann 90 Grabmäler und Epita-
phen bis 1800 aufbieten, davon 70 bis zum Jahr 1650
und 30 bis zum Ende des Mittelalters. Für Maul-
bronn lassen sich 133 Inschriftendenkmäler vor
1650 nachweisen, davon sind etwa 80 Grabschrif-
ten. Der Alpirsbacher Inschriftenbestand ist unein-
heitlich, denn gegenüber 35 noch mittelalterlichen
Stücken ist der Anteil aus nachreformatorischer Zeit
überraschend gering. Die nach 1560 in Bebenhau-
sen so zahlreichen Grabmäler und Epitaphien der
evangelischen Äbte und ihrer Angehörigen fehlen
hier fast vollständig, ebenso die Familien der Amts-
personen. Dies sind Defizite, die nicht nur der ge-

wollten Purifizierung des Kircheninnern im 18. und
19. Jahrhundert, sondern wohl auch der Armut der
Schwarzwaldgegend zuzuschreiben sind.

Dafür kann Alpirsbach aus der Zeit des Bestehens
seiner evangelischen Klosterschule zwischen 1560
und 1593 – der Zeit der Spätrenaissance – eine Spe-
zialität bieten, die in dieser Form noch in keiner
Klosteranlage erhalten geblieben ist: die gemalten
Wanddekorationen (Abb. S. 424) in den Schlafräu-
men des Dorments mit Versen und Namensinschrif-
ten der Klosterschüler. Insgesamt leisten diese Wan-
dinschriften einen bedeutenden Beitrag zur Erfors-
chung der Prosopographie der württembergischen
Klosterschulen, also einem alphabetischen Ver-
zeichnis aller Lehrer und Schüler, und darüber hin-
aus für den Pfarrerstand des Landes. Sie vermögen
durch die Dichte ihrer Überlieferung die Grundlage
zu bilden für eine von Dr. Hermann Ehmer, Stutt-
gart, neu zusammengestellte «Matrikel» der Alpirs-
bacher Schule. Diese gemalten epigraphischen
Zeugnisse umfassen in erster Linie Monogramme
und ausgeschriebene Namensinschriften mit Jah-
reszahlen. Auffallend hoch ist der Anteil an latei-

nisch abgefaßten Gedichten und Spruchweisheiten in lehrhafter Manier, die offensichtlich dem Bildungsgut der Schule entstammten. Überwiegend sprechen aus diesen Versen Resignation und Todesgewißheit, was uns angesichts der jugendlichen Verfasser befremdet. Formlos gestaltete Graffiti – wie mutwillig die Wand verunstaltende, spontan erzeugte Schmierereien oder Kritzelinschriften, wie sie uns heute im öffentlichen Raum überall entgegenreten, – fehlen ganz. Vielmehr haben wir hier überwiegend Versuche eines sehr persönlichen dekorativen Wandschmuckes vor uns, der – wenn auch ungeschickt und kunstlos in der Ausführung – doch als Zeugnis des Schülerlebens ernstzunehmen ist.

Die größte Bedeutung kommt in Alpirsbach erwartungsgemäß den Inschriften aus der mittelalterlichen Klosterzeit zu. In erster Linie zu nennen ist hier eine Reihe von Inschriften am Bau, die als Primärquellen die Baugeschichte der spätgotischen Klausur zwischen 1481 bis 1495 mit Eckdaten untermauern können.

Der eigentliche Schwerpunkt aber liegt in der Frühzeit, also in der Zeit zwischen 1150 und 1350. Gegenüber den «normalen» Verhältnissen in Württemberg, wo die Inschriften im wesentlichen erst mit dem 14. Jahrhundert einsetzen, haben wir in Alpirsbach zwölf Stücke – also fast ein Viertel des Bestandes – aus diesen ersten Jahrhunderten nach der Klostergründung. Davon sind nicht weniger als sechs Inschriften-Denkmäler aus romanischer Zeit, unter diesen eine Glockeninschrift, Fragmente eines Chorfensters und – als Spitzenstück mittelalterlicher Epigraphik – das Tympanon des Westportals, das aufgrund des epigraphischen Befunds wohl nicht vor 1150 anzusetzen ist.

Wie anderswo wird auch in Alpirsbach der größte Teil der Inschriften-Denkmäler von Grabmälern ge-

stellt. Besondere Bedeutung kommt dabei den Grabmälern der Äbte zu, von denen die wichtigsten Stücke für diesen Aufsatz ausgewählt wurden. Die Abtsgrabmäler sind mit insgesamt zehn Exemplaren unerwartet zahlreich, was nur durch die steinerne Abtserie von Maulbronn mit zwölf Stücken überboten wird. Ein überraschendes Ergebnis der wissenschaftlichen Bearbeitung war: jedes dieser Abtsdenkmäler bietet einen besonderen Aspekt, der dem Alpirsbacher Bestand zusätzliche Originalität verleiht. In diesem Rahmen können diese Qualitäten nur kurz angerissen werden.

Abtsdenkmäler aus romanischer Zeit

Zwei romanische Grabplatten für die Äbte Ebirhardus und Conradus stehen nach Alter und Bedeutung an der Spitze der Alpirsbacher Grabmäler und gehören zu den ältesten und bedeutendsten Stücken in Baden-Württemberg (Abb. S. 425).

Die beiden Platten sind ähnlich gestaltet. Charakteristisch ist die vierseitige Rahmung der Platte, eines schmalen Monoliths in Form eines Rechtecks, durch einen Rundstab von ca. 5 cm Durchmesser. Dieser kräftige Wulst ist uns als Teil des romanischen Kehle-Wulst-Profils in der Architektur vertraut. Die Wulstrahmung grenzt das Innenfeld nicht nur optisch linear nach außen ab, sondern hebt das Innenfeld plastisch empor. Als die Grabplatte noch im Boden der Klosterkirche über der Grabstätte eingelassen war, ragte der Wulstrand über Bodenniveau auf und bot dem künstlerisch gestalteten Innenfeld Schutz gegen Tritte und Beschädigung.

Dieses Innenfeld trägt bei beiden Grabplatten einen in Relief gearbeiteten Abtsstab in natürlicher Größe, der – in illusionistischer Weise – wie hier abgelegt wirkt. In beiden Grabplatten sind metrische lateinische Inschriften, also kleine literarische Kunst-



Alpirsbach, Grabplatte eines unbekanntes Abtes, Mitte 13. Jahrhundert.

Hirsau, evangelische Marienkapelle, Grabplatte Herzog Bertolds I. von Zähringen und seiner Gemahlin Richwara, errichtet um 1150. Inschrift in Romanischer Majuskel: + BEATE · ME/MOR(IE) · DVX BERHTOLDVS · (ET · CO(N)IV(N)X · EI(VS) RICHWARA · IILLE · /NON(IS) · NOVE(M)BRIS · /HAE]C · VI · ID(VS) · MAII · OB(IIT) · ANIME · EORV(M) · RE/(Q)VIESCANT · IN / PACE · AMEN /

Herzog Bertold und seine Gemahlin Richwara frommen Angedenkens. Jener starb an den Nonen des November (Nov. 5), diese an den 6. Iden des Mai (Mai 10). Ihre Seelen mögen ruhen in Frieden. Amen.



werke, eingemeißelt. Diese geben nicht nur über die Vornamen der beiden Äbte Auskunft, sondern ihre komplizierte Komposition als leoninische Hexameter mit Binnenreim wirft auch ein Licht auf das geistige Milieu im Alpirsbacher Benediktinerkloster des 12. Jahrhunderts. Besonders bemerkenswert ist einer der Texte der Conradus-Platte, denn er variiert den berühmten Spruch der drei Toten an die Lebenden: «SUM QUOD VOS ERITIS, FUERAM QUANDOQUE QUOD ESTIS» – Ich bin, was ihr sein werdet, ich bin gewesen, was ihr seid. Wir haben hier einen frühen Beleg für diesen im Spätmittelalter weitverbreiteten Memento-Mori-Mahnspruch, der vermutlich antiken oder karolingischen Ursprungs ist.

Die Grabplatte des Abtes Ebirhardus ist aufgrund der epigraphischen Untersuchung, aber entgegen der bisherigen Forschungsmeinung, eindeutig die ältere von beiden. Die Abtsreihe in Alpirsbach weist im 12. Jahrhundert Lücken auf. Eberhard läßt sich am ehesten mit einem namentlich nicht genannten, 1173 verstorbenen Abt identifizieren. – Die Grabplatte des Abtes Conradus dürfte einem Conradus, Profesß von Hirsau, zuzuordnen sein, der nach 1178 (nach Karl Glatz) bzw. zwischen 1180 und 1192 (nach P. Virgil Fiala) als Abt von Alpirsbach erwähnt ist, womit eine Entstehung nach 1192 denkbar wäre.

Will man den Stellenwert dieser beiden romanischen Denkmäler innerhalb der Entwicklung des mittelalterlichen Grabmals abschätzen, ist eine ver-

gleichende Untersuchung der Grabplatten von Äbten dieser frühen Zeit im Bearbeitungsgebiet unerläßlich. Eine zusammenfassende Untersuchung romanischer Grabplatten – bisher nur für die Rheinlande geleistet – ist ohnehin ein Desiderat. Eine solche Untersuchung müßte neben Grabplatten mit Inschrift auch solche ohne Inschriften berücksichtigen. Hier kann nur das vorläufige Ergebnis kurz zusammengefaßt werden.

Der Abtsstab als Abzeichen des Abtsgrabes ist bei Benediktinern wie Zisterziensern weit verbreitet; er kommt als einziger Schmuck inschriftloser Grabplatten vor – so auf einer weiteren Abtsgrabplatte in Alpirsbach, die man aufgrund des Blattwerks an der Krümme des Stabes ins 13. Jahrhundert setzen möchte (Abb. S. 426). In Verbindung mit einer Grabchrift bezeichnet der Abtsstab – in Relief oder in Ritzzeichnung ausgeführt – das Grabmal eines Abtes oder einer Äbtissin schlechthin. Die einzelnen Klöster entwickelten seit dem 12. Jahrhundert eigene Varianten, die bis ins 16. Jahrhundert hinein zu festen Traditionen wurden. So begegnen in Lorch und Murrhardt Grabmal-Serien, auf denen der Abtsstab mit einem Standkreuz verbunden ist. In Maulbronn und Herrenalb wird der Abtsstab oft von einem ins Bildfeld hineinragenden Arm gehalten. In Weißenburg im Elsaß ist eine Serie erhalten, die Abtsstab, gotischen Baldachin, Umschrift und metrische Inschrift vereinigt.

Für Alpirsbach typisch ist die Verbindung des Abtsstabes mit dem Wulstrand und mit einer ganz be-

stimmten Anordnung der Inschrift. Bei der Grabplatte des Ebirhardus beginnt der erste Hexameter rechts oben an der Langseite mit einem Invokationskreuz nach einem kreuzförmigen Flechtwerk-Knoten. Das Invokationskreuz als Christussymbol zu Beginn der Inschrift vertritt eine Form der Doxologie, einen liturgischen Lobpreis Gottes in Kurzform. Der zweite Hexameter setzt diagonal links unten an; auf diese Weise umzieht die Inschrift parallel zum Wulstrand das Feld mit dem Abtsstab. Diese Umschrift bildet einen Schrift-Rahmen. Bei der Grabplatte des Abtes Conrad sind drei unabhängige Inschriftteile jeweils zweizeilig in gleicher Weise zu einer Rahmenform angeordnet, die auf die

Feldmitte hin ausgerichtet ist. Gegenüber der im 13. Jahrhundert sich allgemein durchsetzenden «Normalform» der mittelalterlichen Grabplatten mit Umschrift zwischen Linien und dem stereotypen «Anno-Domini-Formular» fehlen hier noch die – die Schrift außen und innen einfassenden – Ritzlinien.

Da diese allgemein verbindliche Form so weit verbreitet ist, sind unsere Augen getrübt, wenn es um Anfang und Ursprung dieser Gestaltung geht. Man muß zur Kenntnis nehmen, daß bis zum 13. Jahrhundert bei der Anordnung der Inschrift auf Grabplatten mit mehreren Möglichkeiten experimentiert wurde. Am häufigsten sind schon seit karolingi-



Alpirsbach, Grabplatte des Abtes Walter Schenk von Schenkenberg. Inschrift in Gotischer Majuskel: + ANNO // DOMINI / M^o · C^oC^o · X^oX^o · VII · II IDVS AVGVSTI · / [. . .] // [.] JO · / WALTHERVS ABBAS D(I)C(TV)S · SCHE(N)K · /

Im Jahr des Herrn 1337 am 2. vor den Iden des August (12. August) [starb] Abt Walter genannt Schenk.



Alpirsbach, Grabplatte des Abtes Heinrich Haugg (Hack). Inschrift in Gotischer Minuskel: + anno · domini · M^o + / cccc^o + xiiii^o in die + luce + Obijt + hainricu^o + / abbas + dictu^o + / haugg /

Im Jahr des Herrn 1414 am Tag des Lucas (18. Oktober) starb Abt Heinrich genannt Haugg.

scher Zeit die zeilenweise angeordneten Inschriften, die auf der rand- und rahmenlosen Platte entweder quer- oder längslaufen. Auch das längslaufende Inschriftband in der Mittelachse oder die kreuzförmig angeordnete Inschrift sind möglich.

Die beiden Alpirsbacher Grabplatten haben ihre Vorläufer in Hirsau, in der schwer beschädigten Grabplatte für Herzog Berthold I. von Zähringen und seine Gemahlin (Abb. S. 427), entstanden postum ca. 1150, und in dem Grabplattenfragment für Abt Volmar, gestorben 1156. Dort werden die Umschriften bereits von Ritzlinien eingefasst. Daß Hirsau Vorbild für Alpirsbach war, läßt sich auch aus gleichlautenden Wendungen des Formulars und an paläographischen Eigentümlichkeiten erschließen. Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung ist also die Erkenntnis, daß nicht nur die Architektur Hirsaus eine richtungsweisende Funktion für den romanischen Kirchenbau hatte, sondern daß Hirsau auch auf dem Gebiet der Grabmalgestaltung offensichtlich eine neue Entwicklung einleitete und Vorbilder für eng verbundene Kongregationen wie Alpirsbach lieferte.

Frühe Grabplatten mit Figur des Abtes

Wie schon dargelegt, haben die meisten Klöster die in romanischer Zeit begründete Tradition in der Gestaltung ihrer Abtsgrabplatten bis ins 15. Jahrhundert weitergeführt. Alpirsbach gehört zu den Klöstern, die diese bewußt beibehaltene Traditionslinie früh durchbrechen. Nachdem schon Ende des 13. Jahrhunderts zum erstenmal die Figur eines Priesters mit Kelch bei der Elevation auf Grabplatten in Alpirsbach und in dem benachbarten Frauenkloster Wittichen in Ritzzeichnung erscheint, setzt sich hier die figürliche Darstellung des Abtes durch. Die Ikonographie für diese Darstellung begegnet zuerst Anfang des 12. Jahrhunderts wiederum in Hirsau, allerdings in der Buchmalerei, in der Gestalt des Gründungsabtes Wilhelm, gestorben 1091 (Miniatur im Reichenbacher Schenkungsbuch, erste Hälfte 12. Jahrhundert, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek): der stehende tonsurierte Abt in der Mönchskutte, mit dem Abtsstab und dem Regelbuch des hl. Benedikt in Händen. Dieselbe Darstellung findet sich auf dem Hirsauer Abtssiegel seit 1254.

Auf einer Grabplatte erscheint die Figur des Abtes in dieser Form in Alpirsbach zum erstenmal auf dem Denkmal des Walter Schenk von Schenkenberg (1303–1337); Abb. S. 428. Außerdem ist diese Grabplatte ein besonders frühes Beispiel für die Ausbildung einer architektonischen Baldachinrahmung, die die Figur als Hoheitsraum umgibt. Und schließ-



Hirsau, evangelische Marienkapelle: Grabplatte des Abtes Hanssmann. Inschrift in Kapitalis: ANNO D(OMI)NI · M · CCCC · XXIII · XVI / KALEN(DAS) IVLII OBIIT R(EVEREN)DVS · IN CHR(IST)O P(ATE)R · D(OMI)N(V)S IOANNES HANSEMAN(N) / DE CALVA HVIVS MONASTERII / ABBAS CVIVS ANIMA DEO FELICITER IN ETERNVM VIVAT · AME(N) · |

Im Jahr des Herrn 1524 am 16. vor den Kalenden des Juli (Juni 16) starb in Christus der verehrungswürdige Vater, Herr Johannes Hanssmann aus Calw, Abt dieses Klosters. Seine Seele möge durch Gott selig in Ewigkeit leben. Amen.

lich ist dieses Werk wegen seiner besonderen technischen Ausführung bemerkenswert, denn die Inschrift in einer großformatigen Gotischen Majuskel war ursprünglich mit einer farbig kontrastierenden Masse gefüllt und glatt geschliffen, eine Technik, die in Alpirsbach und wiederum in der Klosterkirche Wittichen, Gemeinde Schenkenzell, Kreis Rottweil, mehrmals anzutreffen ist, sonst aber eher selten in Baden-Württemberg vorkommt. Dem gleichen Darstellungs-Schema folgt die Grabplatte des Abtes Heinrich Haug (gest. 1414), erweitert durch die Aufnahme seines Familienwappens zu Füßen der Figur (Abb. S. 428).



Alpirsbach, Grabplatte des Abtes Hieronymus Hulzing. Inschrift in Gotischer Minuskel: + Anno domini · Millesimo · quadringentesimo · nonagesimo · qui(n)to · xvij · / kalendas · Junij · obiit · reuer / endus · In chr(ist)o pater ac d(omi)n(u)s · Jeroni- mus · hui(us) · monasterij · abbas · / · 1497 |

Im Jahr des Herrn eintausend vierhundert neunzig (und) fünf am 16. vor den Kalenden des Juni (17. Mai) starb der verehrungswürdige Vater in Christo und Herr, Hieronymus, Abt dieses Klosters.

Spätmittelalterliche Besonderheiten der Ikonographie Alpirsbacher Äbte

Im Spätmittelalter erhielten Klöster und Stifte in aller Regel das päpstliche Privileg der liturgischen Pontifikalkleidung eines Bischofs mit Mitra und Stab verliehen. Diese Rangerhöhung fand Eingang



Alpirsbach, Grabplatte I vom Grabmal des Abtes Alexius Barrenfurer. Inschrift in Gotischer Minuskel: Solite regna celica vite · conscia / mente meditat(us) in vmbra misere carnis · mox desiture · Reuerend(us) in cristo · p(ate)r et d(om)n(us) · / Alexius abbas · hui(us) asyli [...] / me(n)si(s) · exanimatu(m) · desiderat subt(us) · quiescere corpus · spiritu saluo + Morit(ur) an(no) <15...> |

Nachdem er sich im täglichen Leben auf das Himmelreich vorbereitet hatte, wobei ihm bewusst war, daß das Fleisch bald im schattigen Grab ein klägliches Ende haben würde, wünscht der in Christo verehrungswürdige Vater und Herr, der Abt Alexius, dieses Asyls [...], daß sein Leib, wenn er vom Geist nicht mehr belebt ist, unter [diesem Stein] ruhen möge, seine Seele aber gerettet sei. Er starb im Jahr ...

die Alpirsbacher Äbte – obgleich Benediktiner – die prunkvollere Repräsentation im Schmuck bischöflicher Insignien nicht aufnahmen, obgleich auch ihnen dies seit 1459 zustand. Das Grabmal des Abtes Hieronymus Hulzing (1479–1495), in Auftrag gegeben 1497 von seinem Nachfolger Gerhard Münzer von Sinkingen, führt sogar eine neue Variation ein,

in die Klosterheraldik und damit in die Ikonographie der Grabkunst, so daß die Grabmäler von Äbten und Pröpsten des 15. u. 16. Jahrhunderts kaum von Bischofsgrabmälern zu unterscheiden sind. Besonders in Bayern, aber auch in den württembergischen Klöstern Hirsau, Lorch und Murrhardt wie in Adelberg und Denkendorf finden wir deshalb Grabmäler der Äbte und Pröpste «in pontificalibus». Als Beispiele seien wiederum Hirsauer Grabmäler genannt. Hier ist das früheste bekannte Stück das Grabmal des Abtes Wolfram Maiser von Berg (1428–1460), von dem nur das Fragment des Kopfes mit der Mitra erhalten ist, das aber dem Siegel des Abtes von 1454 mit der sitzenden Figur mit Mitra, Stab und Regelbuch entsprach. Ferner ist zu nennen das Grabdenkmal des Abtes Johannes Hansmann, gest. 1524, in der Hirsauer Marienkapelle, heute evangelische Pfarrkirche (Abb. S. 429).

Eine Ausnahme macht der Zisterzienserorden, dessen Äbte entweder grundsätzlich auf figürliche Darstellungen verzichten (so in Maulbronn) oder die Figur des tonsurierten Abtes in der Mönchskutte wählen (so in Bebenhausen, ferner in Eberbach im Rheingau und Disibodenberg).

Es ist bemerkenswert, daß

die außerhalb von Alpirsbach nicht vorzukommen scheint: den Abt mit hochgeschlagener Kapuze. Die Art, wie die Kapuze das Gesicht rahmend umgibt, erinnert an die Figur des hl. Benedikt von Gregor Erhart im Schrein des Hochaltars von Blaubeuren. Der hl. Benedikt wird auch in der romanischen Buchmalerei mit Kapuze wiedergegeben, wohl um ihn als Mönch und Ordensmann zu kennzeichnen. Andererseits ist das Hochschlagen der Kapuze liturgischer Brauch beim Chorgebet der Benediktiner, z. B. beim Singen des Gloria Patri. Also könnte hier die Kapuze eine Art Demutstopos sein, der von den reformtreuen Alpirsbacher Äbten bewußt der Pracht des Bischofsamtes entgegengesetzt wurde. An dem Hulzing-Grabmal hat sich auch die Technik schwarz gefüllter Buchstaben in hervorragendem Zustand erhalten (Abb. S. 430).

Das «Cadaver-Grabmal»

Ikongraphisch eng verwandt ist das letzte in Alpirsbach erhaltene Denkmal eines Abtes: das Grabmal für Alexius Barrenfurer (1505–1523). Eine Abwandlung betrifft die Haltung der linken Hand, die hier nicht das Buch an die Brust preßt, sondern – die Kuckulle hochraffend – ein Beutelbuch hält. Der intellektuelle Anspruch des Denkmals drückt sich in der kunstvollen metrischen Inschrift aus. Für das Todesdatum ist eine Lücke gelassen. Also hat Alexius sein Grabmal zu Lebzeiten selbst in Auftrag gegeben. Die Inschrift ist auch nicht als Laudatio abgefaßt, sondern nimmt den Memento-Mori-Gedanken in der Wendung auf: «in umbra misere carnis mox desitura» – der elende Zerfall allen Fleisches im Schatten des Grabes (Abb. S. 430).

Dazu paßt, daß sich eine zweite Platte dieses Abtes mit einem «Cadaver» erhalten hat, mit der Darstellung eines verwesenden Totengerippes, dem als Zeichen der Vergänglichkeit irdischer Herrschaft und Würde Mitra und Wappen beige stellt sind. Es ist denkbar und von den Maßen der beiden Teile her durchaus möglich, daß beide Platten ursprünglich miteinander verbunden waren: unten lag der Cadaver über dem Bestattungsort und darüber ruhte – durch Stützen oder eine offene Arkatur getragen – die Platte mit der Bildnisfigur. Solche doppeldeutigen Grabanlagen (französisch *transi* und *gisant*) sind im Spätmittelalter für regierende Fürsten gern gewählt worden, für die Person eines Abtes aber sehr ungewöhnlich. Im südwestdeutschen Bereich erstmals eingeführt durch Nicolaus Gerhaerts 1462 mit dem Denkmal für den Trierer Erzbischof Jacob von Sierck, hat sich nur das Denkmal für den Bischof von Utrecht, Friedrich IV. von Baden, in Ba-

den-Baden erhalten, entstanden 1521–1523. Wenn diese Rekonstruktion in Alpirsbach nicht zutreffen sollte, kann die Gisant-Platte als Grabdenkmal an der Wand aufgerichtet zu denken sein; die Transi-Platte lag dann davor über der Gruft im Boden. Beide Kombinationen waren in spätgotischer Zeit möglich, aber immer eine Besonderheit. Ein vereinzelt Beispiel in Württemberg ist in Kloster Lorch erhalten, allerdings nicht für einen Abt oder Priester, sondern für den Ritter Ulrich von Wöllwarth (gest. 1505) als Cadaver (Abb. S. 432).

Zusammenfassend ist festzuhalten: Die Serie von Abtsgrabplatten in der ehemaligen Klosterkirche von Alpirsbach reicht von der Romanik bis ins 16. Jahrhundert in relativ dichter Folge. Die Grabmal-kunst setzt in Baden-Württemberg – entsprechend dem Befund in den anderen Regionen Süddeutsch-



Alpirsbach, Grabplatte II vom Grabmal des Abtes Alexius Barrenfurer mit einem Cadaver und den Pontifikal-Insignien des Abtes.

lands – erst mit dem 14. Jahrhundert ein, und nur vereinzelte Stücke reichen ins 13. Jahrhundert zurück. Durch das Vorhandensein von zwei gut erhaltenen romanischen Abtsdenkmälern noch aus dem 12. Jahrhundert rückt Alpirsbach an die Spitze der klösterlichen Grabmalproduktion. Zusammen mit einigen Grabplatten von Wohltätern aus dem Kreis des Niederadels ist hier ein Ensemble erhalten, dessen Stellenwert in epigraphischer, historischer und kunstwissenschaftlicher Hinsicht hohen Rang hat und deshalb sorgsame Pflege verdient. Es sollte deshalb eine vor Wandfeuchte geschützte Aufhängung dieser einzigartigen Kulturdenkmäler vor der Wand mit Hinterlüftung erwogen werden.

ANMERKUNG:

Dieser Beitrag geht auf ein Referat zurück, das im Rahmen des wissenschaftlichen Kolloquiums «Alpirsbach 1095–1995» zur Geschichte von Kloster und Stadt am 19. und 20. Mai 1995 in Alpirsbach vorgetragen wurde. Die Tagung wurde veranstaltet vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Außenstelle Karlsruhe in Verbindung mit der Stadt Alpirsbach. Den Kollegen des Staatlichen Hochbauamtes, vor allem aber den Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe unter der Führung von Dr. Dietrich Lutz sei herzlich für die fruchtbare Zusammenarbeit gedankt.

WICHTIGSTE LITERATUR:

DI = Die Deutschen Inschriften. Bde. 1–48. Stuttgart, München, Berlin 1942–1983, Wiesbaden, Berlin 1984–1998.

Fiala, P. Virgil: Die Baugeschichte und Patrozinien der Klosterkirche von Alpirsbach. In: Alemannisches Jahrbuch 1964–1965, 225–239.

Germania Benedictina V: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg. Bearb. v. F. Quarthal. Augsburg 1975, 117–124.

Glatz, Karl: Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde. Straßburg 1877.

Klemm, Alfred: Abtsdenkmäler, Abtswappen, Abtsbauten in Kloster Alpirsbach. Bes. Beilage d. Staats-Anzeigers für Württemberg Nr. 9, 1889, 129–142.



Lorch im Remstal, evangelische Klosterkirche: Cadaver-Grabmal des Ulrich von Wöllwarth, gestorben 1505, mit zerstörter Inschrift.

Luftkurort



ALPIRSBACH

Historische Klosteranlage Alpirsbach

Führungen: 15. 3. bis 1. 11.: Montag bis Samstag 10, 11, 14, 15 und 16 Uhr; Sonn- und Feiertage 14, 15, 16 Uhr.

2. 11. bis 14. 3.: Donnerstag und Samstag, 14 Uhr.

Bei der Führung werden Klosterkirche, Kreuzgang, Kreuzgarten und Mönchszellen besichtigt.

Anmeldung für Gruppen Tel. (07444) 5 10 61 (15. 3. bis 1. 11.) und Tel. (07444) 95 16-281 (2. 11. bis 14. 3.).

Klosterkonzerte, jeden Samstag (April bis Okt.), 17 Uhr; Kreuzgangkonzerte: Juni/Juli/August, im gotischen Kreuzgang.

Kartenvorverkauf und weitere Informationen:

Tourist Information Alpirsbach, Hauptstraße 20, 72275 Alpirsbach

Telefon (07444) 95 16-281, Fax (07444) 95 16-283

Internet: <http://www.alpirsbach.de>

Ernst Schäll Deutsche Soldaten jüdischen Glaubens aus einer württembergischen Kleinstadt

Chanukka-Gruss für unsere Feldgrauen draussen

Durch Nacht zum Licht ! O dass durch die
Nächte dort
Des Glaubens Sterne Euch leuchten,
Auszuhalten in Wacht & Wehr an Eurem Ort,
Bis dass die finsternen Schatten von Hass & Neid
entweichen.

Dass neu durch Euch der Glanz erstrahle,
Der auf der Makkabäer Namen ruht,
Die einst wie Ihr des Krieges Drangsale
Erduldet mit unentwegtem Opfermut.

Kinder mögen zagen, in langem Streite wanken,
Ihr als Männer Euch zu bewähren habt,
Dem Feinde zum Trutz steht fest ohne Wanken,
Bis Friede wird nach Gottes Rat.

Entzündet die Weihelichtlein zur Freude Euch,
Die wie ein Traum der Menschheit auf Euch
blicken,

Stimmt wohlbekannten Sang an auch im engen
Bereich,

Gott Euch die Engel des Chanukka mag schicken.

Hoffet mit daheim auf fröhlichere Zeit,
Sie kommt, sie kommt auf's Neue,
Da nicht mehr von Hass die Menschheit entzweit,
Wir denken Eurer in Lieb & Treue.

Laupheim, Chanukka 1916/5677
Der Rabbiner Dr. L. Treitel

Es war die Ausstellung *Deutsche Jüdische Soldaten 1914–1945*, die als Wanderausstellung vom Wehrgeschichtlichen Museum Schloß Rastatt 1981 initiiert wurde und sich einer lange in der breiten Öffentlichkeit vergessenen bzw. verschwiegenen historischen Tatsache annahm. Eine weitere Ausstellung *Deutsche Jüdische Soldaten – von der Epoche der Emanzipation bis zum Zeitalter der Weltkriege*, vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Zusammenarbeit mit dem Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam und dem Centrum Judaicum, Berlin, wird seit zwei Jahren in vielen Städten gezeigt.

Es erhebt sich die Frage, sind diese Ausstellungen erforderlich, haben nicht christliche und jüdische Soldaten Seite an Seite gekämpft, haben Blut vergossen und tausendfach ihr Leben gegeben? Ein Blick in die Historie erklärt die Notwendigkeit der Darstellung dieses Themas.

In Württemberg erhalten 1864 die Juden alle Bürgerrechte, folglich müssen sie sich auch dem allgemeinen Wehrdienst stellen

Belegbare Fakten über jüdische Soldaten für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert sind sowohl aus den deutschen Teilstaaten, als auch aus der Donaumonarchie selten. Seit dem frühen Mittelalter wurden Juden, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nicht in die Heere aufgenommen. Eine Änderung trat mit der beginnenden Emanzipation ein. Als der Franzosenkaiser 1809 Österreich bekriegte, standen Württemberger und Bayern an vorderster Front. 1812/1813 kämpften württembergische Regimenter, in denen auch Juden standen, in Napoleons Heer gegen das russische Zarenreich. Nur wenige hundert sahen die Heimat wieder. Aus dem Krieg, den Preußen und Österreich gegen Dänemark führten, hielt sich Württemberg heraus. Anders als nur zwei Jahre später, 1866, als die Preußen gegen Österreich marschierten, Württemberg sich auf die Seite der Österreicher schlug, und so beim Verlierer war. Hier ist die Beteiligung jüdischer Soldaten gesichert.

Absolut unzureichend ist jedoch das Zahlenmaterial. Theodor Fontane, der sich in seinem Buch *Deutscher Krieg von 1866* zu den preußischen jüdischen Soldaten sehr positiv äußert, nennt nur 1025 Namen. In seiner Erhebung erscheint nur ein Teil der jüdischen Gemeinden Preußens, so daß von einer viel höheren Zahl jüdischer Kriegsteilnehmer ausgegangen werden muß. Nachweisbar ist, daß im Krieg 1870/71 eine große Zahl jüdischer Soldaten in württembergischen Regimentern stand. Viele meldeten sich freiwillig, andere waren eingezogen, denn die allgemeine Wehrpflicht bestand bereits.

Dieser Krieg gegen Frankreich und die bevorstehende Reichsgründung erweckten unter den Deutschen eine Welle der Begeisterung, von der die Juden gleichermaßen erfaßt wurden. Nur sechs Jahre zuvor, 1864, hatten die württembergischen Juden die vollen Bürgerrechte gewonnen und waren damit der christlichen Bevölkerung gleichgestellt. Der Prozeß im Königreich Württemberg, beginnend 1808, vollzog sich in Etappen, seit 1828 mit weitreichenden Zugeständnissen, doch auch mit vielen Rückschritten auf dem langen Weg.

Andere deutsche Teilstaaten, wie z. B. Preußen, hatten den Schritt schon früher getan. Die gesetzliche Regelung war eine Sache, deren Einhaltung in

Amtsstuben und Kanzleien eine andere. Dort empfanden es vielerorts Schreiber und Beamte als anmaßend, wenn die Rechte auch wahrgenommen werden wollten. Doch wen wundert, wenn hochgestellte Politiker sich wiederholt abfällig zur Emanzipation der Juden äußerten, wie beispielsweise der Abgeordnete Otto von Bismarck, der nachmalige Reichskanzler, der am 15. Juni 1847 vor der preußischen Ständeversammlung eine lange Grundsatzrede hielt, deren Inhalt ausschließlich der Judenemanzipation galt. Die Rede war mit deutlichen antisemitischen Aussagen gespickt und hatte nachhaltige Wirkung. *Ich gönne ihnen [den Juden] alle Rechte, nur nicht das, im deutschen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden*, war noch harmlos, doch blieb ihm dieser Wunsch über seinen Tod hinaus erfüllt. Erst 1921 wurde Walter Rathenau deutscher Minister. Bismarck scheute auch nicht davor zurück, Anschuldigungen nach uralten Klischees breitzutreten und zitierte einen Vorredner aus der schlesischen Ritterschaft, dem er sich anschloß: *Er will die Juden emanzipieren, wenn sie selbst die Schranken niederreißen, die sie von uns trennen*. Sie sollten also ihren Glauben verleugnen und konvertieren. All dem zum Trotz eilten viele junge Juden zu den Fahnen, mit dem Wissen, daß sie dort oft größere Diskriminierungen erwarteten als im bürgerlichen Leben.

*Antisemitische Tendenzen im preußischen Heer:
Nur Konvertiten können Offiziere werden*

Wenn zum Thema Juden in deutschen Heeren vorwiegend auf Preußen zurückgegriffen werden muß, so liegt dies an der spärlichen Quellenlage zum württembergischen Heer. Es ist jedoch unbestritten, hier war die Benachteiligung eher größer. In Preußen war die Emanzipation gerade ein Jahr alt, als zu Beginn der Freiheitskriege, 1813, auch die im Kriegshandwerk gänzlich unerfahrenen jüdischen Jünglinge zu den Waffen eilten. Dabei war die Möglichkeit, den Offiziersrang zu erreichen, nahezu unmöglich und in der nachfolgenden jahrzehntelangen Friedenszeit noch viel weniger. Fähigkeiten und hohe Auszeichnungen für Tapferkeit zählten nicht. Das Entree war einzig die Konversion zum christlichen Glauben. In Kriegszeiten, wenn ein höherer Bedarf vorlag, änderte sich die Handhabung, doch war die Aufnahme von Juden in die aktive Offizierslaufbahn sehr selten. Als Reserveoffiziere und Stabsärzte der Reserve war dies eher möglich.

Zählungen über die Beteiligung jüdischer Soldaten in den Kriegen 1813 bis 1870/71 sind wenig auf-

schlußreich, weil diese meist Jahre nach den Kriegseignissen erstellt und Glaubensbekenntnisse nicht immer eindeutig erkennbar sind. Ein Beispiel dafür ist eine jüdische Fragebogenaktion im Jahr 1894, bei der 2500 jüdische Gemeinden in Deutschland angeschrieben wurden und nur 1100 verwertbares Zahlenmaterial lieferten. Es mag aber für sich sprechen, was aus den *Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine*, herausgegeben von Oberstleutnant Schnakenburg (1897), hervorgeht, wo es heißt: *Diese Zahlen stellen der militärischen Brauchbarkeit und dem guten Verhalten der jüdischen Soldaten vor dem Feinde ein allerdings glänzendes Verhältnis aus*.

Die Erlangung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung aller Juden mobilisierte in den Jahren nach 1880 eine breite Gegnerschaft. Zu diesem Zeitpunkt entstand durch Bernhard Förster, Friedrich Nietzsches Schwager, der Begriff Antisemitismus. Seit 1880 wurde die Broschüre *Zwanglose antisemitische Hefte* herausgegeben. Eine Antisemitische Partei etablierte sich, die es auf sechzehn Sitze im Reichstag brachte und manche Debatte gegen die Juden führte. Einer der maßgeblichen Sprecher war der Abgeordnete Alfred Stoecker, evangelischer Theologe, Dom- und Hofprediger in Berlin.

Besonders kraß und konkret belegbar ist die Zurücksetzung der Juden durch die Militärverwaltung zwischen dem Siebzigerkrieg und dem Ersten Weltkrieg, die der in der Verfassung verankerten Gleichberechtigung Hohn spricht. Selbst bei hervorragender Befähigung konnte ein Jude kaum noch Reserveoffizier, geschweige denn aktiver Offizier werden. Wie weit die Diskriminierung ging, zeigt eine 1909 erstellte private, in der *Frankfurter Zeitung* publizierte Statistik, wonach seit 1880 mindestens 25 000 Einjährig-Freiwillige jüdischen Glaubens dienten, von denen nicht einer Reserveoffizier wurde. Selbst zu Unteroffizieren wurden nur wenige befördert. Anders bei den ca. 1200 bis 1500 Einjährig-Freiwilligen, die sich taufen ließen; von diesen erhielten 300 das Offizierspatent.

In den Parlamenten wurden wiederholt Debatten ohne jegliche Ergebnisse geführt, die diesen eklantanten Mißstand geändert hätten. Eine kaiserliche Kabinettsordre vom 29. März 1890 ist bezeichnend und nennt auch die Urheber des Verfassungsbruchs: *Die Heranziehung eines ausreichenden und geeigneten Offiziersersatzes ist eine ernste Pflicht der Truppenkommandeure. Die Fahnenjunker müssen aus Kreisen entnommen werden, in denen Adel der Gesinnung zu Hause ist, der das Armeekorps zu allen Zeiten beseelt hat. Neben den Sprossen der adligen Geschlechter, neben den Söhnen meiner braven Offiziere und Beamten, erblicke ich die Träger der Zukunft meines Heeres, und*

in den Söhnen solcher ehrenwerten bürgerlichen Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt werden.

Hatte man seit der Emanzipation darauf geachtet, Juden aus Zivilbehörden herauszuhalten, war das im Heer noch viel ausgeprägter. Man wußte vom stillschweigenden Einverständnis des Kaiserhauses. Die Aristokratie, in ihrer Mehrzahl zumindest nicht judenfreundlich, wenn nicht gar antisemitisch, sah das Militärwesen als ihre Domäne an. Wen wundert es, wenn deren Söhne nicht selten auch ohne abgeschlossene höhere Schulbildung die Offizierslaufbahn erreichen konnten.

Der Erste Weltkrieg und die jüdischen Soldaten

Am 4. August 1914 erklärte Kaiser Wilhelm II. im Berliner Schloß vor den Reichstagsabgeordneten und Vertretern der Kirchen: *Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche, und zum Zeugnis dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammen(zu)halten, mit mir durch dick und dünn zu gehen, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.* Wie sich diese Worte, zumindest für die jüdischen Soldaten, zu einer Farce gestalteten, zeigte sich im Kriegsverlauf.



«Unseren Söhnen», gefallen im Ersten Weltkrieg, steht auf dem Kriegerdenkmal, das 1922 auf dem jüdischen Friedhof in Laupheim nach einem Entwurf von Professor Friedrich Adler errichtet wurde, der aus dieser ober-schwäbischen Stadt stammte.

Diesem an das deutsche Volk gerichteten Appell folgten in vaterländischer Begeisterung Christen und Juden gleichermaßen. Mehr als 10000 Juden meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst. Jüdische Organisationen übertrafen sich gegenseitig in enthusiastischen Aufrufen zur größten Opferwilligkeit.

So schrieb der *Centralverband deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* am 1. August 1914 in Berlin: *An die deutschen Juden: «In schicksalhafter Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen. Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Mut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich. Glaubensgenossen! wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterland zu widmen. Eilet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle – Männer und Frauen – stellt Euch durch persönliche Hilfeleistung jeder Art und durch Hergabe von Geld und Gut in den Dienst des Vaterlandes!»*

Seite an Seite mit ihren christlichen Kameraden taten sie mehr als ihre Pflicht. Sie opferten ihr Blut und viele auch ihr Leben in der Hoffnung auf ein besseres Vaterland, das künftig ihre politische und gesellschaftliche Gleichstellung verwirklichen werde.

Viele Briefe gefallener jüdischer Soldaten zeugen vom Glauben an ein gerechtes Vaterland, doch die antisemitischen Kreise betrieben schon bald ihre Agitation und beschuldigten die jüdischen Soldaten der Drückebergerei, wonach diese sich vorwiegend in der Heimat, in den Etappen und Schreibstuben aufhielten und die Schützengräben den christlichen Soldaten überließen. Unmißverständliche Stellung-

nahmen von der Heeresleitung hätten diesen Anschuldigungen ein Ende bereiten können, doch diese unterblieben. Eingaben der Verleumder, die das Kriegsministerium überhäuften, führten zu der unseligen Entscheidung der sogenannten Juden-zählung.

Am 11. Oktober 1916 erließ das Kriegsministerium eine Verfügung mit folgendem Wortlaut: *Fortgesetzt laufen beim Kriegsministerium aus der Bevölkerung Klagen darüber ein, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl wehrpflichtiger Angehöriger des israelitischen Glaubens vom Heeresdienst befreit seien oder sich von diesem unter allen möglichen Vorwänden drücken. Auch soll es nach diesen Mitteilungen eine große Zahl im Heeresdienst stehende Juden verstanden haben, eine Verwendung außerhalb der vordersten Front, also in den Etappen- und Heimatgebieten und in Beamten- und Schreibstellen, zu finden. Um diese Klagen nachzuprüfen, und ihnen gegebenenfalls entgegenzutreten zu können, ersucht das Kriegsministerium ergebenst um gefällige Ausstellung einer Nachweisung nach dem anliegenden Muster 1 und 2.*

Die Erhebung verursachte in der Heimat eine Welle des Antisemitismus. Anfeindungen und Beschimpfungen unter den Soldaten blieben nicht aus. Antisemitische Kommandeure gingen so weit, jüdische Soldaten von der Front vorübergehend in die Etappe zu schicken, um die Zählung zu beeinflussen. Die Enttäuschung unter den jüdischen Soldaten und Offizieren war unglaublich groß. Nachträgliche Beteuerungen, die Zählung sei nur erfolgt, um die Anschuldigungen zu widerlegen, verfehlten ihre Wirkung. Der angerichtete Schaden war groß. Nie wurden die Ergebnisse dieser Zählung vom Kriegsministerium offengelegt. Um so erstaunlicher ist, daß der antisemitische Schriftsteller Alfred Roth, der unter dem Pseudonym Otto Armin im Jahr 1919 das Buch *Die Juden im Heer – Eine statistische Untersuchung nach amtlichen Quellen* veröffentlichte, Zugang dazu hatte. Abgesehen von der abstoßenden Kommentierung sind die statistischen Gegenüberstellungen verfälscht.

Längst sind die wirklichen Zahlen der im Ersten Weltkrieg beteiligten jüdischen Soldaten bekannt. Hunderttausend waren es im Reich, von denen die überwiegende Mehrheit an der Front stand. Zwölf-tausend sahen ihre Heimat nicht mehr, sie starben auf den Schlachtfeldern.

Nach dem Krieg waren es dieselben aktiven Offiziere, die das Hunderttausendmann-Heer und die Reichswehr schufen und befehligten. Am Geiste hat sich wenig oder nichts geändert. Der Demokratie standen sie skeptisch oder ablehnend gegenüber. Mit der Schaffung der Wehrmacht durch das NS-



Unteroffizier Max D. Einstein mit seiner Tochter, aufgenommen 1915 bei einem Heimaturlaub. Im Hintergrund Schloß Großlaupheim.



Von links: Julius Regensteiner, Kriegsfreiwilliger und Unteroffizier, gefallen 1915 in Frankreich. – Willy Bergmann, Unteroffizier, 1918 in Mazedonien. – Carl Bergmann, Kriegsfreiwilliger und Leutnant der Reserve.

Regime im Jahr 1935 unter derselben Heeresleitung wurden die wenigen jüdischen aktiven Soldaten entlassen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, daß es im Zweiten Weltkrieg auch Offiziere gab, die Mordbefehle gegen Juden willig ausführen ließen.

Bis ins Jahr 1937 versuchte der «Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten» durch Bücher und Publikationen auf den Anteil jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg hinzuweisen. Doch nur in jüdischen Buchhandlungen und Verlagen oder vom «Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten» waren diese Bücher zu beziehen und so fast nur jüdischen Lesern zugänglich. Das Publikum, das sie erreichen sollten, bekam sie kaum zu Gesicht.

Jüdische Soldaten aus Laupheim

Mindestens vier Soldaten aus der Laupheimer Jugendgemeinde standen in württembergischen Regimentern im Krieg gegen Frankreich 1870/71.¹⁾ Jakob Adler, Simon Laupheimer, Bernhard Einstein

und Jonas Laupheimer, der im 6. württembergischen Infanterieregiment «König Wilhelm» am Krieg teilnahm. Davon zeugt eine Urkunde im Staatsarchiv Ludwigsburg, ausgestellt *Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs*, aus Anlaß der Verleihung der «Kriegs-Denk Münze von Stahl am Combattanten-Bande». Jonas Laupheimer war 1880 bis 1887 Rabbiner in Buttenhausen, danach bis 1914 in Buchau.

Das Wissen um die Beteiligung Laupheimer jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg ist nahezu lückenlos. Dieses ist Jonas Weil, dem nachmalig letzten Vorsteher der Judengemeinde Laupheim, zu verdanken. Er mußte den Niedergang und die Zerstörung der Gemeinde in der NS-Zeit miterleben. Spät in die USA emigriert, starb er 1942 in Chicago. 1919 erstellte Jonas Weil das *Verzeichnis von Kriegsteilnehmern der israelitischen Gemeinde Laupheim*. In dem Buch ist jedem der Soldaten ein Erinnerungsblatt gewidmet mit allen persönlichen Daten. Von «Eingerückt» bis «Entlassen» und allen Beteiligungen am Kriegsgeschehen.

An der Front waren:	54 Leute
In der Etappe waren:	9 Leute
In der Heimat waren:	<u>18 Leute</u>
Insgesamt	81 Kriegsteilnehmer
Hierunter sind gefallen	6
Vermißt	2

Die beiden vermißten Soldaten waren ebenfalls, wie sich später ergab, gefallen. Außerdem stellte der Verfasser bei den Recherchen zu diesem Beitrag fest, daß nicht acht, sondern neun gefallen sind. Julius Regensteiner wurde im November 1915 als vermißt gemeldet. Da seine Familie bei Kriegsende nach Freiburg zog, erfuhr man hier nichts von seinem Soldatentod. Er ist in der Dokumentation nicht genannt. Demnach erhöht sich die Zahl der Kriegsteilnehmer auf 82, die der Gefallenen auf neun.

Nach der Volkszählung lebten in Laupheim im Jahr 1910 = 348 Juden, mit stark abnehmender Tendenz. Zum Vergleich: 1871 = 732; 1880 = 635; 1890 = 490; 1905 = 413. Zwischen 1910 und der folgenden Zählung 1925 war eine Abnahme von 93 auf 255 zu verzeichnen. Wenn man für das Jahr 1914 von 300 jüdischen Einwohnern ausgeht, was realistisch sein dürfte, ist der Anteil der Kriegsteilnehmer 27%, der Anteil der Kriegstoten im Vergleich zu den Teilnehmern ca. 11%. Hunderttausend Soldaten jüdischen Glaubens standen im Ersten Weltkrieg im Kriegsdienst. Zwölftausend kehrten von

den Schlachtfeldern nicht mehr zurück. Dies entsprach im ganzen Reich dem prozentualen Anteil der christlichen Soldaten. Zwölf meldeten sich freiwillig. Je drei wurden zu Offizieren, zu Unterärzten bzw. Kriegsassistenzärzten und Stabsärzten befördert. Für ihre Tapferkeit wurden viele teilweise hoch dekoriert.

Darüber, daß ihnen Benachteiligung begegnet ist, beklagte sich in der Dokumentation nur ein Laupheimer Frontsoldat, der Einjährig-Kriegsfreiwillige Unteroffizier Benno Nördlinger, der in zwölf dokumentierten Schlachten teilnahm und dekoriert wurde, mit dem Hinweis: *Wurde wegen Antisemitismus des Regimentskommandeurs Major Hartenstein vom Reserve Feldartillerie 26 nicht weiterbefördert.* Nicht anders als in christlichen Familien und in den Kirchengemeinden gedachte man auch in der jüdischen Gemeinde der Soldaten. Bei staatlichen Kriegsanleihen und Spendenaufrufen war man in jüdischen Familien besonders großzügig. Am Sabbat und an hohen jüdischen Feiertagen wurde der Soldaten gedacht. Der Laupheimer Rabbiner Dr. Leopold Treitel, dessen drei Söhne ebenfalls im Felde standen, hielt zu allen Soldaten seiner Gemeinde Verbindung. Das zeigt sich auch in den beiden vom Rabbiner in Gedichtform ins Feld geschickten Festtagsgrüßen zu Chanukka dem Lichterfest (Dezember) 1916, und Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahrsfest (Sept.–Okt.) 1917.



Von links: Eine christlich-jüdische Freundschaft. Adolf Scheffold (links), nachmaliger Landtagsabgeordneter für das Zentrum, und Max Bergmann 1915 im Festungslazarett Ulm. – Heinrich Steiner (rechts), Kriegsfreiwilliger und Leutnant d. R., gefallen 1918 in Frankreich. – Friedrich Adler, Offizier-Stellvertreter, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, ermordet 1942 in Auschwitz.

Rosch-ha-schono-Gruss

*an unsere jüdischen Soldaten draussen auf
17. September 1917 = 1. Tischri 56 78.*

Auf ein gutes neues Jahr! auf fröhliches
Gelingen!
Ruft Euch in Liebe die Heimat zu,
Dass Ihr zu glücklichem Ende führt das lange
Ringen
Und Euch & uns froh lache wieder Fried & Ruh!

O, dass es werd ein Friedensjahr,
Das Jahr, dem hoffend wir entgegensehen!
In des Festes Sinn Erneuerung würde an uns
wahr.
Alles Leid in einer neuen Zeit mög' untergehn.

Ein Gedenken von Gott, der thronet im Licht!
Für Euch Brave draussen wir daheim erleben,
Wir erhoffen mit grösster Zuversicht:
Ein baldig siegreich Ende, ein frohes Wieder-
sehen!

Im Namen der Heimatgemeinde Laupheim
ihr Rabbiner
Dr. Treitel

Es ist hier nicht möglich, auf viele belegte Einzel-
schicksale der 82 Soldaten der Laupheimer jüdi-
schen Gemeinde einzugehen. Beispielhaft stehen
hier die Brüder Heinrich und Julius Steiner, beide
Kriegsfreiwillige. Heinrich wurde am 2. Januar 1915
Soldat. Zum Leutnant der Reserve befördert, sind
die Schlachten, in denen er stand, lückenlos aufge-
zeichnet:

- | | |
|------------------------|---|
| 15. 7. 15 – 14. 10. 16 | Kämpfe zwischen Maas und Mosel |
| 22. 11. 16 – 14. 4. 17 | bei Regniéville, Remenanville, Fey. |
| 16. 10. – 22. 11. 16 | Sommeschlacht |
| 20. 4. – 27. 5. 17 | Doppelschlacht Aisne – Champagne, Höhe 91 |
| 28. 5. – 27. 8. 17 | Stellungskämpfe bei Reims, Höhe 108 |
| 28. 8. – 9. 10. 17 | Abwehrschlacht bei Verdun, Höhe 344 |
| 10. 10. 17 – 9. 2. 18 | Stellungskämpfe bei Verdun (Toter Mann, Höhe 304) |
| 21. 3. – 6. 4. 18 | Große Schlacht in Frankreich |
| 23. 3. – 26. 3. 18 | Verfolgungskämpfe im Sommegebiet (Vermaud, Rosière) |

- | | |
|-------------------|---------------------------------------|
| 27. 3. – 8. 4. 18 | Kämpfe an der Somme (Caix, Beaucourt) |
| 21. 4 – 23. 4. 18 | Avre (Mezières, Villers) |
| 24. – 25. 4. 18 | Schlacht bei Villers - Bretonneux |

In dieser Schlacht ist Heinrich Steiner am 25. April 1918 gefallen.

Von seinem zwei Jahre jüngeren Bruder, der im Juli 1916 Soldat wurde, bestehen ebenfalls detaillierte Daten über seine Fronteinsätze in Frankreich, in Rußland und wieder in Frankreich. Die Mutter unterrichtete ihn über den Tod des Bruders:

Laupheim 26. April 1918

Mein lieber Julius, mein Herzblatt!

Wie unendlich ich Dich mein Herz liebe, wirst Du daraus ermessen, daß meine Liebe mir die Kraft gibt, Dir zu schreiben. Ein Telegramm brachte mir heute die niederschmetternde Kunde, daß unser Heiner, unser Sonnenschein, sein tapferes, blühendes junges Leben fürs Vaterland ausgehaucht hat. Ich weiß noch gar nichts, als daß er am 25. früh 6.45 gefallen ist. Was Dir das bedeutet weiß Niemand besser als ich und größer noch als mein eigener Schmerz ist der, Dir jetzt nicht nahe zu sein, Dich mein Liebling nicht trösten zu können! – Ich habe nur die eine Bitte an Dich. Laß Dich vom Schmerz nicht übermannen- erhalte Dich mir, deren einzige Hoffnung Du bist – Alles für das ich noch lebe! Ich verspreche Dir, deinetwegen tapfer zu sein und auszuharren, wenn nur das Schicksal Dich mir bewahrt.

Innigst küßt Dich
Mutter

In der wirtschaftlich schweren Nachkriegszeit ließ die Laupheimer jüdische Gemeinde 1922 ein anspruchsvolles Kriegerdenkmal für ihre gefallenen Söhne errichten, das der in der Stadt geborene, in Hamburg lehrende Künstler Professor Friedrich Adler entwarf. Hier waren bis zum Jahr 1998 acht Namen auf der eingelassenen Bronzetafel genannt. Erst jüngst, 76 Jahre nach der Errichtung, erfolgte eine Ergänzung mit dem Namen des erst achtzehnjährigen Unteroffiziers Julius Regensteiner, der am 25. September 1915 bei Ste. Marie à Py in Frankreich gefallen ist. Diese Namenstafel blieb entgegen dem NS-Befehl aus Stuttgart unberührt. Metallgegenstände wurden 1942 von den Grabsteinen entfernt und der Rüstungsindustrie zugeführt. Selbst bronzene Einzelbuchstaben der Inschriften wurden herausgerissen.

Das Denkmal für die Gefallenen steht dominant am Ende des Mittelwegs, im Osten des jüdischen Friedhofs. Der *Laupheimer Verkündiger* berichtete über die feierliche Weihe am 18. Juni 1922, zu der sich viele Menschen aller Konfessionen einfanden. Der Göppinger Rabbiner Dr. Aaron Tänzer, selbst Feldrabbiner im Krieg, hielt eine eindrucksvolle Weiherede. Über den Heldengedenktag – heute Totensonntag – im selben Jahr berichtet Josef K. Braun²⁾: *Anno 1922 ließ es sich der mitgliedstarke «Krieger und Veteranenverein Laupheim» angelegen sein, die Feier auszurichten. Vom Rathaus in der Stadtmitte erfolgte am Sonntag 5. November vormittags 10 Uhr der Abmarsch der Teilnehmer zum christlichen Friedhof in folgender Reihenfolge: Musik, Angehörige der Gefallenen, Gemeinderat und Beamtenschaft, Zentralverband für Kriegsgeschädigte Ortsgruppe Laupheim, Bund jüdischer Frontsoldaten, Sanitätskolonne, Krieger und Veteranenverein Laupheim, darunter auch einige ehemalige Offiziere in Uniform. Es wurde empfohlen: «Festanzug für Verheiratete, Sonntagsanzug für Ledige» (...)* Anschließend erfolgte der gemeinsame Marsch zum Jüdenfriedhof, wo für die jüdische Gemeinde Rabbiner Dr. Treitel die Gedächtnisrede hielt. Seine inständige Hoffnung klang aus dem Satz: «Es darf keinen Krieg mehr unter den Völkern geben; aber Krieg dem Völkerhasse». Die Arbeit an der Verwirklichung der Versöhnung unter den

Völkern gelte als Vermächtnis, das die Kriegstoten uns hinterlassen hätten. Und weiter: «Auf beiden Friedhöfen wurden Kränze niedergelegt vom Vorstand des Kriegervereins Löw und von den ehemaligen Frontsoldaten Herzog und Heumann.» Diese Abfolge der Feiern blieb bis zur sogenannten NS-Machtübernahme 1933.

Am 17. November 1933 richtete NSDAP-Kreisleiter Hörmann an die Gauleitung in Stuttgart eine Anfrage, ob hier in Laupheim der «Gedenktag für die Opfer des Weltkriegs» in gleicher Form wie bisher begangen werden kann oder ob von einer öffentlichen Feier auf dem jüdischen Friedhof ganz Abstand genommen werden soll. Auf diese nach Meinung der Gauleitung naive Anfrage fiel die Antwort entsprechend aus:

Wir bestätigen den Empfang Ihres Schreibens vom 17. ds. Mts.

Obgleich wir nicht verstehen können, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Kreisleiter an die Gauleitung eine solche Frage stellen, beantworten wir diese trotzdem.

Wir empfehlen Ihnen, eine allgemeine Totengedenkfeier in Laupheim abzuhalten. Es ist natürlich nicht angängig, daß heute im nationalsozialistischen Deutschland Nationalsozialisten auf einem jüdischen Friedhof eine Feier abhalten.

Im übrigen empfehle ich Ihnen, sich mit der Stellungnahme der NSDAP zum Judentum zu beschäftigen.



Von links: Erich Treitel, aufgenommen 1917 in Frankreich. – Stabsarzt Dr. Hugo Neuhaus.

Im Namen des Führers und Reichskanzlers

Dem

Kaufmann Willy Heilbronner

in Köln

ist auf Grund der Verordnung vom 13. Juli 1934 zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/1918 das von dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gestiftete

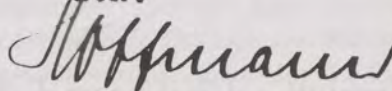
Ehrenkreuz für Frontkämpfer

verliehen worden.

Köln, den 16. Februar 1935.

Der Polizei-Präsident:

I.A.



Nr. 22815 / 3 5



Die Juden von Laupheim können trotzdem auf ihrem Friedhof ihrer Toten gedenken. Nationalsozialisten haben jedoch hierbei nichts zu suchen!

Heil Hitler!

(Unterschrift unleserlich)

Adjutant Gauleitung

QUELLEN UND ANMERKUNGEN

Staatsarchiv Ludwigsburg

Stadtarchiv Laupheim

1) Josef K. Braun, «Altlaupheimer Bilderbogen», Bd. 2, S. 281

2) Ders., «Altlaupheimer Bilderbogen», Bd. 2, S. 194

Michael Schick sei für Hinweise und Unterlagen gedankt.

LITERATUR:

Felix A. Theilhaber: Die Juden im Weltkrieg. Berlin 1916

Otto Armin: Die Juden im Heer – eine statistische Untersuchung nach amtlichen Quellen. München 1919

Jakob Segal: Die deutschen Juden als Soldaten 1914 – 1918. Berlin 1921

Felix A. Theilhaber: Jüdische Flieger im Weltkrieg. Berlin 1924

Jüdische Frontsoldaten aus Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart 1926

Die jüdischen Gefallenen des Deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914 – 1918. Ein Gedenkbuch. Berlin 1933

Gefallene deutsche Juden, Frontbriefe 1914–18. Berlin 1935

Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden. Stuttgart-Degerloch 1961

Rolf Vogel: Ein Stück von uns. 1813 – 1976. Deutsche Juden in deutschen Armeen. Mainz 1977

Deutsche jüdische Soldaten 1914 – 1945. Ausstellungskatalog. Rastatt 1981

Deutsche jüdische Soldaten. Ausstellungskatalog. Potsdam, Berlin 1996

Hohnsprechend war die Verleihung des «Deutschen Frontkämpfer-Abzeichens» im Dezember 1933 sowie, zwei Jahre später «Im Namen des Führers und Reichskanzlers», des «Ehrenkreuzes für Frontkämpfer» an die jüdischen Frontsoldaten des Weltkrieges. Nur wenig später, beim Novemberpogrom 1938, wurden auch diese ins Konzentrationslager Dachau verschleppt und wochenlang schikaniert. Den Frontsoldaten, die ihre Kriegsauszeichnungen angelegt hatten, wurden diese von den SS-Wachleuten abgerissen und in den Schmutz geworfen, so auch dem Oberarzt Emil Treitel, der das Eisene Kreuz I. Klasse angeheftet hatte. Und nach weiteren drei Jahren wurden alle, die das schützende Ausland nicht erreichten, ermordet.



Rabbiner Dr. Leopold
Treitel 1930
am Schreibtisch.

Rolf Emmerich Philo und die Synagoge – Dr. Leopold Treitel, der letzte Rabbiner von Laupheim

Wenn ein Stück sozialen und nicht uninteressanten Lebens im Scheiden ist, dann tritt die Geschichte in ihr Recht, die scheidende Welt zu schildern, daß sie im Gedächtnis der Nachwelt fortlebe. So schreibt der spätere Laupheimer Rabbiner Dr. Leopold Treitel einmal im «Breslauer Jahrbuch». ¹ Vor 67 Jahren ist dieses gelehrte Haupt der Laupheimer Juden gestorben; vor 60 Jahren wurde die Synagoge, sein Gotteshaus, in der sogenannten Kristallnacht geschändet und zerstört. Die Menschen seiner Gemeinde wurden gedemütigt, aus der Heimat verjagt oder verschleppt und ermordet. Leopold Treitel hat in seinen 36 Laupheimer Jahren sie alle beraten, gesegnet und getröstet. Nun gilt es, so über ihn zu erzählen, daß etwas davon «im Gedächtnis der Nachwelt fortlebe.»

Elternhaus, Schule und Ausbildung

Leopold Treitel wurde am 7. Januar 1845 als eines der sechs Kinder von Joseph und Johanna Treitel in Breslau geboren. Der Großvater mütterlicherseits, Jakob Jehuda Falk, war zu seiner Zeit der berühmte Raw² von Dyhernfurt in Schlesien. Der galt bei sei-

nen Zeitgenossen als große Leuchte talmudischer Gelehrsamkeit. Nach diesem Vorfahren hieß der Enkel schließlich Leopold Jakob Jehuda Treitel. Entsprechend der damaligen Tradition wurde der Junge bereits im Vorschulalter an das hebräische Schrifttum, an die Gebetssprache der Juden, herangeführt.

Der Vater betrieb einen Handel mit Leder. Den jungen Leopold konnte er für diese Tätigkeit nicht gewinnen. Der Kaufmannsberuf ging an den Bruder Salomon weiter. Wegen Leopolds Neigung und Begabung empfahlen die Lehrer, den Jungen studieren zu lassen. *Dazu kam eigens der Direktor des Elisabeth-Gymnasiums und bat die Eltern, den befähigten Knaben bis zum Abitur in der Schule zu belassen, da er sich wohl für einen Gelehrten, niemals zu einem Kaufmann eignen würde.* So wird dies später im Nachruf beschrieben.

Nach dem Abitur begann der Achtzehnjährige mit dem Studium der Altphilologie, Philosophie und Geschichte. Seine späteren Arbeiten belegen gute Sprachkenntnisse der hebräischen, griechischen, lateinischen, englischen und französischen Sprache. An der Breslauer Universität zählen große jüdische Gelehrte jener Zeit zu seinen Lehrern. Darunter sein

Doktorvater Heinrich Graetz, dessen elfbändiges Standardwerk zur jüdischen Geschichte³ noch heute nachgedruckt wird. Graetz war es wohl auch, der den jungen Wissenschaftler bewog, sich in der Dissertation mit dem antiken griechisch-jüdischen Philosophen Philo von Alexandrien zu befassen.

Am Breslauer «Rabbinerseminar Fraenkelscher Stiftung», dem allerersten seiner Art in Deutschland, studierte Treitel teilweise parallel zur Universität, überwiegend jedoch nach seiner Promotion 1869. Eine jüdisch-theologische Fakultät war in Breslau, wie anderorts auch, nicht durchsetzbar. Das Rabbinerseminar fungierte aber durch parallel laufende Studien praktisch als solche. Professoren wie Heinrich Graetz und Rebekka Treitels Bruder Marcus Brann, die an der Universität und am Rabbinerseminar tätig waren, vermitteln uns diesen Eindruck. Der Mitgründer und langjährige Direktor des Seminars, Dr. Zacharias Frankel⁴, muß den angehenden Rabbiner sehr beeindruckt haben. Zeitlebens hing ein großes Bild des verehrten Lehrers über Treitels Schreibtisch. Da es im Judentum eigentlich keine Konfessionen, jedoch sehr unterschiedliche Denominationen oder religiöse Richtungen gibt, dürfte dies ein wichtiger Hinweis auf Leopold Treitels Standort sein.

Dr. Zacharias Frankel gilt bis heute – neben Professor Heinrich Graetz – als einer der Begründer der «Wissenschaft des Judentums». Die religiösen Schriften, mit Ausnahme der Torah, und große Teile der Glaubenspraxis wurden in diesem Umfeld historisch-kritisch bewertet. In der zugehörigen «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums» (MGWJ; von 1851 bis 1938) hat der Laupheimer Rabbiner bis ins hohe Alter zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Rezensionen veröffentlicht. Zacharias Frankel gilt noch heute als *the ideological father of present-day Conservative Judaism*.⁵ Er wird demnach als der geistige Vater einer sehr moderaten Reform angesehen. «Conservative Judaism» ist heute die größte Gruppierung im Judentum der USA. Es zeigt sich darin eine nicht-orthodoxe Ausprägung des mosaischen Glaubens in der Nachfolge des Reformers Moses Mendelssohn. Offensichtlich ließ sich auch Leopold Treitel von solchen Leitideen beeindrucken. Seine Schriften und Handlungsweisen zeigen dies.

Im Januar 1876 schloß er das Rabbinerseminar mit der Hattarah, dem Rabbinerdiplom, ab. Nach verschiedenen Stellen als Religionslehrer wird Leopold Treitel 1878 Rabbiner in Koschmin in der Provinz Posen, 1881 in Briesen/Westpreußen. Von 1884 bis 1894 ist er schließlich zweiter Stadtrabbiner in der badischen Hauptstadt Karlsruhe.

Philo und der Rabbiner

Seit der Studienzeit an der Universität Breslau beschäftigte sich Treitel mit dem Werk des Philo von Alexandrien. Dieser lebte vom Jahre 25 vor bis zum Jahre 40 nach christlicher Zeitrechnung. Der israelische Historiker Menahem Stern schreibt über die Bedeutung von Philos Werk: *Seine Logos-Lehre, die Verbindung von Philosophie mit seiner ausgeprägten religiös-ethischen Grundhaltung und sein Versuch, das griechische Denken mit der Offenbarungsreligion in Einklang zu bringen, sichern ihm einen Platz unter den führenden Autoren der Religionsgeschichte. Er ist in der Tat einer der großen Wegbereiter der gesamten späteren Theologie*.⁶ Mit diesem Großen der Religionsgeschichte hat sich der Laupheimer Rabbiner mehr als 50 Jahre wissenschaftlich beschäftigt; in späteren Jahren auch zunehmend kritischer auseinandergesetzt.

Nach der Dissertation über Philos Sprache im Jahre 1869 veröffentlichte Treitel zahlreiche Artikel und zwei Bücher über den antiken Philosophen. Das alte jüdische Ideal lebenslangen Lernens wird hier exemplarisch sichtbar. Das abschließende Buch über *Die gesamte Theologie und Philosophie Philos von Alexandria*⁷ veröffentlichte der alte Rabbiner im Jahr seiner Pensionierung mit 78 Jahren. Beim Berliner Verlag C.A. Schwetschke war er damit gleichzeitig mit Leo Baeck und Ismar Elbogen im Programm.

Es würde an dieser Stelle natürlich zu weit führen, Leopold Treitels Philo-Rezeption nachzuzeichnen. Schließlich handelt es sich um das Lebenwerk des rabbinisch, philosophisch und philologisch hochgebildeten Autors und war offenbar nur für einen engen Kreis einschlägig Interessierter geschrieben. Während die Dissertation nach damaliger Vorschrift noch lateinisch verfaßt ist, wurden die späteren Arbeiten in deutscher Sprache geschrieben. Sie sind jedoch reichlich mit griechischen, lateinischen, hebräischen und englischen Zitaten versehen. Frühere und zeitgenössische Autoren werden durchweg in ihrer eigenen Sprache zitiert. Oft finden sich bis zu vier Sprachen auf einer Buchseite. Der Kontrast zwischen dieser Welt und der ländlichen Kleinstadt Laupheim konnte schwerlich stärker sein. Schließlich war ja auch Treitels Arbeit in Synagoge, Schule und für die Familien weitab von seiner Wissenschaft.

Eine kleine Sequenz über die Bedeutung des Sabbat, aus dem zweiten Philo-Buch, mag einen Einblick in die angewandte Arbeitsweise geben. Philos Auffassung wird dabei im Kontrast zu derjenigen des Maimonides (Moses Ben-Maimon, auch RAMBAM genannt) aus dem 12. Jahrhundert betrachtet: *Da ist es*

denn Philo gewesen, der als glücklicher Fortsetzer der Theologie der Propheten, klar und bestimmt zum ersten Male die Idee von der sozialen Institution des Sabbats aufgestellt hat, mit Abstreifung alles Nationalen, ihr weltumfassend Bedeutung gebend, indem er die Segnungen des Ruhetages des Herrn nicht mehr bloß das einzelne Land, das einzelne Volk, vielmehr die Heidenwelt so gut wie das Volk der Offenbarung teilhaben läßt.⁸ Unser Rabbiner erläutert dazu: *In der Darstellung der sozialen Ordnung der mosaischen Gesetzgebung ist Philo besonders ausführlich. Es kommt ihm darauf an, den universalistischen Zug der mosaischen Gesetzgebung an derselben darzutun.*

Dem stellt Treitel die talmudische Auslegung des Sabbat gegenüber als *eine theokratische Einrichtung; er ist gleichsam Tausdruck für das Verhältnis von Mensch zu Gott, ist nach den besonderen Beziehungen Israels das Band zwischen Gott und Israel. Da ist es schon Selbstzweck, sich des Rechts der Bearbeitung der Dinge dieser Welt für die Sabbatzeit zu begeben. Gleichsam als Beleg für diese Sicht zitiert Treitel den großen Maimonides: Nichts Eindringlicheres, Wirksameres als den Sabbat für die Einprägung der Religionswahrheiten gibt es als Tausdruck; ohne solchen schwebt die religiöse Idee gleichsam in der Luft.*

Auch wenn es bei diesem kurzen Text so scheinen sollte: Der Laupheimer Rabbiner argumentiert hier und an anderen Stellen seiner wissenschaftlichen Abhandlung nicht mit Philo gegen Maimonides oder umgekehrt. Vielmehr bewegt er sich hier in ei-

ner undogmatischen jüdischen Tradition; zwei Anschauungen werden ohne Wertung nebeneinander dargestellt. Im Talmud z. B. finden wir dazu viele Schriftstellen.

Leopold Treitel ist es, dank seiner philosophischen und rabbinischen Gelehrsamkeit möglich geworden, die Bedeutung des großen Alexandriner für das Judentum zu klären. Auffallend ist, daß unser Autor wohl der erste jüdische Gelehrte in Deutschland war, der sich so vertieft über Jahrzehnte dem griechisch-jüdischen Philosophen widmete. Die Anstöße seiner akademischen Lehrer Frankel und Graetz standen wohl am Anfang. Es ist anzunehmen, daß sich Treitel an Philos Betonung der sozialen Ordnung des jüdischen Lebens begeisterte. Wichtig scheint dabei aber auch die universale Deutung der mosaischen Texte, also auch für Menschen anderen Glaubens, zu sein.

Rabbiner in Laupheim

Als Dr. Leopold Treitel im März 1895 in das Rabbinate am Laupheimer Judenberg einzog, war nicht zu erkennen, daß er der letzte Rabbiner dieser Stadt sein würde. Mehr als 28 Jahre übte er dann sein Amt aus; mit der großen Gewissenhaftigkeit und dem starken Einsatz, der ihm eigen war. Acht Jahre lebte er dann noch, geehrt und geachtet, inmitten seiner Gemeinde im Ruhestand. Es war dies die längste Zeit eines Rabbiners in Laupheim.



Die württembergischen Rabbiner vor 1914.

*Von links nach rechts:
Hintere Reihe:
Dr. Jakob Berlinger, Braunsbach-Weikersheim; Dr. Abraham Schweizer, Horb; unbekannt; Dr. Moritz Kahn, Mergentheim; Ludwig Kahn, Heilbronn; Jesaya Straßburger, Ulm.
Vordere Reihe sitzend:
Dr. Leopold Treitel, Laupheim; Oberkirchenrat Dr. Theodor Kroner, Stuttgart; Dr. David Stössel, Stuttgart-Bad Cannstatt.*



Die Laupheimer Synagoge, 1936 als Aquarell gemalt von Hermann Stumpp. Mit ihren Türmen für zwei Glocken und einer Orgel im Innern glich sie beinahe einer Kirche. Zerstört in der «Reichskristallnacht» 1938.

Vorher war Treitel über zehn Jahre zweiter Stadtrabbiner und Religionslehrer in Karlsruhe gewesen. Gemeinsam mit seiner Frau Rebekka betreute er dort ein Internat für auswärtige jüdische Schüler und hielt öffentliche Vorträge. Ein Ergebnis beider Bemühungen mag sein, daß er in jener Zeit zwei Jugendbücher schrieb; jeweils zu biblischen Überlieferungen. Eines davon, *Rahab, die Seherin von Jericho*⁹, schildert dramatische Tage im Leben einer jungen Frau, die beim Einzug des jüdischen Volkes in das Gelobte Land eine Schlüsselrolle übernimmt. Der eigene Entschluß und die Entscheidung nach dem eigenen Gewissen steht im Mittelpunkt der Erzählung. Der Autor zeigt offenkundige Sympathie für die geschichtliche Leistung dieser Frau, ja von Frauen überhaupt. Ob er damit helfen wollte, eine Lücke im überlieferten Geschichtsbild zu schließen? Denkbar wäre es. Zu der Geradlinigkeit und dem historisch-kritischen Geschichtsbild des Rabbiners würde das passen. Jedenfalls war diese Darstellung in seiner Zeit recht ungewöhnlich.

Die Laupheimer Judengemeinde hatte 1895 nur noch 381 Mitglieder, davon immerhin 65 Schüler. Verglichen mit den 732 Seelen dieser vormals größten Judengemeinde Württembergs ein Riesenverlust in wenigen Jahren. Auswanderung nach Ame-

rika, aber auch Abwanderung in die Städte Ulm, Stuttgart und München wirkten sich seit 1869 entsprechend aus. Der Laupheimer Chronist August Schenzinger schrieb unter diesem Eindruck, daß in wenigen Jahrzehnten mit dem gänzlichen Abgang der Judengemeinde gerechnet werden müßte.¹⁰ Dennoch traf der neue Rabbiner eine lebhaftere Gemeinde an. Der Kantor Emil Dworzan war in der gesamten Amtszeit des Rabbiners als Vorsänger im Gottesdienst, als Religionslehrer der unteren Klassen und als Chordirigent tätig. Bis 1907 leistete sich die Gemeinde auch den christlichen, hauptamtlichen Organisten Reinhold Spaether; der langjährige Gemeindevorsteher Simon L. Steiner übernahm danach den Dienst an der Synagogen-Orgel. Ein Glücksfall besonderer Qualität beschert uns heute noch Originaltöne aus Leopold Treitels Laupheimer Zeit.¹¹ Die Baritonstimme des Kantors Emil Dworzan, von Simon L. Steiner an der Orgel begleitet, wurde 1920 mit 35 Gesängen auf Tonträgern konserviert.

Rabbiner Treitel predigte an jedem Sabbat in der Synagoge. Er führte den Talmud-Thoraverein, in dem man sich zu religiösen Vorträgen traf, und er gab Religionsunterricht für jüdische Schüler der Latein-



Leopold und Rebekka Treitel 1921 mit ihren Söhnen (von links) Emil, Otto und Erich.

und Realschule. Der Religionsunterricht Dr. Treitels galt wie seine Predigt hoch anspruchsvoll. *Beides war sehr anstrengend*, berichtet einer seiner damaligen Schüler. Die Vorbereitung der Jungen auf Bar-Mitzwah und der Mädchen auf Bat-Mitzwah, in Laupheim «Konfirmation» genannt, war eines der großen Anliegen des Rabbiners. Mehrere Generationen junger Laupheimer sind von ihm unterrichtet und in den Glauben ihrer Vorfahren eingeführt worden.

Er besuchte die Familien bei freudigen und traurigen Anlässen; er sammelte Spenden für die Armen. *Ging er durch Laupheims Gassen, hatte er in den unergründlichen Taschen seines langen schwarzen Gewandes immer ein paar Zuckerle (Bonbons) für die Kinder. Ob das Juden- oder Christenkinder waren, das spielte bei unserem Rabbiner dann keine Rolle*, schrieb mir der Chronist der einstigen Judengemeinde, John Bergmann aus USA. Nach oberschwäbischem Brauch hatte der jüdische Gesangverein Frohsinn auch eine Theatergruppe. Im Winter, und besonders an Purim, wurden lustige Theaterstücke und Sketche aufgeführt. Rabbiner Treitel war dabei oftmals das Ziel witziger Szenen. *Der konnte herzhaft mitlachen*, berichtet ein damaliger Mitspieler, *wenn seine Gesten und die gelehrte Redeweise nachgespielt wurden*.

Es mag heute erstaunen, doch die Rolle des Rabbiners scheint zur Amtszeit Treitels weitgehend derjenigen von Pfarrern der christlichen Kirchen entsprochen zu haben. Bei näherer Betrachtung zeigt sich nur, daß es vor allem im Gottesdienst eine besondere Rollenteilung zwischen Rabbiner und Vor-

sänger gab, die darauf hinweist, daß im Judentum keine Priesterschaft im üblichen Sinne existiert. Wie gut das Verhältnis von der jüdischen Gemeinde zur katholischen Mehrheit Laupheims war, zeigt z. B. die Tatsache, daß der Vorsänger-Kantor neben dem gemischten Synagogenchor und dem jüdischen Männer-Gesangverein Frohsinn über zehn Jahre auch den katholischen Kirchenchor dirigierte. Der Rabbiner Dr. Treitel lebte damit sicher im besten Einverständnis. Zeitzeugen berichten, daß Treitel neben dienstlichem auch privaten Kontakt zum katholischen Stadtpfarrer hatte. Die dienstliche Begegnung ergab sich z. B. durch das «katholische Schulinspektorat», in dem der katholische Geistliche die Schulaufsicht über die «Israelitische Volksschule» ausübte. Privat wurden Pfarrer und Rabbiner mehrfach beim gemeinsamen Schachspiel gesehen.

Die Familie des Rabbiners

Am 31. Mai 1882 heiratete Leopold Treitel die 1856 geborene Rebekka Brann. Die junge Frau stammte aus der Familie des Rabbiners Salomon Brann in Schneidemühl. Für ihre Zeit war sie eine ungewöhnlich gebildete Frau. Sie hatte nach ihrer Lehrerausbildung bis zur Heirat an der höheren Mädchen-Schule in Schneidemühl Fremdsprachen unterrichtet. Die Gemeindegarbeit und die umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten Treitels sind ohne Frau Rebekka schwerlich vorstellbar. Unabhängig von ihrem Mann war sie zudem als Schrift-

stellerin und Übersetzerin tätig. Eine Erzählung über die erste Ansiedlung Laupheimer Juden, Übersetzungen aus dem Englischen¹² und Gedichte sind von ihr überliefert.

Während der Karlsruher Jahre betreute das Ehepaar Treitel das Internat für jüdische Schüler. Besonders Frau Treitel scheint diese Aufgabe zuzufallen. So wird sie auch später in Laupheim einen Sonntagsunterricht für Mädchen der Gemeinde betreiben. *Goethe, Schiller und andere Klassiker hat sie mit uns gelesen; natürlich auch die Bibel*, so sagte mir eine der damaligen Sonntagsschülerinnen. Rebekka Treitel setzte damit eine Tradition ihrer elterlichen Familie fort, von der sie selber profitiert hatte: *Ihr Vater, Rabbiner Salomon Brann, führte jüdische Ausbildung für Mädchen ein und lehrte bis kurz vor seinem Tode. Die Tochter erhielt auch vom Vater die Einsegnung zur Bat-Mitzwah oder Konfirmation*, wie ihr Enkel Henry berichtet. Ältere Laupheimer erzählen, Rebekka Treitel habe etlichen Schülern der Stadt kostenlos Nachhilfeunterricht in Englisch und Latein erteilt; die Konfession habe dabei keine Rolle gespielt. *Sonst hätte sich meine Familie das nicht leisten können*, sagt einer der damaligen Schüler.

Noch in Karlsruhe wurden die beiden ältesten Söhne Otto Jehoschua und Emil Ephraim geboren. Otto der Botanik-Professor und Emil der Arzt werden später, trotz Tapferkeitsorden aus dem Ersten Weltkrieg, nach der sogenannten Kristallnacht ins Konzentrationslager verschleppt. Nach dieser brutalen Demütigung mußten sie mit ihren Familien aus Deutschland flüchten.

Der jüngste Sohn Erich Josef, 1897 in Laupheim geboren, wurde Elektro-Ingenieur. Erich Treitel erkannte die braune Gefahr rechtzeitig. Mit seiner Frau Rosa und Sohn Sven wanderte er bereits 1934 nach Spanien und später nach Argentinien aus. Als seine Mutter Rebekka 1936 starb, versuchte er mehrmals, ein Einreisevisum zur Beerdigung in Laupheim zu bekommen. Als Jude bekam er dazu von den Nazi-Behörden keine Chance.

Der Ulmer Bezirksrabbiner Dr. Cohn beschrieb 1931 die Atmosphäre im Hause Treitel: *Fast regelmäßig war ich bei ihnen am Freitagabend zu Gaste, und die Stunden, die ich in Gesellschaft dieser beiden prächtigen, so überaus gütigen alten Leute verleben durfte, waren wirkliche Sabbat-Stunden für mich und werden mir in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Erhebend und rührend zugleich war es, wenn der hochbetagte, greise Rabbiner mit immer noch wohlklingender Stimme die vertrauten Freitag-Abendgesänge und den Kiddusch¹³ anstimmte. Da erschien meinem Geist die Zeit, da noch die Söhne bei den Eltern weilten und wie Ölbaumpflanzen den Tisch umrankten.*

Der Tod Leopold Treitels kommt direkt nach einem solchen Freitagabend. Zusammen mit der angereisten Schwiegertochter Rosa begeht er noch froh und zufrieden den Kiddusch zum Sabbatanfang. In der Nacht hat er einen schweren Schlaganfall, aus dem er nicht mehr voll zu Bewußtsein kommt. Den nächsten Sabbat erlebt der Rabbiner nicht mehr. Die aus Mannheim, Berlin und Freiburg herbeigeeilten Söhne beten ihm am 4. März 1931 morgens gegen vier Uhr den Kaddisch, das jüdische Sterbegebet.

Der Stuttgarter Stadtrabbiner Dr. Rieger beschreibt in einer langen Würdigung Dr. Treitels auch die Trauerfeier in der Laupheimer Synagoge.

Da heißt es: *Ein feierlicher Ernst waltete in dem ehrwürdigen Gotteshause, in dem vor dem Altar die sterblichen Überreste des letzten Laupheimer Rabbiners aufgebahrt waren. Ein frostiger Wintermorgen lugte durch die wundervollen Fenster des Gotteshauses, die Friedrich Adlers Meisterhand geschaffen hat. Draußen, soweit das Auge reicht, das weiße Bahrtuch des Schnees. Drinnen im Hause die tieftrauernde Gemeinde.*

Drei Rabbiner und die christlichen Stadtpfarrer begleiten die Trauergemeinde zum nahen jüdischen Friedhof. Dort singt der Laupheimer Synagogenchor Louis Lewandowskis Vertonung des 91. Psalms: *Der da sitzt im Schutz des Höchsten*. Ja, für den Rabbiner Leopold Treitel mag das ein zentrales Motto gewesen sein.

Wer heute das Grab des letzten Rabbiners auf dem gut gepflegten Laupheimer Judenfriedhof sucht, der findet nicht das gewohnte Einzelgrab. Noch über den Tod hinaus haben Leopold und Rebekka Treitel ein unorthodoxes Zeichen gesetzt. Sie entschieden sich, schon zu Lebzeiten, für ein gemeinsames Doppelgrab.

ANMERKUNGEN:

- 1 Jahrbuch zur Belehrung und Unterhaltung, Breslau 1891
- 2 Alte hebräische Bezeichnung für den Rabbiner.
- 3 Heinrich Graetz, Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten, 11 Bde., 6744 S.; Nachdruck 1996
- 4 Hans Küng, Das Judentum, München 1991, S. 522
- 5 Michael A. Meyer, Response to modernity, New York/Oxford 1988, S. 84ff
- 6 Menahem Stern, Die Zeit des zweiten Tempels in «Geschichte des jüdischen Volkes», 3. Auflage, München 1994, S. 363
- 7 Leopold Treitel, Die gesamte Theologie und Philosophie Philos von Alexandria, Berlin 1923
- 8 Leopold Treitel a.a.O. S. 72 ff
- 9 Leopold Treitel, Rahab die Seherin von Jericho, Leipzig o.J.
- 10 August Schenzinger, Beschreibung und Geschichte Laupheims samt Umgebung, Nachdruck Laupheim 1987, S. 255
- 11 Rolf Emmerich, Synagogale Musik aus der Laupheimer Judengemeinde, in BC – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach Nr. 1/1992, S. 44ff
- 12 Elma Ehrlich Levinger, Erzählungen zu den jüdischen Festen, Übers.v. R. Treitel-Brann, Leipzig 1922
- 13 Segen zum Sabbat über Brot und Wein

Die längste Höhle der Schwäbischen Alb — NEU

Auf Entdeckungsfahrt in die Wulfbachquellhöhle. 96 S. 60 Farbfotos. DM 49,-.



Die Autoren und Höhlenforscher Jürgen Bohnert, Siegfried Geiger, Herbert Jantschke, Andreas Kücha, Rainer Straub lassen ein Geheimnis im Inneren der Alb für alle sichtbar werden.

Renaissance in Baden-Württemberg

Perspektiven einer Baukunst. Von Erhard Hehl (Fotografie) und Harald Schukraft (Text). 176 S., 222 Farbfotos. 27 doppelseitige Luftbilder. DM 88,-.



Nach einer prägnanten und interessanten Einführung ins Thema – mit 78 Farbfotos beispielhaft dar-

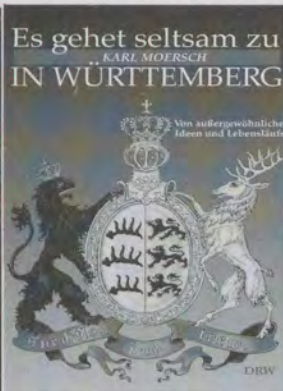
gestellt – wird im über 100seitigen Hauptteil „Renaissance vor Ort“ anhand von 25 Beispielen vorgestellt. Jedem Beispiel (2-8 Seiten umfassend) ist ein doppelseitiges Luftbild vorangestellt.

Uhland von A bis Z — NEU

Ein unterhaltsames Porträt mit zahlreichen Gedichten und vielfältigen Abbildungen. 128 S. 17 hist. Illustrationen. DM 19,80. Geschichten, Anekdoten und Wissenswertes von A wie Aussehen über L wie Landtag bis hin zu Z wie Zeitvertreib. Karin de la Roi-Frey stellt eine Biographie vor, die facettenreich den Dichter, Politiker und Gelehrten als privaten Menschen in den Mittelpunkt stellt.

Es gehet seltsam zu in Württemberg — NEU

Von außergewöhnlichen Ideen und Lebensläufen, 296 S. mit 79 zeitgen. Illustrationen, DM 49,-. Karl Moersch



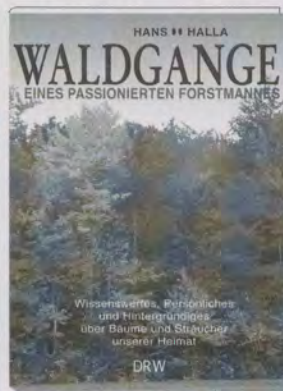
zeigt ein ungewöhnliches Bild Württembergs: Die Besonderheiten, die das Wesen und Denken der Württemberger ausmachen. Typische württembergische Lebenswege anhand von zwanzig Biografien. Ein ganz besonderes Geschichtsbuch, mit dem vieles der württembergischen Gegenwart erklärbar wird. **Lesung im Haus der Wirtschaft, Stuttgart am 3. 12. '98, Beginn 18.00 Uhr**

Frauenleben im Biedermeier — NEU

Berühmte Besucherinnen bei Justinus Kerner. 144 S., 17 zeitgenössische Illustrationen DM 24,-. Unterhaltsam und fundiert schildert Karin de la Roi-Frey Lebensgeschichten berühmter Frauen,



die zu Gast waren im Kernerhaus zu Weinsberg. Neues und bisher Unerforschtes zur Literatur- und Geistesgeschichte des 19. Jhdts. **Lesung im Wilhelmispalais, Stuttgart am 18. 11. '98, Beginn 19.30 Uhr**



Waldgänge eines passionierten Forstmannes — NEU

Wissenswertes, Persönliches und Hintergründiges über Bäume und Sträucher unserer Heimat. Der

Autor Hans Halla ist bereits in der fünften Generation Förster. Es stellt die Kultur und Geschichte heimischer Pflanzen vor. Dabei sind interessante Informationen über Bräuche und Volkstum, die immer mehr in Vergessenheit geraten, hier nachzulesen. Rund um den Baum wird alles Wissenswerte miteinander verbunden, so daß ein umfassendes Bild entsteht. 280 S. mit 150 farbigen Fotos. DM 49,-.

Diavortrag im Haus der Wirtschaft, Stuttgart am 20. 11. '98, Beginn 18.00 Uhr

Frauen im Hause Württemberg

Von Hansmartin Decker-Hauff. Herausgegeben von Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sönke Lorenz



in Zusammenarbeit mit Andreas Schmauder. 304 Seiten, 111 Abbildungen, davon 71 in Farbe. DM 69,-. 27 Lebensbilder aus der bekannten Fernsehreihe von Hansmartin Decker-Hauff. Ein Meisterstück historisch fundierter Erzählkunst.

Sagenhaftes Wandern auf der Schwäbischen Alb — NEU

Andrea Liebers erzählt sechs Sagen und Günther Stahl führt mit Wanderungen zu den „Schauplätzen“. Zeichnungen illustrieren die Sagen, Fotos zeigen die Landschaft, Wegekarten helfen beim Finden des Wanderweges. 78 S. DM 14,80.



DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co.
70771 Leinfelden-Echterdingen



Schäfer Herbert Kleinbeck, Wildberg-Gültlingen, auf der «Hirnschale».

Reinhard Wolf Kulturlandschaftspreis 1998: Sieben Auszeichnungen für vorbildliches ehrenamtliches Engagement

Das heutige Bild unserer Kulturlandschaft ist das Ergebnis eines Gestaltungsprozesses über Jahrhunderte. In erster Linie waren und sind es die Bauern, die mit ihrer Wirtschaftsweise das Aussehen der Landschaft geprägt haben und bis heute bestimmen. In Abhängigkeit von Klima, Bodengüte und anderen Standortfaktoren haben sie den Charakter ihrer Heimatumgebung beeinflusst: Ob eine Markung weites baum- und strauchloses Ackerland, von Hecken und Steinriegeln durchzogene Feldflur, von Waldstreifen geprägtes hügeliges Grünland, Schafweide oder aber eine Rodungsinsel inmitten von Wäldern ist, all das ist letztendlich das Resultat landwirtschaftlicher Nutzungsmöglichkeiten.

In den letzten Jahrzehnten verlor die örtliche Bevölkerung allerdings mehr und mehr die direkte Einflußmöglichkeit auf das Aussehen einer Gegend. Heute bestimmen weniger die kleinbäuerliche Landwirtschaft, sondern in erster Linie Kräfte von

außen – Förderrichtlinien, Verkehr, Handel, Gewerbe – das Bild von Ortschaften und ihrer Umgebung; eine gewisse Uniformität ist die zwangsläufige Folge. Der Wanderer, Spaziergänger und Erholungssuchende schätzt an einer Gegend jedoch mehr das Ursprüngliche, das Einmalige, nicht das, was er daheim und überall landauf landab sehen und erleben kann. Und so haben gewachsene Kulturlandschaften in der modernen Welt ihre Bedeutung keineswegs verloren – im Gegenteil: Engagement für die Heimat ist wieder stark im Kommen!

Der Kulturlandschaftspreis wird Bewirtschaftern und Pflegern von Landschaftsausschnitten zuerkannt, die traditionelle Nutzungen aufrechterhalten oder wieder einführen. Wer sich also für eine althergebrachte Weinberglandschaft, für Wacholderheiden, für ein naturnahes Bachtal, für Kleindenkmale am Wegesrand oder für andere gewachsene Landschaftselemente tatkräftig einsetzt, hatte auch 1998,

bei der achten Ausschreibung des Kulturlandschaftspreises, gute Chancen, mit einem Preis ausgezeichnet zu werden und damit ein Dankeschön für ein nicht mehr selbstverständliches Engagement zu bekommen.

1998 gingen wiederum rund 60 Einsendungen ein, unter denen die Jury auszuwählen hatte. Der ehrenamtliche Einsatz von Heimatvereinen und Einzelpersonen, der in den Bewerbungen zum Ausdruck kommt, ist bewundernswert. Aus den eingegangenen Unterlagen geht hervor, daß es den Pflegern unserer Heimat keineswegs ums Geld geht, sondern um das Aussehen ihrer eigenen Umgebung. Die Preisträger – aber auch die anderen Bewerber, die nicht zu den Ausgezeichneten gehören – haben, meist über viele Jahre hinweg, vorbildliche Arbeit für die Kulturlandschaft erbracht. Dem Schwäbischen Heimatbund ist das ehrenamtliche Engagement für Heimat, Natur und Landschaft ein mit den Vereinszielen eng verknüpftes Anliegen, und auch für die Sparkassen-Finanzgruppe ist der private Einsatz für Natur und Landeskultur eine wichtige Sache; Bemühungen um die Pflege der schönen Landschaften in Württemberg sind eine ideelle wie finanzielle Unterstützung wert. Der Kulturlandschaftspreis ist eine gute Gelegenheit, auf besonders vorbildliche Aktionen hinzuweisen und zur Nachahmung aufzufordern.

*Einst Weinberg, dann Bauerwartungsland,
heute interessantes Naturschutzprojekt*

Der Burgberg hoch über dem Murrthal bei der Einmündung des Otterbachs im Süden von Steinheim an der Murr (Landkreis Ludwigsburg) hat seinen Namen von einer kleinen Burgstelle, deren Grundmauern vor drei Jahrzehnten ergraben und zu einer gern besuchten Aussichtskanzel aufgemauert wurden. Der rund 60 Meter hohe Steilhang wurde bis in die fünfziger Jahre durchgehend als Weinberg bewirtschaftet; Trollinger und Silvaner gediehen dort. Der zweite Gewannname Steinberg wird klar, wenn man alte Bilder anschaut: eine Trockenmauer über der anderen, dazwischen schmale Rebzeilen, Felsbänder, kunstvolle Treppen. Doch der Hang wird seit vielen Jahren nicht mehr genutzt; wo früher Wein wuchs, dehnt sich mehr und mehr Gebüsch, an manchen Stellen sogar Wald aus. An zwei Stellen hat man einst kleine Steinbrüche in den Hang gesprengt; hier sieht man, daß der Muschelkalkfels wenige Zentimeter unter den früheren Rebterrassen ansteht.

In den sechziger Jahren kaufte ein auswärtiger Unternehmer rund 70 der schmalen Parzellen am

Burgberg auf; er plante, die Steinbrüche aufzufüllen und den ganzen Berg zu einer großen Terrassenhaus-Wohnanlage umzugestalten. Doch die Zeiten änderten sich, Terrassenhäuser waren nur kurz in Mode. Aus dem Vorhaben wurde nichts, und so erwarb die Stadt Steinheim 1981 das ganze Gelände mit einem Zuschuß der Naturschutzverwaltung des Landes zu einem Preis weit unter dem einstigen Kaufpreis. Heute weiß diese Vorgeschichte kaum noch jemand – es ist schlichtweg unvorstellbar, daß der Burgberg mit mehr als hundert Wohnungen bebaut wäre.

1977 wurden am Steinberg auf einigen wenigen Parzellen die letzten Trauben geherbstet. Schwarzdorn und Hartriegel machten sich schnell auch auf diesen Terrassen breit, drumherum wurde das schon seit den sechziger Jahren allmählich hochgekommene Gebüsch bereits von Hainbuchen und Eichen überwachsen. Die Weinberghäuschen fielen in sich zusammen, Baumwurzeln sprengten die Trockenmauern und brachten sie zum Einstürzen. Die Ergebnisse einer Diplomarbeit über die Vegetation und die Tierwelt des Burg- und Steinbergs im



Steinheimer Albvereinsmitglieder reparieren Trockenmauern am «Burgberg».

Der Weinberg von Günther Mack am «Steinberg» wird naturnah bewirtschaftet.



Jahr 1983 führte dazu, daß auf den zuletzt aufgegebenen Weinbergparzellen von einigen örtlichen privaten Naturschützern das aufkommende Gebüsch beseitigt und der Grasfilz gemäht worden ist; man wollte der in Resten vorhandenen interessanten Pflanzenwelt Licht und Luft verschaffen. Aus diesem Anfang entstand das «Steinheimer Naturschutzmodell»: Die freigehaltenen Terrassen konnten von Jahr zu Jahr ausgedehnt werden, die Helferzahl nahm in den achtziger Jahren erfreulicherweise zu. Die Stadtverwaltung suchte Pächter und fand auch sechs Personen, die wieder einige Weinberge anlegten und unter ökologischen Gesichts-

punkten bewirtschaften. Zwei Pächter, Günther Mack und Jochen Aumann aus der zehn Kilometer entfernten Gemeinde Remseck, haben bis heute durchgehalten.

Während in den ersten Jahren hauptsächlich das Zurückdrängen von Gebüsch im Vordergrund stand, liegt neuerdings der Schwerpunkt auf der Förderung einer typischen Magerrasen-Vegetation und auf der Erhaltung der Trockenmauern. Die Steinheimer Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins hat die Organisation der Pflegeeinsätze übernommen, Mitglieder des Naturschutzbundes Deutschland und der Kreisgruppe des Bundes für

Hoch über dem Neckar am Steilhang pflegen die Mitglieder der Albvereins-Ortsgruppe Gemnrigheim einen Standort der Küchenschelle im Gewann «Paradies».



Umwelt und Naturschutz Deutschland – letztere hatten die erste Pflegemaßnahme durchgeführt – sind regelmäßig dabei.

Mittlerweile werden Jahr für Jahr regelrechte Seminare zum Thema Trockenmauerbau organisiert; dabei wird die Kunst des Trockenmauerbaus von erfahrenen Leuten an interessierte Bürger und Jugendliche weitergegeben. In Steinheim und Umgebung gibt es nämlich zahlreiche Hausgärten und Obstbaumgrundstücke mit Trockenmauern, und manche Eigentümer stehen dem Problem einstürzender Mauern hilflos gegenüber und wissen nicht, wie man sie sachkundig repariert. Hier am Steinberg kann man es lernen. Steine gibt es genug, und reparaturbedürftige Mauern sind unter Brombeeren und Gesträuch ebenfalls genügend vorhanden.

Wohl einmalig im Land: Private kreisweite Koordination von Landschaftspflegearbeiten

Nicht erst seit 1995, seit Einführung des «Landschaftspfletages», an dem alle Ortsgruppen des Schwäbischen Albvereins im württembergischen Landesteil Landschaftspflegemaßnahmen durchführen, sondern schon viel früher engagierten sich im Landkreis Ludwigsburg – und natürlich auch anderswo – Albvereinsortsgruppen in Naturschutzgebieten, Naturdenkmalen und anderen schützenswerten und pflegebedürftigen Gebieten. Im Landkreis Ludwigsburg ist aber das Besondere, daß die notwendigen Pflegemaßnahmen seit 1988 kreisweit koordiniert werden und daß ganz gezielt die Pflege ausgewiesener flächenhafter Naturdenkmale im Vordergrund steht. Werner Brekle, Ludwigsburg, Gaunaturenschutzwart im Schwäbischen Albverein, stellt jährlich die verschiedenen geplanten Maßnahmen zusammen und ruft kreisweit zu den Pflegearbeiten auf. Und so ist es zu erklären, daß die engagierten Mitglieder nicht nur in ihrer eigenen Wohnumgebung Samstag mit Pflegearbeiten verbringen, sondern darüber hinaus bei anderen Ortsgruppen und anderen Pflegegebieten mitarbeiten. So werden seit zehn Jahren im ganzen Kreisgebiet – von Gemmingheim im Norden bis Remseck im Süden und von Sachsenheim im Westen bis Steinheim im Osten – gemeinsame Pflegeaktionen gestartet, die Termine abgestimmt, und die Organisation geklärt: Wer hat Freischneidegerät, Motorsäge oder Balkenmäher, wer beschafft Getränke und Vesper, wer klärt, was genau zu tun ist, zum Beispiel mit der Unteren Naturschutzbehörde, wer nimmt Kontakt mit der Presse auf oder fertigt selbst einen Artikel mit Bild.

Nunmehr wird der Zusammenhang zwischen den



Die Ortsgruppe Löchgau des Albvereins pflegt seit Jahren die Kopfweiden am Seeländlesbach.

Preisträgern sichtbar: Alle, die sich im «Naturschutzmodell Steinberg» tatkräftig engagieren, und die Organisatoren, die seit vielen Jahren die verschiedenen Aktionen im Rahmen des Landschaftspflegeprogramms des Albvereins im Landkreis Ludwigsburg initiieren und steuern, werden mit einem Preis bedacht.

*Wasseramsel und Eisvogel an der Lein beweisen:
Für Naturschutz ist Grundeigentum unumgänglich*

Fußweg zur Grotte und nach Schönhardt steht auf einem Wegzeiger an der Leintalstraße bei Horn halbwegs zwischen Leinzell und Heuchlingen (Ostalbkreis). Wer dem Hinweis folgt, gelangt auf einem Feld- und Waldweg zu einer Lourdesgrotte inmitten eines finsternen Fichtenstangenholzes und zu einem hölzernen Steg über das Flößchen Lein. Die Wiesen in der Talaue jenseits des munteren Baches und am Hang gehören zu einem Großteil dem Naturschutzbund Deutschland (NABU), Ortsgruppe Aalen. Wieso hat ein Naturschutzverband hier «normale Wiesen» in einer Größe von rund fünf

Hektar erworben, wird sich der Wanderer fragen? Die Antwort ist einfach zu geben: weil das, was man hier sieht und vielleicht als «gewöhnlich» ansieht, gefährdet war und heute nicht mehr so vorhanden wäre, hätten weitsichtige Vereinsmitglieder nicht gehandelt!

Die Lein verläuft hier in einem noch ziemlich naturnahen Bett, mit zahlreichen Schleifen und Mäandern. Mal fließt das Wasser schnell auf steinigem Untergrund, mal zieht es ruhig und träge dahin und lagert Sand ab. Erlen und Weiden säumen die Ufer, aber an manchen Stellen hat der Bach die Bäume unterspült und nagt an den sandigen Steilwänden. Weil hier bei Hochwasser immer wieder Gelände abgetragen wurde, forderten die Grundeigentümer um 1980 wiederholt die Befestigung der Ufer und den Ausbau des Gewässers. Nachdem in der weiteren Umgebung vor drei, vier Jahrzehnten zahlreiche Privatgrundstücke in der Aue und am Hang mit Fichten aufgeforstet worden waren, folgten um 1990 neuerliche Aufforstungsanträge. Verständlich war und ist dies, da an den Hängen im Untergrund der Knollenmergel ansteht, der immer wieder zu Rutschungen führt und den Wiesen ein charakteristisches Buckelwiesenprofil verleiht, das ein Mähen mit Maschinen sehr erschwert. Diese Entwicklungen waren Anlaß für den Naturschutz-

bund Aalen, mit erheblichen Zuschüssen der Naturschutzverwaltung des Landes Zug um Zug 18 Grundstücke zu erwerben. Damit konnten die charakteristischen Auewiesen an der Lein mit den Uferabbrüchen sowie aufforstungsgefährdete Hangwiesen gerettet werden.

Die Wiesen werden seitdem ohne Mineraldünger und ohne Schwemmist als zweischürige Wiesen von Landwirten der Umgebung pachtfrei landwirtschaftlich genutzt. Binnen weniger Jahre hat sich eine artenreiche Pflanzengesellschaft eingestellt; das hochwertige Heu findet selbstverständlich in der Viehhaltung Verwendung. In den feuchten, stellenweise sogar nassen Randbereichen wurde durch gezielte Pflegemaßnahmen die Entwicklung einer artenreichen Sumpf- und Hochstaudenflora gefördert; einen verlandeten Altarm der Lein richteten freiwillige Helfer als Amphibiengewässer her. Die Ufersäume der Lein werden von der NABU-Ortsgruppe gepflegt, heimische Baum- und Straucharten nachgepflanzt, wobei die Steilabbrüche als Brutplätze für den Eisvogel von Bewuchs freigehalten werden. Der erste Grasschnitt wird als Heu geerntet, später im Jahr hält das Weidevieh der Landwirte Albert und Martin Werner aus Schönhardt die Hangwiesen frei. Einige Ar sind von einer Schülergruppe mit heimischen, robusten Obstsorten be-



Weidevieh auf den Wiesen des NABU im Leintal; im Hintergrund Horn.

pflanzt worden. Auf bereits aufgeforsteten Parzellen wurden Christbaumaktionen durchgeführt. Erstaunlich war, daß die früher hier wachsenden Trollblumen die jahrelange Beschattung überstanden und nach Rodung der Fichten explosionsartig große Bestände gebildet haben.

Im zeitigen Frühjahr ist ein artenreicher Bestand an Frühblühern anzutreffen: Neben dem Blaustern, dem Wiesengoldstern, dem Buschwindröschen und der Gelben Anemone sind an Quellhorizonten und entlang der Wassergräben die Sumpfdotterblume und in den Hangwiesen die Wiesen- und die Hohe Schlüsselblume reichlich vorhanden. Der Frühsommeraspekt der Heuwiesen ist besonders bunt: Margeriten und Prachtnelken gibt es zuhauf; besondere Kostbarkeiten der ungedüngten Wiesen sind der lichtliebende Knöllchensteinbrech und das Brandknabenkraut. Die Hochstaudenflora der randlichen Sumpfwiesen wird vom Blutweiderich, vom Mädessüß, von der Kohldistel, vom Baldrian und von der Gelben Iris geprägt.

Im Bereich der erworbenen Grundstücke brütet alljährlich ein Paar der seltenen Wasseramsel, die an der Lein und an den kleinen Seitengewässern ausgezeichnete Lebensbedingungen vorfindet. Auch der Eisvogel hat hier seinen Lebensraum, er hat in den Uferabbrüchen dieses Leinabschnittes schon erfolgreich gebrütet.

Wie die Aue- und Hangwiesen zwischen Horn und Schönhardt ohne das Engagement der Ortsgruppe Aalen des Naturschutzbundes Deutschland heute aussehen würden, ist nicht schwer zu erraten: Die Uferabbrüche wären um 1985 wohl mit massivem Steinmaterial befestigt worden, auch sollte eine geradlinige Flutmulde das Hochwasser schneller ableiten, so daß die Lein nicht weiter Wiesengelände wegreißen könnte. Die Dynamik und der Abwechslungsreichtum des Gewässers, die Voraussetzung



Trollblumenwiese des NABU im Leintal bei Horn.

für das Vorhandensein von Wasseramsel und Eisvogel sind, wären damit aber nicht mehr gegeben. Die ebenen Talwiesen wären vielleicht noch offen, die Hangwiesen aber wären sicherlich der Aufforstung – wenn vielleicht heute auch nicht mehr ausschließlich mit Fichten – zum Opfer gefallen. Durch den Erwerb und die Aufrechterhaltung der traditionellen Nutzungen konnte also ein idyllischer Abschnitt des Leintales in seiner althergebrachten Ausformung erhalten werden; dafür gebührt der Ortsgruppe Aalen des Naturschutzbundes Deutschland, aber auch den Landwirten Albert und Martin Werner ein großes Lob.

Charakteristische Heidelandschaft wiederhergestellt: um Gültlingen ist die Landschaft in Ordnung

Schäfer Herbert Kleinbeck, Wildberg-Gültlingen (Landkreis Calw), pflegt vorbildlich die Heidelandschaft rings um den Ort. Das moderne Gehöft, eine Aussiedlung der siebziger Jahre, liegt hoch über dem Ort auf der «Hirnschale» – eine beziehungsreiche Flurbezeichnung, die auf den kargen Untergrund dieser Muschelkalkanhöhe schließen läßt.



Die Lein darf auf dem Gelände des NABU bei Hochwasser an den Ufern «nagen».

158 Hektar werden von Familie Kleinbeck bewirtschaftet, davon sind 133 Hektar Heiden und Wiesen sowie 25 Hektar Ackerland. Rund 500 Mutterschafe und die entsprechende Nachzucht sind der Tierbestand.

Schäfer Kleinbeck, dessen Familie schon seit mehreren Generationen in diesem Beruf tätig ist und sich 300 Jahre zurückverfolgen läßt, hat eine wichtige Funktion als Landschaftspflegebetrieb in einem landschaftlich schönen, gleichzeitig aber sensiblen Bereich. Die meisten Heideflächen sind Naturschutz-, teilweise auch Landschaftsschutzgebiet, 55 Hektar sind Wasserschutzgebiet mit besonderen Auflagen. Den hohen Anforderungen, die die ordnungsgemäße Bewirtschaftung dieser Flächen an einen Schäfer stellt, ist Herbert Kleinbeck mit Frau und Sohn immer beispielhaft und richtungweisend gerecht geworden.

Gültlingen liegt im Übergangsbereich zwischen der Muschelkalklandschaft des Gäus und dem Buntsandsteinbereich des Nordschwarzwaldes. Während im Ort in Baugruben der Buntsandstein zutage tritt, verraten gelbliche Gesteinsbrocken an den Hängen über dem Ort, daß hier im Untergrund der Muschelkalk ansteht. Schäfer Kleinbeck hat sein Gehöft auf der markanten Höhe direkt auf einer Schichtstufe gebaut, wie die Geographen die verschiedenen gesteinsbedingten Stufen in unserem Land nennen. Weit schweift der Blick von der Hirnschale über die Wälder des Nordschwarzwaldes; direkt vor sich aber hat der Betrachter am Hang Wacholderheiden, wie sie auf der Schwäbischen Alb nicht schöner sein könnten.



Schäferfamilie Kleinbeck.

Herbert Kleinbeck pflegt die Zusammenarbeit mit allen, die auf seinen Weideflächen «auch etwas zu sagen haben», mit Anliegern, der Gemeinde, der Landwirtschaftsverwaltung und anderen Behörden. Insbesondere die Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe ist sehr eng, denn von dort aus wurden über Jahre hinweg Landschaftspflegemaßnahmen durchgeführt, die dazu geführt haben, daß mehrere Steilhänge rings um Gültlingen wieder beweidbar sind. Und wenn von dort die Bitte geäußert wurde, den einen oder anderen Pflanzenstandort erst später im Jahr abweiden zu lassen, dann stieß man bei Herbert Kleinbeck immer auf offene Ohren. So spart er



Die Herde von Herbert Kleinbeck am Killberg bei Gültlingen.

seit Jahren einige orchideenreiche Teilflächen von mehreren Hektar Größe bei der Frühjahrsbeweidung aus und läßt die Tiere – trotz schlechterer Futterqualität und ohne Entschädigung – erst vom 20. Juli an hier weiden. Daß er sich an alle Vereinbarungen, ob mündlich oder schriftlich getroffen, stets genau gehalten hat, ist erwähnenswert, weil andernorts keineswegs selbstverständlich. Für seine erfolgreichen Bemühungen, die Belange des Naturschutzes mit den Anforderungen einer zeitgemäßen Schäferei in Einklang zu bringen, erhält Herbert Kleinbeck mit seiner Familie einen Preis. Daß er, bald 65jährig, in den Ruhestand gehen wird, schmerzt; doch kann er den Hof auf seinen Sohn übertragen, der die Schäferei in Gültlingen weiterführen wird und schon seit Jahren bestens eingearbeitet ist.

*«Übers Wasser führt ein Steg,
und darüber geht der Weg»*

Die Geschichte der Renovierung einer steinernen Bogenbrücke über die Waldach bei Haiterbach-Oberschwandorf (Landkreis Calw) liest sich fast wie ein Krimi. *Maurer Jacob Bürkle hatte an dem Pfeiler der Langenreihn Brücke einiges auszubessern und zu untermauern, weswegen ihm auf 1 Tag zu Lohn bezahlt worden ist 14 kr (Kreuzer).* Diese Notiz in einem Rechnungsbuch stammt von 1786 und ist der einzige schriftliche Beleg, in dem die weit über 200 Jahre alte Brücke – eine von drei früheren steinernen Bogenbrücken über die Waldach auf Gemarkung Oberschwandorf – genannt wird. Wahrschein-

lich ist seitdem nichts mehr zu tun gewesen – steinerne Bogenbrücken sind stabil und langlebig. Sie sind allerdings nicht für schwere Baufahrzeuge von der Art konzipiert worden, wie sie um 1972 und nochmals 1991 bei Bauarbeiten im Waldachtal die Brücke befuhren und diese so beschädigten, daß sie gesperrt werden mußte. Die Landwirte, die die Brücke nicht mehr als Zufahrt zu ihren Talwiesen benutzen konnten, waren fortan auf die Mitbenutzung eines Radweges angewiesen, die defekte Brücke aber war dem Verfall preisgegeben.

Zwar hatten der Ortschaftsrat – einstimmig! – und der frühere Ortsvorsteher Walter Gutekunst mehrfach Anträge an die Stadtverwaltung Haiterbach gestellt, man möge die alte Brücke reparieren, aber das Bürgermeisteramt und der Gemeinderat lehnten 1995 jegliche Reparatur ab. Ein *Weg ins Niemandsland* führe über die Brücke, war das Argument der Gegner, aber offensichtlich wußten sie nicht, daß rund hundert Grundstücksbesitzer grundbuchmäßig das Recht haben, über diese Brücke ihre Wiesengrundstücke anzufahren. Doch genau darüber, ob man die Brücke überhaupt brauche, entbrannte bald ein heftiger Streit. Denn ein Grundbucheintrag ist nicht zu finden, die Brücke gehöre der Gemeinde offenbar überhaupt nicht, wurde argumentiert; sie gehört offenbar niemand, sie ist einfach da. Und weil die Stadt Haiterbach die Verkehrssicherungspflicht nicht weiter übernehmen wollte und weil ein Bausachverständiger für die Reparatur einen Betrag von etwa 50 000,- DM ausgerechnet hatte, plädierte das Bürgermeisteramt Haiterbach für die Beseitigung der schadhaften Brücke.



Zahlreiche Helfer fanden sich ein, um die steinerne Bogenbrücke bei Oberschwandorf grundlegend zu sanieren.

*Eine Idylle an der
Waldach: Die
Brücke kann viele
weitere Jahrzehnte
überdauern.*



Da die Diskussionen und der Schriftwechsel zwischen Ortschaftsrat und Stadtverwaltung zu nichts führten, ergriff Walter Gutekunst im Sommer 1995 die Initiative. Zunächst wurde mit einigen wenigen Helfern an einem Samstagvormittag der größte Schaden behoben. Da von einer örtlichen Bank eine Spende in Höhe von 3000,- DM zur Verfügung stand, konnte man die Sache richtig anpacken: In 80 unentgeltlich geleisteten Arbeitsstunden reparierten fünfzehn Männer aus Oberschwandorf die Brücke perfekt. Zunächst mußten die im Wasser liegenden Brückensteine an Land geschafft werden. Dann wurde das Gewölbe abgestützt und von unten repariert. Die Widerlager wurden mit Natursteinen ergänzt, und schließlich bekam die Brücke einen festen, von Ufer zu Ufer reichenden «Deckel» aus 24 Tonnen Beton und Baustahl; das alte Steingewölbe blieb unter dem neuen Sturz unversehrt erhalten. Nun ist die alte Brücke wieder begehbar. Weil die Stadtverwaltung der Auffassung ist, den Landwirten sei der seit Jahren zugemutete Umweg auch weiterhin zumutbar, ist die Brücke für jeglichen Fahrverkehr gesperrt.

Für den Organisator Walter Gutekunst war besonders erfreulich, daß die fünfzehn Helfer wie selbstverständlich bei der Aktion mitgemacht haben. Tagsüber haben Rentner und nach Feierabend Angehörige der jüngeren Generation Steine geschleppt, bearbeitet und unter Regie des Maurermeisters Julius Gärtner an den schadhaften Stellen eingebaut. Alle haben mit Feuereifer mitgemacht, haben selbst Hand angelegt, statt weiterhin fruchtlose Eingaben zu machen und zuzuschauen, bis die

Brücke irgendwann einmal bei einem Hochwasser vollends einfällt. Nicht auf andere warten, sondern selber aktiv werden, war das Motto, das die Jury für preiswürdig hielt.

Wer heute die schöne steinerne Bogenbrücke im Waldachtal in der Nähe des neuen Friedhofs zwischen Unter- und Oberschwandorf überquert, wird kaum verstehen können, daß ein derartiges Kulturdenkmal nicht ohne Diskussionen und Ratsbeschlüsse, nicht einfach selbstverständlich erhalten worden ist. Diese Brücke ist aber nur ein Fall von vielen landauf, landab, in denen aus wirtschaftlichen Erwägungen Zeugnisse der Kulturlandschaft unterzugehen drohen. Daß hier mit ehrenamtlichem Engagement eine Lösung gefunden wurde, ist besonders bemerkenswert und kann für vergleichbare Fälle Vorbildfunktion haben!

*Im Nordschwarzwald: 30 Jahre «Schliffkopffaktion»,
zwei Jahre «Schwarzwälder Weidelandgesellschaft»*

Wenige Schritte neben dem 1055 Meter hohen Gipfel des Schliffkopfs steht der Grenzstein mit dem württembergischen Wappen auf der einen und dem badischen auf der anderen Seite. Der größere Teil des Schliffkopfplateaus gehört zur Gemeinde Baiersbronn (Landkreis Freudenstadt), die gegen Westen abfallenden Flanken liegen im Ortenaukreis. Die alte Landesgrenze auf dem Höhenkamm ist im Bewußtsein der zahlreichen Wanderer und Ausflügler kaum noch vorhanden, und es ist auch anzunehmen, daß die alten Wappensteine vom früher hier oben grasenden Weidevieh nicht beachtet worden



Bei der jährlichen Schliffkopfaktion sind Maschineneinsatz und Arbeitskraft notwendig.

sind. Denn der Schliffkopf war – wie weite Teile der Höhen des Nordschwarzwaldes – bis vor etwa hundert Jahren Weideland und wurde in einer Art Alpbetrieb von den Talsiedlungen aus bewirtschaftet. Flurnamen wie Melkereikopf, Schwein- und Geißkopf, Lägerloch oder Steinmäuerte – herrührend von einer früheren Weideabgrenzung – erinnern noch an die alte Nutzung.

Bis um 1960 wurde auf dem Schliffkopf noch «Bocksergras» gemäht und als Futter, seltener auch als Stalleinstreu, genutzt, aber auch das ist inzwischen Vergangenheit. Kein Wunder, daß der Wald allmählich wieder von den Höhenlagen Besitz ergreift. Die Berg- oder Moorkiefer – gemeinhin Latsche genannt – trotz den extremen Witterungsverhältnissen am ehesten und macht den Anfang, die Fichte folgt durch natürliche Ansamung. In wenigen Jahrzehnten wäre es soweit, daß der freie Blick vom Schliffkopfgipfel zur Hornisgrinde, ins Rheintal und zu den Vogesen, hinüber zur Schwäbischen Alb und nach Süden zum Feldberg und bis zu den Alpen nicht mehr möglich wäre. Die seit Jahrhunderten freien Grindenflächen – «Grind» = schwäbisch «Kopf» – sind ein wesentliches Charakteristikum des Nordschwarzwaldes, und niemand, der die Schwarzwaldhochstraße entlangfährt oder hier oben auf dem «Westweg» des Schwarzwaldvereins wandert, möchte dieses einmalige Landschaftsbild missen.

Seit mehr als drei Jahrzehnten wird Jahr für Jahr im Rahmen der «Schliffkopfaktion» an einem Samstag im Frühherbst in Teilflächen des Naturschutzgebietes Schliffkopf, das bereits vor 60 Jahren amtlich ausgewiesen wurde, rechts und links der Schwarz-

wald-Hochstraße Landschaftspflege betrieben. Organisiert vom Landratsamt Freudenstadt und vom Forstamt Obertal finden sich Mitglieder vom Schwarzwaldverein und der Bergwacht sowie weitere Beteiligte zusammen, um den in den Tagen zuvor von Waldarbeitern gefälltten Kiefern- und Fichtenaufwuchs aus den Grindenflächen zu Sammelplätzen zusammenzutragen, wo alles gehäckselt und abtransportiert wird. Meist sind es über hundert Personen, die sich zu den Aktionen einfinden, – die Veranstaltung hat längst Tradition. Große Flächen sind in den letzten Jahrzehnten auf diese Weise freigehalten worden. Man darf aber nicht verkennen, daß die Freiflächen des etwa 2200 Hektar großen Naturschutzgebietes über 500 Hektar groß sind; eine Fläche, die die Kapazität der Beteiligten auf die Dauer übersteigt.

Rinder auf den Grinden – die «Wälderle» und das Pfeifengras

Landschaftspflege mit der Motorsäge kann vieles leisten, eine Nutzung des Geländes aber nicht ersetzen. Durch das Entfernen von Bäumen kann zwar die Aussicht erhalten werden, ein Vordringen des Pfeifengrases und die damit einhergehende Verdrängung der Rasenbinse – «Bocksergras» –, von Arnika und Schweizer Löwenzahn kann jedoch so nicht verhindert werden. Seit einigen Jahren wurde deshalb eine Beweidung von Teilflächen des Naturschutzgebietes diskutiert.

Eine Viehweide in einem Naturschutzgebiet? Manchen erschien dieses Ansinnen wegen der damit

verbundenen notwendigen Viehkoppeln unmöglich. Aber schließlich obsiegten die weitsichtigen Kräfte, denen klar war, daß auch bei wesentlicher Ausweitung der mechanischen Pflege die Hochflächen nicht freizuhalten und vor allem die seltenen Pflanzenarten nicht zu erhalten wären. Es fand sich auch jemand, der bereit war, auf das Risiko einer Beweidung einzugehen: Gerold Wein aus Alpirsbach-Reinerzau, Diplombiologe und Landwirt. Zusammen mit zwei Gesellschaftern gründete er 1996 die «Schwarzwälder Weideland-Gesellschaft» und schaffte 50 Hinterwälder Rinder an, einer im Schwarzwald einst weit verbreiteten Rasse. Die Mutterkuhherden weiden unten im Kinzig- und im Murgtal, das Jungvieh ist von Juni bis September auf zunächst 16 Hektar Grundenfläche auf dem Schliffkopf untergebracht. Eine Fläche, die im Vorjahr bei der Schliffkopffaktion von Fichtenaufwuchs befreit worden war, wurde von der Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe mit einem Koppelzaun umgeben; die Forstverwaltung gab ihr Einverständnis zu dem Modellprojekt auf den landeseigenen Flächen. Nach fast hundertjähriger Pause sind also wieder Weiderinder auf dem Schliffkopf.

Die «Wälderle», wie die Hinterwälder Rinder allgemein genannt werden, fühlen sich hier oben wohl, fressen zur Freude der Naturschützer das Pfeifengras und nehmen zur Freude der Eigentümer sogar ganz gut an Gewicht zu. Und zwischenzeitlich gibt es im Schliffkopf-Hotel eine eigene Speisekarte mit Gerichten vom Hinterwälder Rind. Die Weiden samt Rindern kann man vom Hotelfenster aus beobachten. Über die Zusammenarbeit mit der Ga-



Die «Wälderle» werden auf dem Schliffkopf aufgetrieben.

stronomie sowie über die Fleischvermarktung an Privatkunden kann sichergestellt werden, daß die Beweidung auch dauerhaft betrieben werden kann. Beide Initiativen – die «Schliffkopffaktion» und die Beweidung von Teilen des Naturschutzgebietes mit Rindern – tragen zur Erhaltung des traditionellen Landschaftsbildes auf dem Schliffkopf und damit zur Erhaltung der Fremdenverkehrslandschaft Nordschwarzwald bei und sind preiswürdig.



Dank der Hinterwälder Rinder kann das offene Landschaftsbild des Schliffkopfs erhalten werden.

*Droben stehet die Kapelle ...
auch in Epfendorf bei Rottweil*

Die Pflege der Wacholderheide Käpelleshalde Epfendorf (Landkreis Rottweil) hat sich die Ortsgruppe Epfendorf des Schwäbischen Albvereins zur Aufgabe gemacht. Seit über zehn Jahren wird die markante Heide mit der krönenden Kapelle oberhalb des Ortes mustergültig freigehalten. Es handelt sich dabei um ein äußerst steiles Gelände – sehr zum Leidwesen der freiwilligen Helferinnen und Helfer. Aber umso markanter wirkt die Heide, wenn man von Rottweil ins Neckartal kommt. Schon von weither sticht der imposante Wacholderhang über dem Ort ins Auge. Man muß schon einmal selbst den Serpentinensteig zur Kapelle hinaufgestiegen sein und von oben auf den Ort herunterschauen, um ermessen zu können, was es heißt, an diesem Hang zu arbeiten!

Jedes Jahr kommen bereits im März viele Wanderer und Naturliebhaber nach Epfendorf, um die unzähligen Küchenschellen zu bewundern. Doch nicht nur dieser schöne Frühblüher ist es, der die Besonderheit der Käpelleshalde ausmacht. Karl Aigeldinger, Hobbybotaniker, hat über lange Jahre die Pflanzenwelt beobachtet und eine eindrucksvolle Artenliste zusammengestellt, die neben «Üblichem» auch Besonderheiten wie die Ästige Graslilie, fünf Orchideenarten, die Karthäusernelke, den Blutstorchschnabel, den Hirsch-Haarstrang, den Gefransten und den Deutschen Enzian und die Schwalbenwurz enthält. Dieses Arteninventar beweist eindrücklich, daß die Käpelleshalde zu den besonders mageren,



Pflegearbeiten am Steilhang.

trockenen Standorten gehört und damit eine Sonderstellung unter den Trockenrasen des oberen Neckartales einnimmt. Der schroff abfallende Südhang trägt ein Mosaik an interessanten, kleinflächigen Rasen-, Saum-, Felsband- und Gebüschgesellschaften sowie ein kleines Kieferngehölz.

Die floristischen Untersuchungen zeigen, daß sich auf der ehemaligen Schafweide eine äußerst blumenreiche Vegetation entwickelt hat. Auffällig ist das typische Blüten im Jahresrhythmus: Nach den Frühblüher im März erreicht die Heide Ende Juni, Anfang Juli ihre reichste Blüte; Graslilie, Storch-



Der Ausblick von der Kapelle auf Epfendorf ist nur aufgrund jahrelanger Pflegearbeiten möglich.



Die steile Heide der Käppelshalde bestimmt das Ortsbild von Epfendorf.

schnabel und Ehrenpreis bilden die wichtigsten Farbtupfer. Im September leuchten dann die violettblühenden Bestände der Kalkaster und die weißen Schirmdolden des Haarstrangs.

Ausgerüstet mit zwei eigenen Freischneidegeräten und einer Motorsäge haben die Epfendorfer Albvereiner im Lauf der letzten zehn Jahre den auf der Heide aufkommenden Baum- und Strauchwuchs ausgedünnt und zurückgedrängt. Erfahrungsgemäß ist es dabei nicht mit einer Einmalaktion getan, vielmehr müssen Stockausschläge über Jahre hinweg kurzgehalten werden. Früher erledigten dies Schafe, heute bedarf es eben maschineller Hilfe, wenn das charakteristische Landschaftsbild erhalten werden soll. So genügen Mäh- und Aufräumaktionen im Winterhalbjahr nicht allein, vielmehr muß man an der Käppelshalde auch während der Vegetationsperiode aktiv sein und die nach wie vor üppig sprießenden Robinien-Stockausschläge kurzhalten.

Die Pflegearbeiten gestalten sich recht mühsam, denn die üblicherweise zehn- bis fünfzehn ehrenamtlich Tätigen müssen vermeiden, daß Steine und Stammholz abgleiten. Zum Schutz der unten angrenzenden Privatgrundstücke wurde deshalb aus Reisigmaterial eine Art Schutzwall angelegt. Einige

Jahre halfen örtliche junge Landwirte bei den Arbeiten mit, neuerdings unterstützt der Stuttgarter Pflegetrupp des Schwäbischen Albvereins bei Sägearbeiten die Epfendorfer Ortsgruppe, die Aufräumarbeiten sind dennoch weiterhin recht arbeitsintensiv. Auf dem First der Halde steht die zwar markante, eigentlich aber eher unscheinbare, Friede und Eintracht ausstrahlende Marienkapelle. Sie wurde im Jahr 1935 von der heute 91jährigen Maria Maier aus Epfendorf gestiftet und ist für viele Gläubige Anziehungspunkt zur besinnlichen Andacht. Vor allem für Kinder ist es eine Freude, an der außen angebrachten Glocke läuten zu können. Von der Kapelle aus hat man einen großartigen Ausblick auf den tief unter einem liegenden Ort Epfendorf und den mäandrierenden Lauf des Neckars mit der Schlichenmündung. Am östlichen Horizont erheben sich die dunklen Höhen der Keuperrandberge und dahinter der Albtrauf.

Hütten im Schmiechtal: Nahezu der ganze Ort betreibt Kulturlandschaftspflege

Der seit 1973 zu Schelklingen (Alb-Donau-Kreis) gehörende Ort Hütten liegt im landschaftlich reizvollen Schmiechtal und hat gerade einmal 400 Ein-

wohner. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – herrscht hier ein reges Vereinsleben, getragen vom Schwäbischen Albverein, vom Gesangverein, vom Sport- und Schützenverein und auch von der Feuerwehrabteilung. Diese Vereine haben sich seit vielen Jahren die Erhaltung und Pflege von Kultur und Landschaft zur Aufgabe gemacht. In zahlreichen ehrenamtlichen Arbeitseinsätzen wurden enorme Leistungen erbracht, die sich im Orts- und Landschaftsbild deutlich abzeichnen.

Da ist zunächst die Wacholderheide Eichhalde zwischen Hütten und Sondernach zu nennen. Vor fünfzehn Jahren mangels Beweidung nahezu völlig vom Zuwachsen bedroht, ist es der Albvereins-Ortsgruppe unter Mithilfe der gesamten Bevölkerung über eineinhalb Jahrzehnte hinweg gelungen, die Heide wieder freizumachen. Und obwohl die Ortsverwaltung einen Schäfer beauftragen konnte, zwei- bis dreimal die Heide samt weiteren Hängen abzuweiden, muß laufend der starke Nachwuchs an Eschen und vor allem an Schwarzdornhecken mechanisch niedergehalten werden. Rund 4500 freiwillige Arbeitsstunden wurden in den vergangenen Jahren an der Eichhalde geleistet, und es wird trotz Schafen und neuerdings auch einer kleinen Ziegenherde erforderlich sein, auch in den nächsten Jahren



Restaurierung des «Guten Hirten» oberhalb von Hütten.

das charakteristische Landschaftsbild mit ehrenamtlichen Kräften zu pflegen.

Der Hohle Fels gehört zu einer Reihe kleiner Höhlen im Schmiechtal. Am Anfang dieses Jahrhunderts wurden von Tübinger Professoren dort



Die Helfer aus Hütten haben sich am renovierten Wasserrad versammelt.



Die Wacholderheide an der Eichhalde konnte vor dem Verwachsen gerettet werden.

urgeschichtliche Funde gemacht. Zwischen 1950 und 1960 wurde die Umgebung der Höhle mit Fichten aufgeforstet; der Fels und der Höhleneingang verschwanden im Fichtengrün. Nachdem die Stadt 1992 das umgebende Gelände erwerben konnte, haben Feuerwehrabteilung und Albverein einen Großeinsatz durchgeführt: Der Fichtenbestand wurde abgeholzt und eine geradezu malerische Idylle geschaffen. Damit der Hang nicht gleich wieder zuwächst, kommt die bereits erwähnte Ziegenherde zum Einsatz. Dennoch ist auch hier mechanische Pflege unausweichlich. Mit dieser beispielhaften Aktion, dem Freilegen der Höhle samt der umgebenden Felspartie, ist es gelungen, ein Stück Natur und Kultur im Schmiechtal zu erhalten und wieder sichtbar zu machen.

Beim Nachbarort Talsteußlingen wurde an der Schmiech 1985 das ehemalige Antriebsrad der örtlichen Getreidemühle aufgebaut, das zuvor die gesamte Mühle angetrieben hatte, aber durch eine Turbine ersetzt worden war. Das 1911 gebaute Rad befand sich in einem sehr schlechten Zustand; besonders die Bretter waren altersbedingt morsch und brüchig geworden. Durch einen großartigen Einsatz

der Feuerwehrabteilung, die über 600 Arbeitsstunden leistete, konnte das Rad im Sommer 1997 vor dem Verfall gerettet werden. Das Wasserrad wurde gereinigt, überholt und die Bretter der Schaufeln ersetzt. Es steht an einer gut zugänglichen Stelle an der Schmiech und wird von vielen Wanderern und Radfahrern besichtigt und bestaunt.

Von einigen weiteren Aktionen zur Pflege der Kulturlandschaft wäre zu berichten, aber wir wollen uns auf eine Initiative des Ortschaftsrates Hütten beschränken: Auf einem Felskopf oberhalb von Hütten wurde um die Jahrhundertwende das Wahrzeichen des Orts, eine große Statue des «Guten Hirten», errichtet. Diese Statue war altersbedingt renovierungsbedürftig; sie war bemoost und der Beton brüchig. Der Ortschaftsrats Hütten hat Anfang der achtziger Jahre die Statue gereinigt und saniert. Dazu mußte ein vierstöckiges Gerüst gebaut werden, und viele freiwillige Arbeitstage waren erforderlich. In Bälde beabsichtigt der Ortschaftsrats Hütten eine Wiederholung der Arbeiten, damit der «Gute Hirte» zur Jahrtausendwende in einem guten Zustand seinen hundertsten Geburtstag feiern kann.



Die Büsten von Carl Zeiss, Ernst Abbe und Otto Schott laden ein zu einem Rundgang durch die Geschichte der Optik.

Raimund Waibel Museen des Landes: Das Optische Museum Oberkochen

Das Sehen prägte die Entwicklungsgeschichte des Menschen wie kein anderer seiner fünf Sinne: Sehen, erkennen und damit letztlich begreifen – hier findet auch die Bedeutung des Tastsinns sinnhaften Niederschlag – bilden eine unauflöslche Einheit. Sogar die geistige Erkenntnisse bezeichnet man als «Sehen», wenn wir etwa von der «Sicht der Dinge» oder dem «geistigen Auge» sprechen. Es ist somit nicht verwunderlich, daß optische Entwicklungen von grundlegender Bedeutung beim Entstehen der modernen Welt waren und sind. Ein optisches Museum muß sich in erster Linie mit physikalischen Gesetzen und deren technischer Umsetzung beschäftigen. Doch der Weg zur Gestaltung der Dinge, zur Kunst im weiteren Sinne – das mag zunächst überraschen – ist dabei nicht weit. Denn wie anders wäre Ästhetik zu erfassen als in der Betrachtung.

Die Carl Zeiss Werke in Oberkochen gehören zu den führenden optischen Firmen der Welt. Insbesondere im Bereich des Mikroskopbaus und der Objektivtechnik ist der Name Zeiss verbunden mit Entdeckungen und Entwicklungen von weltweiter Bedeutung. Wer würde von einem «optischen Museum» auf dem Werksgelände in Oberkochen nicht

zunächst Firmengeschichte erwarten, eine Darstellung des Werdegangs des Unternehmens von den bescheidenen Anfängen in Jena um die Mitte des letzten Jahrhunderts bis in die unmittelbare Gegenwart? Doch die Gestalter des Optischen Museums Oberkochen haben der Versuchung widerstanden, ein Museum nur zum höheren Ruhme des Unternehmens, eine Werbeveranstaltung mit anderen Mitteln zu kreieren, wenn auch der Gedanke der «public relation» mitschwingt, der Einladung an die Besucher der Firma, einen Blick zurück zu tun, bei dem die epochalen Leistungen von Carl Zeiss und seinen Partnern eine Rolle spielen. Das Museum in Oberkochen will etwas anderes, es will vor allem eine historische Einführung in die Welt der optischen Geräte sein.

Am Anfang des Erwerbs historischer optischer Geräte durch die Zeiss Werke in Oberkochen hatte der fast unbewußte Wunsch gestanden, nach der Übersiedlung einer Reihe führender Mitarbeiter und Wissenschaftler der Firma 1945 in den Westen und nach dem Verlust des alten Firmensitzes mittels Dokumenten und Geräten die eigene Geschichte wiederzugewinnen. Zunächst ohne Konzept begann man, Zeiss-Geräte von anno-dazumal

zu kaufen und zu sammeln. In den 1960er Jahren entstand dann der Gedanke einer musealen Präsentation, die aber über die Firmengeschichte hinausweisen sollte. Nun suchte man gezielt nach Objekten, möglichst einer bereits bestehenden Sammlung, die man schließlich Ende der 1960er Jahre in Form der Sammlung eines Brüderpaares in München fand: Die Gebrüder Kröner hatten dort ein ganzes Leben lang mit großem Sachverstand optische Geräte und Instrumente gesammelt, aber auch allerlei bildliche Darstellungen, die mit der Welt der Optik zusammenhängen. In den 1970er Jahren, einem Krisenjahrzehnt für die europäische optische Industrie, konnte der museale Bestand durch die Sammlungen der Firmen Voigtländer und Zeiss-Ikon ergänzt werden. Damit war der Zeitpunkt gekommen, an die Einrichtung eines öffentlich zugänglichen Museums zu denken, das schließlich 1972 in einer alten Villa am Ortsrand von Oberkochen eingeweiht wurde. Erst in der jüngsten Vergangenheit wurde das Optische Museum Oberkochen dann 1997 in Ausstellungsräume auf dem Werksgelände umgesiedelt und in moderner Form und mit zeitgemäßen Mitteln neu präsentiert.

*«Innovationsraum» – Zeittunnel – Ausstellungseinheit:
Welt der Fotografie und Weltraumfotografie*

Der werbewirksamen Selbstdarstellung der Carl Zeiss Werke dient der im September 1998 eingeweihte sogenannte «Innovationsraum», den der Besucher zunächst betritt: eine mit modernsten Mit-

teln und mannigfaltigen Lichteffekten realisierte Vorstellung der Unternehmensbereiche der Gegenwart. Das reicht von der Herstellung von Brillen, Ferngläsern und Foto-Objektiven, der Mikroskopie, darunter der Entwicklung und Produktion von Elektronenmikroskopen, bis zu modernsten medizinischen Diagnosegeräten, industrieller Meßtechnik und optisch-elektronischen Modulen.

Eher versteckt öffnet sich in dem weiten Saal, dem Eingang des «Innovationsraums» diagonal gegenüber, ein schmaler und niedriger Durchgang zum eigentlichen Museum. Die Idee eines «Zeittunnels» habe bei der Gestaltung des Museumszugangs im Vordergrund gestanden, erläutert der Verantwortliche für das Museum, Dr. Hansjoachim Hinkelmann; freilich sei diese eigenwillige Form des Zugangs aber auch durch die in der Decke verlaufenden Versorgungskanäle bedingt. Not macht erfindereich.

Sinnigerweise ist es ein geschickter optischer Kontrast, der den vom High Tech des «Innovationsraums» fast euphorisch gestimmten Besucher zur Historie lockt: nämlich ein schlichtes Transparentfenster mit einer Brille als Logo und der weißen Aufschrift auf schwarzem Grund: «Optisches Museum Oberkochen», deren Form ganz augenscheinlich noch aus der Zeit der Museumsgründung Anfang der 1970er Jahre datiert. Der Kontrast könnte größer kaum sein: Wo im «Innovationsraum» eine Glitzerwelt in mystisch-blauem Ambiente den Besucher gerade noch auf die Zukunft eingestimmt hatte, holt dieses Transparentfenster den Besucher



*Futuristisches
Ambiente im
«Innovationsraum»:
die Unternehmensbe-
reiche der Gegenwart.*



Voigtländer-Kamera um 1840. Das ist die erste Metallkamera der Welt.

nun ganz nüchtern auf den Boden der Geschichte zurück. Am Ende des Zeittunnels, dessen Wände mit Großdias historischer optischer Geräte bestückt sind, leuchten im Hintergrund auf hohen weißen Sockeln, bronzegolden und im wahrsten Sinne des Wortes «ins rechte Licht» gerückt, die Büsten – eigentlich sind es nur die Köpfe – des unvergeßlichen Optikers, Kaufmanns und eigentlichen Unternehmers, des Firmengründers Carl Zeiss (1816–1888), und seiner Partner, des Physikers Ernst Abbe (1840–1906) und des Glasproduzenten Otto Schott (1851–1935), dessen hochwertige Glasmelzen wesentlichen Anteil hatten am Siegeszug der Firma.

Doch die Büsten wollen nicht den Anfang einer Firmengeschichte markieren, sondern vielmehr die Hinwendung zur Geschichte der Optik vereinfachen, diese zeitlich und geographisch verorten. Thematik und Exponate der Ausstellung weisen weit über die Firma hinaus. Das Museum soll weniger den Fachmann als den Laien ansprechen, die Büsten mögen dabei den Zugang erleichtern. In diesem Sinne wird man wohl auch die weder chronologisch noch thematisch gewichtete Anordnung der angesprochenen Themenbereiche verstehen müssen. Nicht Mikroskope, mit deren Herstellung Carl Zeiss die Weltstellung seines Unternehmens begründete, stehen am Anfang des sich nach den Büsten wie selbstverständlich anbietenden Rundgangs durch den Museumssaal, sondern die Welt der Fotografie: Objektive und Kameras verbindet



Zeiss-Objektive im Weltraum: an der Decke aufgehängt eine Zeiss-Ikon Contarex mit Gasstrahl-Steuerung, wie sie bei den frühen Weltraum-Missionen verwendet wurde.

der Laie und unbefangene Besucher nämlich an erster Stelle mit dem Namen Zeiss.

Und dennoch: Die fotografische Abteilung fällt verhältnismäßig bescheiden aus. Der Bau von Fotoapparaten war nur eine gewisse Zeit lang ein Unternehmenszweig: «Zeiss-Ikon». Die meisten der ausgestellten Kameras, darunter eine ganz frühe Metallkamera für Daguerreotypie von Voigtländer um 1840, ein Rarissimum, eine Mahagoni-Kamera (um 1855) und eine Naßplattenkamera (um 1860) der nämlichen Firma, die später in den Zeiss Werken aufgehen wird, stammen daher bezeichnenderweise aus der Produktion anderer Hersteller. Weit aus bedeutender war und ist für die Firma Zeiss seit 1890 die Herstellung von Objektiven, die freilich für den Laien vergleichsweise wenig attraktive Exponate darstellen. Bemerkenswert und in der Form einmalig, wie Dr. Hansjoachim Hinkelmann erläutert, sind vor allem die aufgeschnittenen modernen Objektive, die verdeutlichen, daß für ein hochwertiges Objektiv nicht nur die Linsen, sondern auch deren Beschichtung, Lagerung und Halterung von grundlegender Bedeutung sind. Hochleistungsoptik und Feinmechanik müssen Hand in Hand gehen, sie sind zwei Seiten der gleichen Medaille.

Ein besonders spektakuläres Feld, auf dem in jüngster Vergangenheit Zeiss-Objektive zum Einsatz kamen, wird bis zum Sommer 1999 im Optischen Museum in Oberkochen zusätzlich in einer kleinen Sonderausstellung vorgestellt: die Weltraum-Foto-

grafie. Seit Beginn der Weltraumfahrt waren an Bord der Raumschiffe Fotoapparate mit Zeiss-Objektiven, meist in Kamerakörper der schwedischen Firma Hasselblad eingebaut. Der aufmerksame Besucher wird sich insbesondere angesichts eines kurzen Stück Films aus jener Kamera, die am 20./21. Juli 1969 mit den ersten Menschen auf dem Mond war, eines historischen Schauders nicht erwehren können. Bilder von der fotografischen Vermessung der Erde aus dem Weltraum illustrieren die Faszination, die von der Möglichkeit ausgeht, nun den Erdball wie einst den Mond und die Sterne aus weiter Entfernung zu sehen und abbilden zu können. Eine wahrhaft neue Dimension tat sich in den 1970er und 1980er Jahren auf. Frei im Saal aufgehängt darüber die Nachbildung jener Kamera, mit der die ersten sich außerhalb der Raumschiffe aufhaltenden Astronauten nicht nur die bekannten, einst um die Welt gehenden Bilder schossen, sondern mit der sie sich auch mittels kleiner an der Kamera angebrachter Gasdüsen im Raum bewegten.

*Fernrohre für Astronomen, Feldherren, Operngänger –
Carl Zeiss und Otto Schott
bringen Präzision durch Prismenglas*

Nicht weniger großartig als die Flüge in den Welt-
raum in den 1960er und 1970er Jahren mag den
Zeitgenossen des 17. Jahrhunderts die sich mit der
Entwicklung der ersten Fernrohre und Mikroskope
eröffnende neue Welt erschienen sein. Die Hoff-



Das Fernrohr als verspieltes Accessoire: modische Monokulare und Binokulare aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Rechts im Vordergrund ein Parfüm-Flakon mit Fernrohr.



*Funktional und in
schlichtem Schwarz:
Zeiss-Fernrohre
aus der Zeit von
1893 bis 1990.*

nung, einen Blick ins All, in den Makrokosmos, tun zu können, mündete in die Konstruktion der ersten Fernrohre, der Teleskope. Die ersten wurden um 1608 in Holland geschaffen. Der Wunsch, die verborgenen Dinge des Mikrokosmos zu erforschen, führten zum Bau der ersten Mikroskope. Freilich waren die optischen Qualitäten dieser frühen Geräte noch recht bescheiden. Relativ rasche Fortschritte erzielten die frühen Gerätehersteller dann beim Bau der Fernrohre, schufen doch hier neben den Astronomen militärische Abnehmer einen – modern ausgedrückt – nachfragestarken Markt.

Die frühen Fernrohre, nicht nur die großen Standgeräte der Astronomen, sondern auch die leichter transportablen für den nichtwissenschaftlichen Gebrauch, waren rechte Monster, groß und schwer. In einer Tischvitrine ruhen neben Drucken optischer Lehrwerke des 18. Jahrhunderts zeitnah zwei sogenannte «galileische» Fernrohre, also mit einer Sammellinse als Objektiv und einer Zerstreuungslinse als Okular ausgestattete Monokulare, nämlich ein holländisches Fernrohr von 1754 sowie ein weiteres zwar schönes, aber aufgrund seiner Größe und seines Gewichts nach heutigen Maßstäben unpraktisches Gerät, dessen Gehäuse liebevoll mit Pergament überzogen und mit Hornringen verziert ist. Es erübrigt sich zu betonen, daß die Hersteller bald bestrebt waren, die Fernrohre kleiner, leichter und damit handlicher zu gestalten: Die ersten zusammenschiebbaren Monokulare entstanden. Zwei angeblich einst von Napoleon benutzte Geräte verdeutlichen den Fortschritt in der Produktion bis in die Zeit um 1800: Ein nur noch etwa 12 cm langes Handfernrohr des Kaisers wurde von Wellington nach der Schlacht von Waterloo erbeutet und kam

später in den Antiquitätenhandel. Das zweite Fernrohr aus dem Besitz des großen Franzosen ist zwar noch rund 70 cm lang, doch schlank, leicht und militärisch schlicht.

Mit der Entwicklung solcher kleinerer Geräte wurden Fernrohre aber auch ein Objekt der Mode. Die oft nüchternen Gehäuse der Geräte für Wissenschaftler und Generäle machten liebevoll verzierten, ja teilweise verspielt ausfallenden Gehäusen Platz. Mehrere Exemplare kleinerer Handfernrohre, nur noch 5–10 cm lang, die Gehäuse teils mit Edelsteinen oder mit Schildpatt besetzt, teils aus bemaltem Porzellan oder mit Elfenbein-Schnitzereien verziert, belegen dies augenscheinlich. Modische Spielereien ohne großen praktischen Wert waren die in Spazierstöcken, einem Damen-Necessaire, einer Schnupftabakdose oder in Parfüm-Flacons integrierten Fernrohre vor allem des frühen 19. Jahrhunderts. Ihre optische Qualität zudem war schlecht, der Gebrauchswert minimal.

Dem Zug zum Schmuckstück – und damit zum einerseits modischen, andererseits repräsentativen Accessoir – können sich um 1800 auch die Hersteller der binokularen Ferngläser nicht entziehen. Bei den Binokularen, die zunächst nichts anderes waren als zwei nebeneinander montierte Fernrohre, überwog die äußere Form oft die optische Qualität, wenn auch der sogenannte «Opernspion», ein Glas, mit dem man mittels eines Spiegels um die Ecke schauen, sprich die schöne Nachbarin im Theater unauffällig beobachten konnte, noch durchaus einen «praktischen» Zweck erfüllt haben mag.

Doch die Einstellung des Kunden zum Fernglas wird sich im Laufe des 19. Jahrhunderts grundlegend wandeln. Dies unterstreichen die Gehäuse der

Ferngläser aus dem Hause Carl Zeiss, denen eine ganze Schauvitrine gewidmet ist. Schnörkellos und im schlichten schwarzen, in neuerer Zeit auch grauen Gewand sollten die Gläser nun vor allem funktional sein. Die Qualität hingegen wird unvergleichlich besser, ja brilliant. Insbesondere die Verwendung sogenannter «Porro-Prismen», mit denen die Bilder über eine Stufe im Gehäuse erstmals auf viel kürzerem Wege als in den alten Fernrohren aufgerichtet, also vom Kopfstand auf die Füße gestellt werden konnten, ist für diese Qualitätsverbesserung namhaft zu machen. Diese Erfindung von Ernst Abbe war bereits um 1850 von dem italienischen Optiker Ignazio Porro vorgedacht worden – ein Porro-Prismen-Fernrohr gehört übrigens zu den historischen Leckerbissen der Ausstellung –, hatte zunächst aber keine weite Verbreitung gefunden. Erst mit der präzisen Fertigung von Carl Zeiss und der Verwendung hochwertiger, von Otto Schott erschmolzener Glassorten tritt das Prismenglas seinen weltweiten Siegeszug an. Seit 1894 wurden sie in Jena in Serie gebaut und ständig weiterentwickelt, wie ein Spiegelfernrohr von 1982 und ein modernes Fernglas mit mechanischer Bildstabilisierung dokumentieren.

Vom Halbedelstein Beryll zur Brille – umfangreichste Darstellung im Optischen Museum Oberkochen

Mit den kunstvoll verzierten Monokularen und Binokularen der letzten Jahre des Ancien Régime,

des Empire und des Biedermeiers vermag das Optische Museum Oberkochen gerade auch jene Besucher zu faszinieren, die sich mehr von der Ästhetik denn vom technischen Detail ansprechen lassen. Im Bereich der Brillen, der mit Dutzenden von Exponaten umfangreichsten «Abteilung» des Museums, dominiert die äußere Gestalt der Objekte schließlich über die optische Technik. Eindrücklich veranschaulicht die Ausstellung die Geschichte der Brille von der Verwendung der ersten vergrößernden Lesesteine – die Bezeichnung Brille ist übrigens auf den Halbedelstein Beryll zurückzuführen, aus dem in der Regel die ersten Linsen geschliffen waren –, über die Halterung der «Gläser» in Holzfassungen, die lupenähnlich vor das Auge gehalten wurden, bis zu den verschiedenartigsten Möglichkeiten, die Linsen mittels Stegen miteinander zu verbinden und auf der Nase zu tragen – und dort auch zu halten!

Die älteste Form der Brille ist ohne Zweifel die Ende des 13. Jahrhunderts aufkommende Nietbrille, die im Grunde nichts anderes war als zwei an den Stielen mittels eines Stifts zusammengehaltene Lupen. Die Nachbildung einer hinter dem Chorgestühl des Klosters Wienhausen gefundenen Nietbrille macht dies deutlich. Die Möglichkeiten, die Gläser vor die Augen zu bringen, waren im Verlauf der nunmehr 700jährigen Geschichte der Brille äußerst vielseitig: Teils wurden sie vor das Gesicht gehalten – als Lorgnon oder als Fingerklemmer, der aus Amerika kam –, als Monokel gekniffen, als

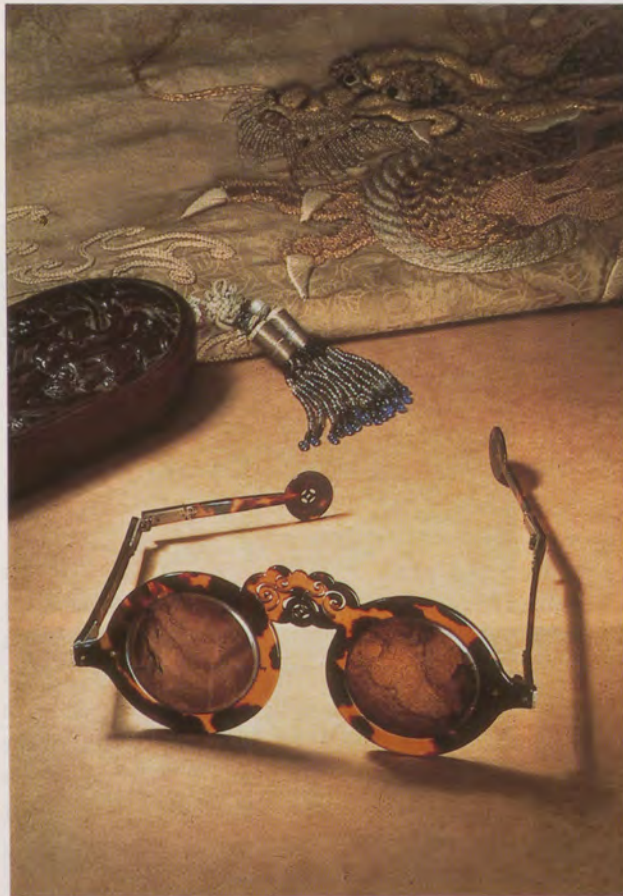


Von links: Schläfenbrille um 1750 mit Fischbeingläserfassung. – Nürnberger Drahtklemmer samt Etui aus dem 19. Jahrhundert. – Schläfenbrille des 18. Jahrhunderts, die Brücke ist auf den Augenabstand einzustellen. – Wiener Glasbrille aus einem Stück, um 1840.





Spring-Lorgnette mit eingebauter Uhr, nach 1828.



Chinesische Mandarin-Brille aus Teestein, getragen als Statussymbol.

Zwicker oder Klemmer («pincenez») auf die Nase gesteckt, teils mit Schläfenbügeln und vor allem seit etwa um 1800 mit Ohrenbügeln am Kopf festgemacht, aber auch mit Fäden am Hinterkopf verknotet. Nicht weniger breit ist die Variationsfülle der Glasformen, ebenso der Fassungen und ihrer Materialien.

Vor allem aber wird im Optischen Museum Oberkochen deutlich, daß die Brille modischen Wandlungen unterworfen war. Wie könnte es auch anders sein bei einem Gerät, das man im Gesicht trägt, jenem Körperteil, der wie kein anderer die Persönlichkeit des Menschen auszudrücken vermag. Noch heute verbinden wir mit dem gold-, edelstein- und perlenbesetzten Lorgnon das Bild des Ancien Régime, mit dem Monokel den Charakter des zugleich hochnäsigen wie herrischen Adligen und Offiziers, mit filigranen Drahtbrillen den feinfühlig-Intellektuellen. Die Brillen Eduard Mörikes und des Malers Ludwig Richter stehen dafür als sinnfällige Beispiele.

Der Besucher, der Zeit und Muße hat, sollte den kulturhistorischen Gang durch die Modewelt der Brille nicht versäumen, sich Zeit nehmen zu einem faszinierenden Ausflug in die Vergangenheit. Er wird dabei viel Interessantes, manch Bekanntes, aber auch oft Überraschendes entdecken können: die Brille des Öttinger Humanisten Hieronymus Wolf (1550–1580), Mehrstärkenbrillen in Form umklappbarer Zusatzlinsen oder zusammengesetzt aus getrennt geschliffenen oberen und unteren Linsenhälften, wie sie etwa von dem genialen Benjamin Franklin entwickelt wurden; eine Brille Kaiser Franz Josephs oder eine faszinierende Wiener Glasbrille, deren beide Linsen samt Steg aus einem Glasstück geschliffen wurden, aber auch Sonderformen wie etwa Eisenbahnbrillen mit Seitenklappen aus Stoff, Horn oder Glas, um die Augen gegen Rußpartikel zu schützen. Bedauern wird man bei der seltenen Fülle der Objekte vielleicht, daß manche exzeptionelle Stücke nicht auf die eine oder andere Weise aus der Masse der Brillensammlung im wahren Sinne des Wortes «hervorgehoben» werden. So gemahnt die Ausstellung ein Stück weit an die Auslage eines Brillengeschäfts. Wer einmal eine Brille gekauft hat, weiß, wie schwer es mitunter ist, die beste Form zu finden und auszuwählen.

Als einmalig – und aufgrund ihrer Form sofort und eindeutig als etwas Besonderes zu identifizieren – darf die Sammlung asiatischer Brillen gelten. Einmalig insofern, als deutlich wird, daß Brillen in Asien – speziell in China und Japan – in erster Linie ein Statussymbol waren. Die ausgestellten Mandarinbrillen bestehen nämlich samt und sonders aus

korrekturlosem Planglas! Zudem sind die «Gläser» meist getönt, aus Rauchquarz, «Teestein», wie die Chinesen sagen, einem Schlieren und Maserungen aufweisenden Halbedelstein. Sie dienten also gar nicht dazu, die Augen zu korrigieren, sondern Rang und Würde ihrer Träger zu unterstreichen. Sie galten als Zeichen von Vornehmheit und Gelehrsamkeit. Brillen wurden übrigens in Asien erst vor etwa 350 Jahren durch spanische und portugiesische Kaufleute bekannt.

Ergänzt wird diese Sammlung asiatischer Brillen durch prächtige seiden- und silbergestickte Etuis und durch eine Auswahl hübscher «Netsuke», das sind kleine japanische Elfenbein- und Holzschnitzwerke, die die Funktion eines Knopfes hatten, durch den die Kordel zum Anhängen eines Behälters für Tabak oder eben für eine Brille gezogen wurde. Fast alle diese Schnitzereien drehten sich um das Thema «Sehen und Schauen»; etwa wenn ein Affe sein Baby durch eine Lupe betrachtet oder Affen und Menschen überdimensionierte Brillen tragen. In diesem Zusammenhang muß man auch wissen, daß Brillen apotropäische Eigenschaften zugeschrieben wurden. Man trug sie also zum Schutz gegen böse Geister.

*Mikroskope: vom Probieren zum Berechnen –
Ernst Abbe löst das Problem und bringt den Erfolg*

Brillenmachern, nämlich Hans und Zacharias Janssen in Middelburg in Holland, soll der Bau des ersten Mikroskops um 1600 zu verdanken sein. Hatten sich Brillen spätestens seit dem 18. Jahrhundert zu einem «alltäglichen» optischen Gerät entwickelt – wenigstens in den Reihen der Wohlhabenden und Gebildeten –, so waren Mikroskope lange Zeit nur vergleichsweise wenigen zugänglich. Dabei mag der Preis eine Rolle gespielt haben, aber auch schlicht ihr Gebrauchswert. Sie waren funktionale Geräte der Gelehrten, was aber nicht heißen muß, daß sie nicht auch «zur Gemütsergötzung» der staunenden Laien dienten und oft mit Sorgfalt und Sinn für die schöne Form hergestellt wurden, wie etwa die ausgestellten historischen Mikroskope aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert unterstreichen, die unter anderem aus Nürnberg stammen – ein kunstvolles Gehäuse aus gedrechseltem Holz, mit Fischhaut überzogen –, aus Regensburg, Brüssel, Paris, Delft, Wien und Augsburg, vor allem aber aus London.

Mikroskope sind in der Firmengeschichte der Carl Zeiss Werke von besonderer Bedeutung. Schon seit 1847 hatte Carl Zeiss Mikroskope gebaut – im Optischen Museum dokumentiert durch ein Lupen-Sta-



Einige Besonderheiten im Optischen Museum Oberkochen aus der vierhundertjährigen Geschichte der Mikroskopie.



Nürnberger Mikroskop mit Fischhaut-Überzug aus der Zeit um 1800.

tiv-Mikroskop –, war aber bald mit dem schon seit mehr als zwei Jahrhunderten üblichen «Pröbeln» nicht mehr zufrieden. Seit dem 17. Jahrhundert hatten die Hersteller von Mikroskopen zwei, drei oder sogar vier – im Grunde zufällig zusammenpassende – Linsen aus einer Unzahl von Doppellinsen ausgewählt und diese so lange miteinander zu einem optischen System kombiniert, bis ein befriedigendes Ergebnis erzielt war. Dabei waren durchaus brauchbare Mikroskope mit bis zu zwei- und dreihundertfacher Vergrößerung entstanden, jedoch war es nicht möglich, auch nur zwei, geschweige denn eine Reihe identischer guter Geräte herzustellen. Aus heutiger Sicht waren diese Geräte freilich hinsichtlich Auflösungsvermögen, Schärfe, Brillanz und Farbfreiheit ohnehin unbefriedigend.

Carl Zeiss trieb viele Jahre der Wunsch um, durch Berechnung der optischen Verhältnisse verbesserte, ja optimale, stets gleichwertige Geräte in Serie herzustellen. Die notwendige Berechnung der Optik galt zu seiner Zeit in Kreisen der Wissenschaftler jedoch als unmöglich. Auch Carl Zeiss, der in Jena beim damaligen Hofmechaniker Dr. Körner eine Optikerlehre absolviert, aber zugleich auch Universitätsvorlesungen besucht und sich dann selbständig gemacht hatte, scheiterte an dieser Aufgabe.

Nach zwanzig Jahren vergeblichen Bemühens wandte sich der Fünfzigjährige 1866 an den damals 26 Jahre alten Privatdozenten der Physik Ernst Abbe mit der Frage, ob es möglich sei, die Fertigung von Mikroskopen mit der Berechnung der Linsen, der Krümmung, der Lichtdurchlässigkeit

und Lichtbeugung auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Wiederum dauerte es Jahre, bis Abbe erkannt hatte, daß das optische System der Mikroskope nicht den gleichen Gesetzen folgt, wie etwa die Abbildung größerer Gegenstände in Fernrohren oder Fotoapparaten, und er auf dieser Erkenntnis aufbauend dauernde Erfolge erringen konnte.

1872 stellte das Unternehmen erstmals Mikroskop-Objektive vor, die nicht durch Probieren, sondern durch Berechnung entstanden waren. Wesentlichen Anteil an diesem Fortschritt hatten dabei die von Ernst Abbe im Laufe der Zeit entwickelten Meß- und Prüfinstrumente wie etwa das Sphärometer, der Dickenmesser und der Komparator, mit denen es möglich wurde, Linsen mit Toleranzen von nur $\frac{1}{100}$, ja bis zu $\frac{1}{1000}$ Millimeter in größeren Stückzahlen rationell zu fertigen.

Mit den Forschungen von Ernst Abbe und dem Mikroskopbau gelang Carl Zeiss der wirtschaftliche Durchbruch. Und dies weltweit, obgleich Ernst Abbe von Anfang an mit Zeiss vereinbart hatte, seine Erfindungen nicht zum Patent anzumelden, wenn sie wissenschaftlichen Zwecken dienten. Mit den Mikroskopen hatte die Firma einen Produktionszweig geschaffen, der das Unternehmen bis heute wesentlich prägen sollte. Und so finden sich in der Ausstellung neben den erwähnten frühen Geräten des 17. und 18. Jahrhunderts vor allem Zeissgeräte – bis hin zu Stereo- und anderen modernen Mikroskopen, durch die der Besucher auf einem Tisch selbst einen Blick in den Mikrokosmos



Blick in den Mikrokosmos: die Welt der Mikroskope im Optischen Museum Oberkochen.

Die Suche des Menschen nach den Geheimnissen der Welt: Optische Geräte gewähren Einblick und Überblick.



werfen kann, etwa auf den bunt schillernden Dünnschliff eines Glutflußgesteins, durch dessen verschiedenartige Partikel das Licht unterschiedlich schnell «läuft», wie die Physiker sagen, wobei sich die Phase des Lichts, also seine Farbe, verändert. Es entstehen sogenannte Interferenzfarben von schillernder Schönheit.

Optik nicht mit allen Bereichen dargestellt – Oberkochen verlangt einen konzentrierten Besucher

Es wäre vermessen, in *einem* Museum die ganze Welt der Optik darstellen zu wollen. Mit Licht werden heute Daten übertragen, mit Licht wird vermessen, werden Operationsschnitte durchgeführt, wird aber auch Krieg geführt. Mit Ausnahme geodätischer Geräte, also Instrumente zur Vermessung und Bestimmung von Richtung, Entfernung und Höhe eines Punktes im Raum, bleiben diese und andere Bereiche der Optik unberücksichtigt. Auch die Bestände der historischen Sammlungen, aus denen das Museum schöpfen kann – übrigens sind nur rund 20 Prozent der Gesamtsammlung ausgestellt –, legen eine Spezialisierung und damit Beschränkung nahe.

Die Präsentation der Geschichte der Optik in Oberkochen erfordert die ganze Aufmerksamkeit und Konzentration des Besuchers, um so mehr als man sich im Zuge der Ausstellungsgestaltung eine gewisse Zurückhaltung hinsichtlich Beschriftung und erklärenden Tafeln auferlegte. Die Erläuterungen bestehen meist nur aus einigen wenigen einführenden Sätzen, ergänzt durch Einzelbeschriftungen der

Exponate, einschließlich Angaben zu Herkunft und Herstellern. Nicht im flanierenden Vorübergehen, sondern im individuellen Schauen und Suchen, im persönlichen Eindringen in das Thema erschließt sich dieses dem Betrachter in seiner ganzen Variationsfülle und kulturhistorischen Bedeutung. Erst ein fokussierendes Betrachten der Vitrinen und Objekte, das in der Form des Zoomens vom Ganzen zur Nahaufnahme und damit zum Detail vordringt, wird wahrhaft bleibende Eindrücke unvergeßlicher Instrumente und Geräte vermitteln, in denen sich Technik und Ästhetik berühren. Dieser Erkenntnisprozeß des Besuchers ist aber letztlich eine optische Erfahrung, die – sicher unwillkürlich und unbewußt – die Einsicht vermittelt, wie arm unsere Welt wäre ohne das jahrhundertelange Bemühen des Menschen, mittels optischer Geräte in neue Dimensionen vorzustoßen.

Optisches Museum Oberkochen

Im Ausstellungszentrum (Hochhaus)
der Firma Carl Zeiss

Geöffnet:

Mo bis Fr 10 bis 13 und 14 bis 16 Uhr
So 9 bis 12 Uhr, samstags und feiertags
geschlossen

Eintritt frei

Information: Tel. (07364) 202878
Fax (07364) 203370



Stadtansicht Backnangs aus dem Kieser'schen Forstlagerbuch, ca. 1685. Die einzige Darstellung vor dem Stadtbrand von 1693. In der Mitte der Stadtturm mit dem gotischen Chor.

Johannes Gromer/ Anja Krämer

Der Chor der ehemaligen Michaelskirche in Backnang – Ergebnisse bau- und kunsthistorischer Untersuchungen

Der frühgotische Chor im Stadtturm sei ein Prachtbau, eines der edelsten Bauwerke unseres Landes, mit solchen oder ähnlich begeisterten Worten äußern sich Autoren seit Erscheinen der Oberamtsbeschreibung von Backnang im Jahr 1871 über den Chor der ehemaligen Michaelskirche, um dann direkt auf das Lob die bittere Klage folgen zu lassen, der Bau sei *leider ganz vernachlässigt und innen verbaut*¹. An den Turm der ehemaligen Stadtpfarrkirche St. Michael, die nach dem Stadtbrand von 1693 als Torso stehen geblieben war, hatte man nämlich nach dem Abbruch der Kirchenschiffsreste im Jahre 1824 ein Schulhaus angebaut. Dabei nutzte man den Chor als Treppenhaus und Lehrerwohnung, wobei in rücksichtsloser Art und Weise Zwischendecken und -wände in die gotische Substanz eingeschlitzt wurden.

Am damals geschaffenen Zustand hat sich in den letzten 174 Jahren nur wenig geändert, doch steht nun eine erneute Umnutzung und eine damit verbundene grundlegende Sanierung bevor. Die Planungsüberlegungen, den Treppenhauseinbau rückgängig zu machen und den Chorraum wieder herzustellen, werden von der Backnanger Bürgerschaft mit regem Interesse verfolgt. So hat sich im Heimat- und Kunstverein sogar ein «Arbeitskreis Gotischer Chor St. Michael im Stadtturm» gegründet. Besondere Beachtung in der Presse fand das Bauwerk, als die venezianische Restauratorenschule aus Chioggia im Frühjahr und Spätsommer 1997 im Rahmen eines EU-Programms Untersuchungen durchführte. Mit dem vorliegenden Aufsatz möchten die Auto-

ren die Ergebnisse ihrer Untersuchungen zur Bau- und Kunstgeschichte des außergewöhnlichen Bauwerkes breiteren Bevölkerungskreisen vorstellen².

Das Wahrzeichen Backnangs

Die Michaelskirche liegt am steil abfallenden Westhang des Backnanger Stiftsberges. Auf der Ansicht im Kieser'schen Forstlagerbuch ragt der Chorturm weit über alle anderen Gebäude der Stadt hinaus, selbst über die oberhalb liegende Stiftskirche und das Schloß. Dieser exponierten Lage verdankt der Turm, daß er heute als Wahrzeichen Backnangs gilt. Man nennt ihn Stadtturm, womit man dem Verlust der kirchlichen Nutzung nach dem Stadtbrand 1693 und der verbleibenden Funktion als Hochwacht Rechnung trägt. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist die Wohnung eines Wächters im Fachverkaufsatz anzunehmen³.

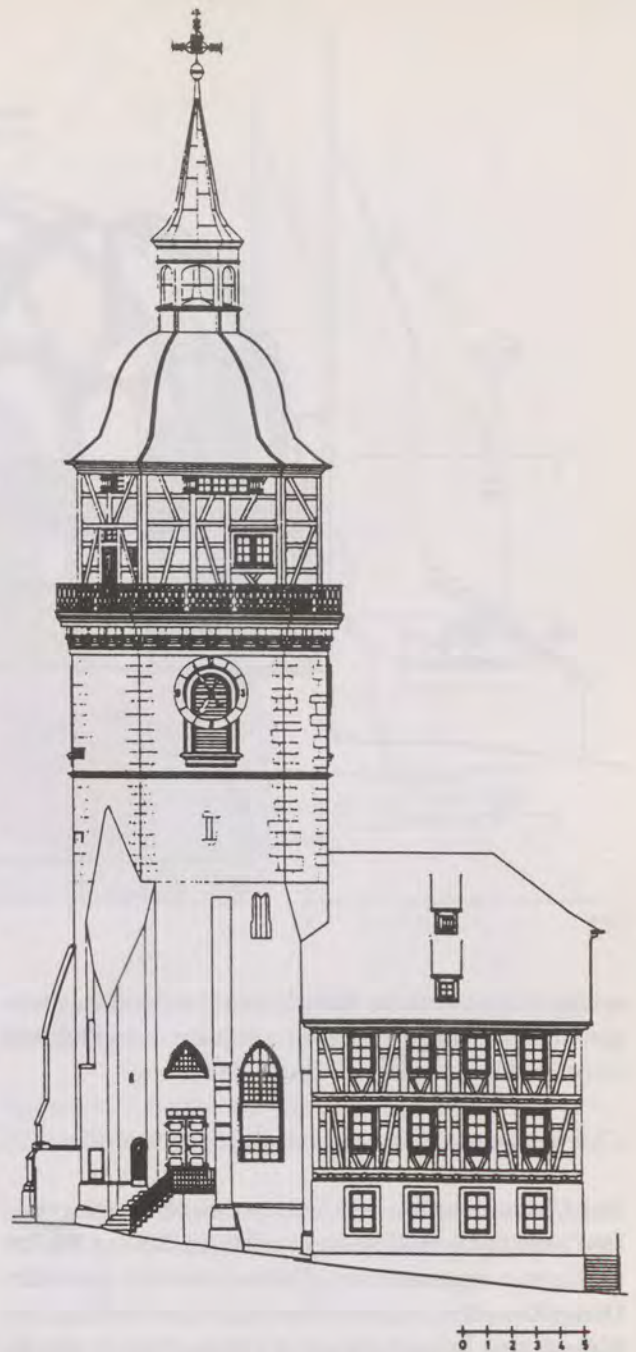
Erstbau kurz vor 1122

Durch eine Urkunde aus dem Jahr 1122 weiß man, daß kurz zuvor der Erstbau der Michaelskirche in Backnang errichtet worden war. Das erwähnte Schriftstück regelte den Übergang der pfarrkirchlichen Rechte von der Stiftskirche St. Pankratius auf den Neubau, der sich damals vor dem Friedhof und außerhalb der Stiftsmauern befand. Auch der Grund für die Neuregelung läßt sich aus der Urkunde entnehmen: Offensichtlich hatten sich die Augustiner-Chorherren durch die Mitbenutzung

der Pfarrgemeinde gestört gefühlt⁴. Im Jahre 1160 wurde die neue Pfarrkirche durch Bischof Günther von Speyer dem Chorherrenstift einverleibt. Von diesem Erstbau der Michaelskirche sind weder sichtbare Teile erhalten geblieben, noch gab es archäologische Untersuchungen in dieser Hinsicht. Wahrscheinlich wurde die erste Michaelskirche in einer Fehde zwischen dem Stift und dem Stadtherrn Markgraf Hermann V. von Baden im Jahr 1235, genauer während des Angriffs Heinrich von Neuffens am 26. März 1235, beschädigt. Archivalisch wissen wir jedoch nur von der Zerstörung des Stiftes selbst⁵.

Neubau des Chorturmes Mitte des 13. Jahrhunderts – ein «modernes» Bauprojekt in den Formen der Frühgotik

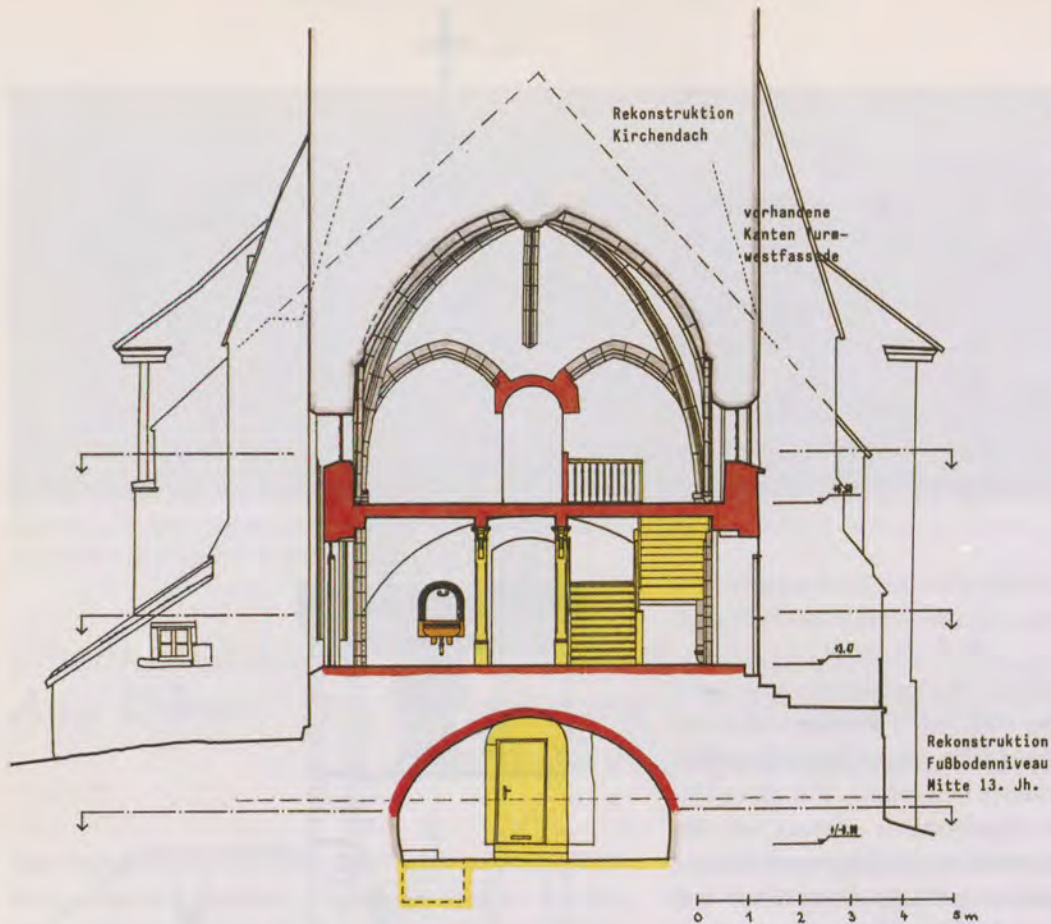
Der Chor der ehemaligen Michaelskirche sowie der untere Teil des darüber stehenden Turmes wurde bis zum Gesims unter dem Uhr- und Glockengeschoß Mitte des 13. Jahrhunderts neu erbaut. Für diese Datierung sprechen die Großformen ebenso wie die Zierformen an den Kapitellen und Rippenansätzen. Daß man sich damals entschloß, einen Chor mit darüber sich erhebendem Turm – also einen sogenannten Chorturm – zu errichten, stellt an sich noch keine Besonderheit dar. Solche Lösungen sind im deutschen Südwesten schon in der Romanik und auch im 13. Jahrhundert häufiger anzutreffen. Die meisten Chorturmkirchen entstanden in der Zeit zwischen 1100 und 1250⁶. Allerdings überbauen die Türme meist rechteckige Chöre (wie zum Beispiel in der Stadtkirche in Weinsberg um 1230/40) oder sie erheben sich über dem Chorjoch. Der frühgotische Bau in Backnang besitzt nun einen polygonal geschlossenen Chor, der ganz mit dem Turmbau verschmilzt. An den Polygonecken und an den seitlichen Wandflächen sind Strebe Pfeiler angeordnet. Die Besonderheit besteht darin, daß sich der Turm vollständig aus der Grundrißform entwickelt: Der gequaderte untere Teil zieht sich mitsamt der dreiseitigen Brechung, den Strebe Pfeilern sowie dem nordöstlichen Treppentürmchen bis in den Turmbereich über dem Chor hinauf. Erst auf Höhe des ersten Turmobergeschosses – erkennbar an den kleinen Zwillingsfensterchen – laufen die mehrfach abgetreppten Strebe Pfeiler in unterschiedlicher Höhe aus. Etwas unterhalb beginnt die Abschrägung der beiden westlichen Turmecken, wodurch der Turm noch innerhalb des gequaderten Bereichs in ein unregelmäßiges Achteck überführt wird. Durch das Mauerwerk und die Strebe Pfeiler sind Chor- und Turmbereich am Außenbau optisch miteinander verklammert.



Backnang, Nordansicht des Turmschulhauses.

Man kennt bislang nur ein weiteres vergleichbares Beispiel für die Verschmelzung von polygonalem Chor und Chorturm. Es handelt sich um den Balinger Stadtkirchturm, der jedoch etwa 200 Jahre jünger ist.

Um den gesamten Chor lief etwa auf mittlerer Fensterhöhe ein Kaffgesims um, das in späterer Zeit abgeschlagen wurde. Es umzog die Strebe Pfeiler und auch das Treppentürmchen, an dessen Zugehörigkeit zur Chorbauzeit immer wieder Zweifel geäußert wurden. Jedoch belegt nicht nur das Kaffgesims seine Zugehörigkeit zur Bauphase Mitte des 13. Jahrhunderts. Auch die vor allem im oberen Bereich regelmäßig durchlaufenden Lagerfugen, das



Querschnitt durch den Chorturm, Blickrichtung nach Westen (Legende siehe Grundrisse).

sauber eingebundene Austrittstürchen und das wegen des Treppentürmchens schmaler ausgebildete Chorfenster sprechen für diese Datierung⁷.

Chor mit ungewöhnlichem, kuppelartigem Gewölbe

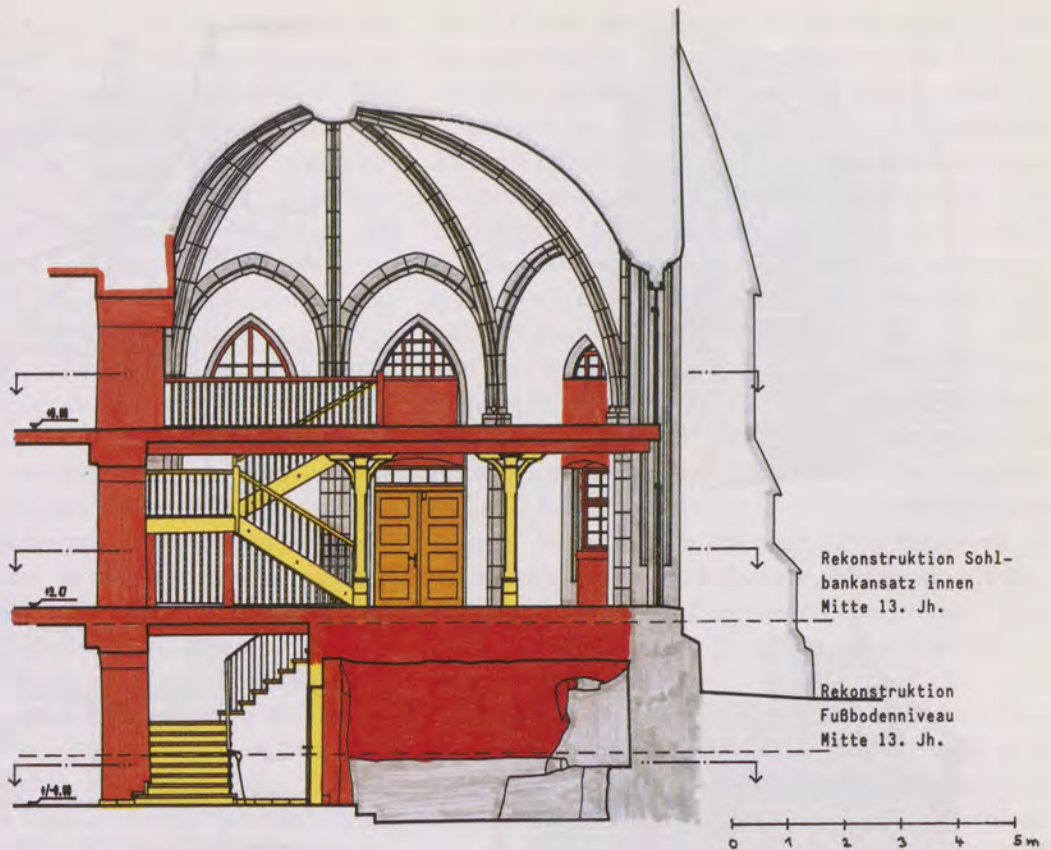
Der Chorinnenraum schließt mit einem stark gebusten neunteiligen Rippengewölbe ab, das auf Wandvorlagen, sogenannten Dienstbündeln, aufsitzt. Dieses Gewölbe betont auch durch die Häufung der Rippen das Emporstreben der gotischen Architektur: Vom ehemaligen Fußbodenniveau bis zum Ansatz der Rippen ist der Raum etwa sechs Meter hoch. Darüber erreicht das Gewölbe bis zum Schlußstein eine Höhe von weiteren fünf Metern. Raumbreite und Raumhöhe stehen jedoch lediglich im Verhältnis von etwa 1:2.⁸ Das ursprüngliche Fußbodenniveau des Chores lag etwa 80 cm über dem heutigen Fußboden im Erdgeschoß des Schulhaus-Treppenhauses. Der untere Abschluß der meisten Dienstbündel ist wegen des später eingebauten Gewölbekellers unbekannt. Nur die beiden westlichen Bündel sind im Bereich der Schulhaustreppe zu sehen. Sie enden etwa zwei Meter über dem ursprünglichen Chorfußboden auf Konsolen. Die übrigen Dienste laufen in die 1824 über dem Erdgeschoß eingezogene Zwischendecke hinein. Einzelne Sondagen zeigten, daß sie noch innerhalb der Zwi-

schendecke unregelmäßig abbrechen und daß die nach unten folgenden Quader nachträglich in die Polygonecke ausgearbeitet erscheinen. Es wäre vorstellbar, daß die Dienste der Seitenwände wegen eines möglichen Chorgestühls ursprünglich auf Wandkonsolen, die der Polygonecken auf Basen endeten.⁹

Im Dienstsystem nimmt je ein Einzeldienst den Bogenanfang einer Gewölberippe oder eines Blendbogens auf. Da in jeder Polygonecke zwei Blendbögen und eine Rippe zusammentreffen, bilden also drei Rundvorlagen ein Dienstbündel. Nur die breitere Querrippe wird von zwei Diensten unterfangen, so daß hier Viererbündel vorhanden sind. Das Profil der Querrippe besteht aus zwei Rundstäben, während die übrigen Rippen als Birnstabrippen ausgebildet sind.

An der Westwand gegen das ehemalige Kirchenschiff gesellen sich im unteren Bereich Zweierdienste zu den Dreierbündeln hinzu. Sie unterfangen eine segmentbogige Laibung, die Chorbogenlaibung. Ihr Bogenscheitel sitzt auffallend tief in Höhe der übrigen Dienstbündel-Kapitelle. Wie der Chorschluß ist auch die Wand über der Chorbogenlaibung mit spitzbogigen Blendbögen gegliedert. Zwischen beiden Bögen endete ursprünglich die Längsrippe des Gewölbes, vermutlich auf einer Konsole. Der Schlußstein in der Flucht der Querrippe bildet

Längsschnitt durch den Chorturm, Blickrichtung nach Norden (Legende siehe Grundrisse).



das formale Zentrum des fast kuppelartigen Gewölbes. Vom Grundriß aus betrachtet sitzt er jedoch an der Nahtstelle zwischen dem polygonalen Chorschluß und einer Art Vorchorjoch.

Das Gewölbe des Backnanger Chores deutet einen in der französischen Früh- und Hochgotik sowie bei den deutschen Nachfolgebauten üblichen Chorschluß um. Nur durch die Längsrippe bzw. die beiden Gewölbekappen nach Westen und die gerade Flucht der Seitenwände unterscheidet es sich von Bauten mit einem 7/10-Chorschluß wie zum Beispiel den Kathedralen von Paris und Reims, der Liebfrauenkirche in Trier und St. Elisabeth in Marburg.

Eine vergleichbare Tendenz zur Zentralisierung eines Chorraumes mit Hilfe des Gewölbes kann bei den englischen Chorhauptkapellen in Canterbury (1179/84) und Wells (1326) festgestellt werden. In der Wirkung kommt der beidseitige Schluß des Herrenrefektoriums im Kloster von Maulbronn mit seinen vielteiligen, kuppelartig überhöhten Rippen gewölben dem Backnanger am ehesten nahe.

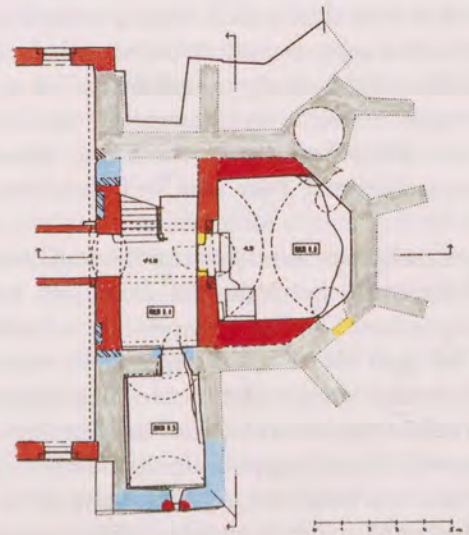
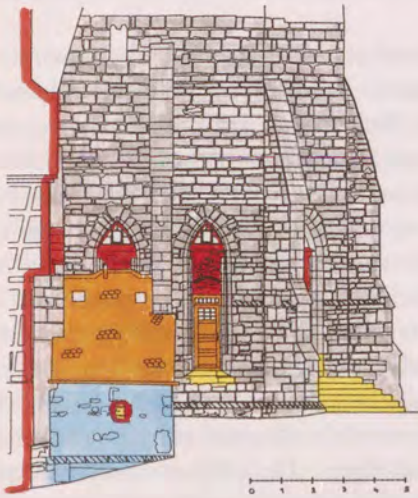
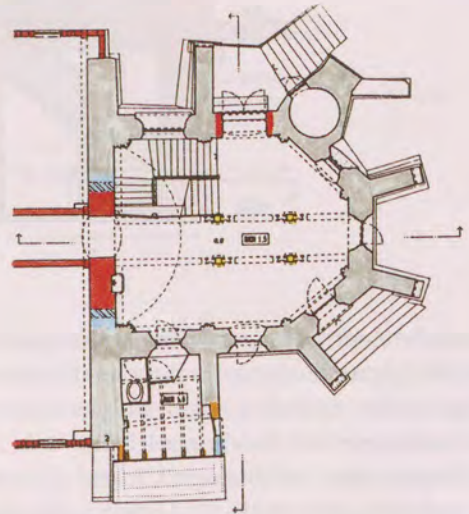
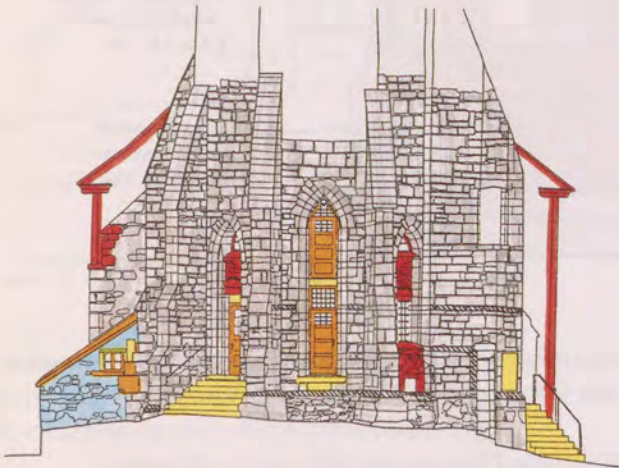
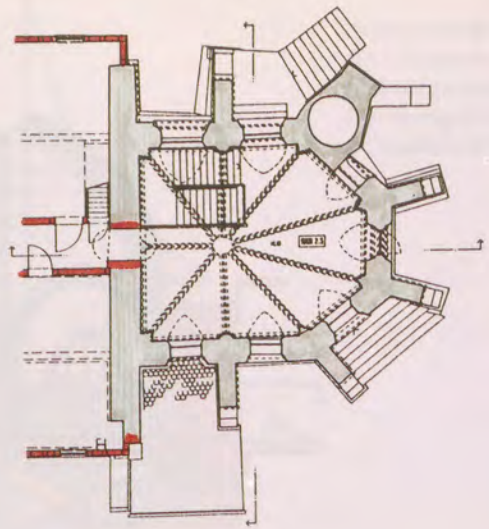
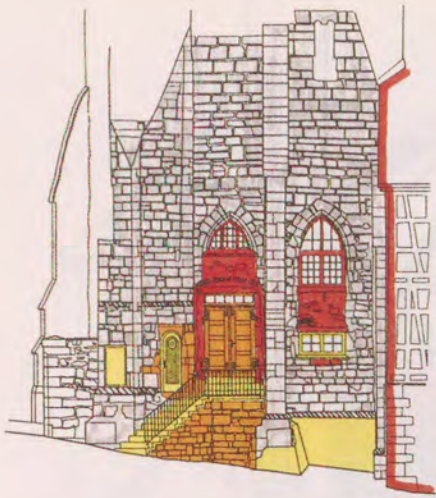
Das Backnanger Chorgewölbe zeichnet sich also vor allem durch drei Besonderheiten aus: die Überhöhung des Chorraumes gegenüber der Chorbogenlaibung, die erst dadurch mögliche radiale Fortführung der Wölbung nach Westen und die Verschränkung des zentralisierten Raumes mit dem

additiven Prinzip von Vorchorjoch und polygonalem Schluß durch die verstärkte Querrippe.

Heimische Pflanzen und Tiere an den Kapitellen, stilisierte Blätter und Fratzen an den Rippenansätzen

Jeder Einzeldienst wird von einem schlanken Kelchkapitell bekrönt, wobei die Kapitelle wie schon die Dienste zu Gruppen zusammengefaßt, ja fast miteinander zu einem einzigen großen Kapitellkörper verschmolzen sind. Ihr Dekor besteht aus Blattranken und Tierdarstellungen. Allerdings erlitten gerade die Kapitelle durch den Schulhausbau starke Beschädigungen, denn ausgerechnet auf dieser Höhe wurde der Fußboden für das zweite Obergeschoß eingezogen. So blieben nur die zwei im Treppenloch liegenden Kapitelle weitgehend unzerstört: Das westliche Kapitell ist ganz mit einer Efeuranke überzogen, die als verhältnismäßig flaches Relief auf dem Kapitellgrund sitzt. Wesentlich plastischer sind die Eichenbäume der nach Osten folgenden Vierergruppe ausgearbeitet. Hier treten die Äste, Blätter und Früchte deutlich vor den Grund. Unter diesen ist ein Wildschwein zu sehen.

Die übrigen Dienstkapitelle – also sechs von acht – zeigen nur noch Reste des einstigen Zierrats: einen Tierkopf, einen Blatzweig, Weinranken mit Laub und Früchten sowie verschlungene Erlenzweige.



Ansicht von Norden (oben), Osten (Mitte) und Süden (unten);
(Legende siehe Grundrisse).

Grundrisse des Chorturmes; von unten nach oben: Erdgeschoß,
1. und 2. Obergeschoß.

LEGENDE

- BZ 1 Chorbau Mitte 13. Jh.
- BZ 2 nach Chorbau, vor Brand 1693
- BZ 3 nach 1693 vor 1824
- BZ 4 Schulhausbau 1824
- BZ 5 Umbauten Ende 19./Anfang 20. Jh.

Bemerkenswert ist, daß die beiden Kapitelle, die das Chorscheitelfenster flankieren, durch figürliche Szenen besonders herausgehoben erscheinen. Das nördliche war vermutlich in zwei übereinanderliegende Zonen unterteilt, in denen jeweils gegenläufig zueinander ein Tier ein zweites jagt. Oben kann ein Hirsch, unten ein Hase identifiziert werden. Am Kapitell südlich des Chorscheitelfensters blieb der Körper einer menschlichen Figur im Faltengewand und mit erhobenen Armen erkennbar. Leider wurde ausgerechnet der Kopf dieser Figur abgeschlagen¹⁰. Nur die Kapitelle unter der Chorbogenlaibung präsentieren sich ohne Dekor als glatte schlanke Kelche. Solch glatte Kelchkapitelle kommen um die Mitte des 13. Jahrhunderts in der Zisterzienser- und Bettelordensarchitektur auf, allerdings meist in gedrungeneren Formen. In der näheren Umgebung sind sie zum Beispiel in der ehemaligen Dominikanerkirche St. Paul in Esslingen zu sehen.

Die Blattrankenkapitelle sind einem Kapitell der um 1240 entstandenen Chorturmkirche in Gemmrigheim sehr ähnlich¹¹. Zwar handelt es sich dort noch um ein Kelchblockkapitell, dessen runder Körper also in die Rechteckform überführt wird, doch ist das Rankenwerk trotz stärkerer Stilisierung fast identisch. Die Erklärung für diese Übereinstimmung ist vermutlich in der Tatsache zu finden, daß auch die Kirche in Gemmrigheim dem Backnanger Chorherrenstift gehörte. Da der Gemmrigheimer Chorturm insgesamt noch stärker romanisch wirkt, dürfte Backnang erst nach ihm entstanden sein.

Weiterhin sind die Backnanger Kapitelle mit einigen Pfeilerkapitellen im Langhaus der Pfarrkirche St. Dionys in Esslingen (ca. 1240/70) und mit deren Vorbildern, den Kapitellen der – allerdings noch romanischen – Pfarrkirche St. Johannes in Schwäbisch Gmünd (um 1240) vergleichbar. Es sind dieselben Motive, die hier wie dort die Kapitellkörper schmücken, in Esslingen dominiert wie in Backnang das kräftige Rankenwerk, in Gmünd sind die Zierformen zwar noch sehr stark stilisiert, vor allem an den Schallarkaden des Glockenturmes (Mitte 13. Jahrhundert) treten jedoch schon die zu Dreiergruppen zusammengefaßten Dienstbündel mit einer aus Einzelkelchen bestehenden Kapitellgruppe auf.

Die Herkunft der Zierformen an den Kapitellen von Schwäbisch Gmünd, Backnang und Esslingen ist noch ungeklärt. Frühere Blattrankenkapitelle, wie z.B. am Langhaus in Weinsberg, unterscheiden sich durch die Grundform des Kelchblockkapitells und das Fehlen heimischen Laubwerks und sind somit nicht mit den frühgotischen Backnanger Formen vergleichbar.

Gotische Laubkapitelle treten in Frankreich etwa

um 1210 auf. Sie besitzen die kelchförmige Grundform der bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entwickelten Knospenkapitelle, sind im Gegensatz zu diesen jedoch mit naturalistischen Blättern belegt. Nach Deutschland kommen diese Formen um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Backnanger Kapitelle unterscheiden sich jedoch von den verbreiteten Laubkapitellen, wo meist Einzelblätter in mehreren Reihen übereinander mit ihren Stielen an den Kapitellgrund geheftet sind. Von den französischen Kapitellen zeigen vor allem diejenigen der um 1210 begonnenen Kathedrale von Reims, einem der wichtigsten Bauten für die Entwicklung der französischen Gotik und Kapitellplastik, Ähnlichkeiten zu den drei schwäbischen Bauten: Auch dort taucht heimisches Blattwerk an gestreckten Kelchkapitellen auf. Neben dem Blattwerk sind Tiere und Fabelwesen dargestellt. Allerdings dominiert auch in Reims noch die Anordnung in Reihen.

Auch manche Rippenansätze sind in Backnang mit Blattformen verziert, die allerdings sehr stark stilisiert sind und sich als Kerbschnitt-Ornamente fast ausschließlich in der Fläche entwickeln. Bis auf einen plastisch ausgearbeiteten Widderkopf geben sie die Rechteckform des Werksteines wieder, aus dem das Rippenprofil ausgearbeitet wurde. Darin ähneln sie z. B. den Langhauspfeilern der Johanniskirche von Schwäbisch Gmünd, wo vergleichbare Kerbschnitt-Ornamente zwischen der rechtwinkligen Pfeilergrundform und den abgerundeten Ecken vermitteln.

Die Kombination der Backnanger Rippenprofile, Birnstabrippen und Rippen aus zwei Rundstäben mit Mittelsteg, ist schon im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts nicht weit entfernt im Kapitelsaal des Klosters Bebenhausen oder im Refektorium des Klosters Schönau zu finden. In Frankreich treten sie erstmals im ausgehenden 12. Jahrhundert auf, etwa beim Umbau von St. Remi in Reims. Am Rippenansatz knicken einige der Backnanger Birnstabrippen in die Horizontale um und zeigen ihren gerade abgesehenen Querschnitt. Ähnlich sind die schildartig abgekappten Rippenanfänger in Bebenhausen, die jedoch auf figürliche Ausschmückung verzichten.

Schließlich sind an ornamentalem Zierrat noch die Konsolen unter den westlichen Dienstbündeln zu erwähnen: Die zweiteilige Konsole unter dem nördlichen Dreierdienst zeigt am teilweise abgeschlagenen unteren Stein Reste von stilisierten Haarsträhnen, darüber ein zackig schließendes Band, das am oberen Stein wiederkehrt. Dieser entwickelt sich unter dem Dienstbündel zu einer gotischen



Kapitelle in der Backnanger Chorturmkirche: Kelchkapitelle mit Efeu- und Eichenranken; rechts das Kelchkapitell des Bogenfragments in der Chorwestwand.

Paßform mit Eckspitzen. Die Konsole unter dem südlichen Dreierdienst ist mit drei aufgesetzten Hornkonsolen verziert.

*Schlanke, spitzbogige Fenster
zunächst ohne Maßwerk*

In den einzelnen Wandfeldern sitzen leicht unterschiedlich dimensionierte, jedoch durchweg schlanke Spitzbogenfenster. Die beiden nördlichen sind etwas breiter, das neben dem außen angebauten Treppenturm etwas schmaler und das Chorscheitelfenster etwas höher als die übrigen. Insgesamt liegen ihre Proportionen bei circa 1:5.

Für den Umbau des Chores unterteilte man die gotischen Fenster im 19. Jahrhundert horizontal, baute Türen zum Schulhof und zu den Abortanlagen ein, auch vermauerte man sie teilweise, um neue Geschosfenster mit Brüstungsfeldern zu erhalten. Dabei gingen sowohl die gotischen Fenstersohlbänke und größere Partien der Gewändeprofile verloren. Die Laibungsprofile aus einem flachen, beidseitig scharf abgesetzten Karnies waren an allen Fenstern gleich, auch außen und innen entsprachen sie sich. Nur der Anschlagfalz für die ehemaligen Glasfenster blieb an keinem Fenster mehr erhalten. An dem schmalen Fenster in der Achse des Treppenturmes sind am inneren Profilansatz ein Blatt und eine Blüte zu sehen, die dem Blattwerk der Kapitelle entsprechen.

Im Chorscheitelfenster finden sich stark abgearbeitete Reste von Fenstermaßwerk: zwei Bogenansätze in Kämpferhöhe und zwei nach unten zusammenstoßende Stege in der Fensterspitze. Allerdings sitzen die Werksteine des Maßwerks in einer Ausarbeitung des Fensterbogens, d. h. sie wurden erst nachträglich hinzugefügt¹². Wann dies geschah, ist ungewiß, eventuell noch im 13. Jahrhundert. Die

spärlichen Reste lassen nur eine vorsichtige Rekonstruktion zu: Möglicherweise waren zwei spitzbogig schließende Fensterbahnen und darüber ein in der Spitze sitzendes Dreiblatt vorhanden. In den Triforien der Kathedrale von Bayeux (begonnen um 1230) und von St. Etienne in Caen (um 1210–15) ist eine solche Maßwerkform nachzuweisen. Im Vergleich hierzu nähert man sich am Ostfenster des Gemrigheimer Chorturmes den Maßwerkformen erst an: Lediglich zwei Spitzbogenfenster und ein darüberliegendes Rundfenster werden von einem größeren Spitzbogen umfassen, die tiefen Laibungen sind unprofiliert.

Befunde und Sondagen sprechen dafür, daß die Fenstersohlbänke im Backnanger Chorturm zum Inneren sehr steil, zum Äußeren dagegen sehr flach ausgebildet waren. Am Außenbau endete das Laibungsprofil in einer basenartigen Sockelzone direkt über der Sohlbank, die selbst jedoch nur noch an zwei Fenstern anhand der Abarbeitungsspuren nachweisbar ist. Auf derselben Höhe läuft auch im Chorinneren das Laibungsprofil aus. Da die stärker abgeschrägte Sohlbank hier weiter nach unten reicht, blieb der untere Laibungsbereich dort unprofiliert. Die untere Sohlbankkante konnte mit Hilfe einer Sondage im Wandfeld östlich des Sakristeianbaus ermittelt werden. Demnach lag der Ansatz der Sohlbank im Chorinneren etwa 230 cm über dem damaligen Fußbodenniveau.

Über das Aussehen der Wandabschnitte im Bereich unter den spitzbogigen Fenstern ist wegen des später eingebauten Kellergewölbes kaum etwas bekannt. Zwei Sondagen brachten den oberen Abschluß einer wohl rundbogigen Tür zum Treppenturm und eine Nische mit Maßwerkverblendung im Wandabschnitt östlich des Sakristeianbaus zutage. Die genaste, spitzbogige Maßwerkfassung wurde – soweit dies sichtbar war – aus einem Stein gearbei-

tet. Eventuell handelt es sich hierbei um eine Sakraments- oder Piscinennische, möglich wäre jedoch ebenso, daß mit der Sondage nur der obere Teil eines an dieser Stelle eigentlich zu erwartenden Dreisitzes erfaßt wurde.

Kein offener Chorbogen zwischen Schiff und Chor

Schon vorhin war von der segmentbogigen, auf Zweierdiensten ruhenden Chorbogenlaibung die Rede. Während der Untersuchungen kamen am Mauerwerk unterhalb dieses Bogens erstaunliche Befunde zutage, die dafür sprechen, daß der frühgotische Bau der Michaelskirche keinen vollständig offenen Durchgang zwischen Schiff und Chor besaß. Deshalb ist der Segmentbogen auch nicht als Chorbogen, sondern lediglich als Laibungsbogen anzusprechen. Daß dieser aus Werksteinen gearbeitete Bogen dem Chor Neubau zugehört, belegen die bereits beschriebenen Blendbögen und die Längsrippe an der darüberliegenden Wandfläche – für eine steilere oder spitzbogige Laibung wäre hier gar kein Platz gewesen.

Innerhalb der Chorbogenlaibung ist das Fragment eines knapp zwei Meter hohen und ehemals etwa 1,2 Meter breiten Durchgangs erhalten, das seinen Formen nach eindeutig dem Chor Neubau zuzuordnen ist: Zum ehemaligen Kirchenschiff hin ist die Öffnung von einem zierlichen Rundsäulchen mit Basis und Kelchkapitell, über dem Kämpfer von einem breiten Rundstab gerahmt. Das Kapitell wird von Blattranken überzogen, die denen des Wildschweinkapitells sehr ähnlich sind. Auf der Chorseite der Wand tritt der segmentbogige Sturz und die wohl leicht konische Laibung dieses Durchgangs zutage.

Leider ist dieses Fragment der letzte Rest der frühgotischen Substanz innerhalb der Chorbogenlaibung, denn direkt anschließend setzt ein breiter, wohl rundbogiger Chorbogen an, der nachträglich eingebaut wurde. Da er bis zur südlichen Chorauswand reicht, wurde bei seinem Einbau die übrige frühgotische Anlage zerstört. Eine gesicherte Rekonstruktion ist somit heute nicht mehr möglich, jedoch scheinen nur zwei Varianten vorstellbar: Entweder gehörte das Fragment des kleinen Bogens zu einer Lettneranlage oder zu einer beidseitigen Rahmung eines höheren Mittelbogens, also zu einer Art Dreierarkade innerhalb der Chorbogenlaibung.

Ein Lettner in einer Pfarrkirche?

Den Backnanger Lettner könnte man sich ähnlich dem für die Johanneskirche in Weinsberg rekon-

struierbaren Lettner oder der erhaltenen Schrankenmauer zwischen Langhaus und Mönchschor in der Maulbronner Klosterkirche vorstellen, also als etwa drei Meter hohe Wand mit zwei seitlichen Durchgängen. Für eine begehbare Abschrankung spricht die Mauerstärke des Durchgangsfragments von knapp einem Meter.

Zunächst verblüfft es, daß sich in einer Pfarrkirche ein Lettner befunden haben soll, wo er eigentlich funktionslos scheint, befanden sich doch die meisten Lettner, von denen wir wissen, in Kathedralen, Stifts- und Klosterkirchen, also immer dort, wo sich Mönche oder Priester mit Hilfe dieser Architekturform einen abgeschirmten, eigenen Raum reservieren wollten. Doch auch in Pfarrkirchen kommen Lettner und Chorschranken vor, etwa wenn ein Orden das Patronat innehatte, bei sehr großen Pfarrkirchen, aber auch bei der schon genannten Johanneskirche in Weinsberg, auf die keiner dieser Gründe zutrifft¹³.

Da die Augustiner-Chorherren die Backnanger Michaelskirche mitversorgten und diese dem Stift inkorporiert war, ist es durchaus vorstellbar, daß sie



Konsole des nordwestlichen Dienstbündels.

nicht nur in ihrer Stiftskirche, sondern auch in der Pfarrkirche beim Chor Neubau Mitte des 13. Jahrhunderts auf einen Lettner hinwirkten.

Eine Art Dreierarkade innerhalb der Chorbogenlaibung?

Die Werksteine der Chorbogenlaibung besitzen lediglich auf der Chorseite sauber bearbeitete Oberflächen und greifen nur etwa 50 cm in das Wandmauerwerk ein. Sie enden also ca. 40 cm vor der Ostseite der Wand. Ihre Oberfläche wird zum Wandinneren hin zunehmend gröber. Dies alles weist darauf hin, daß die Chorbogenlaibung seit ihrer Errichtung von Mauerwerk unterfangen war. Auch der Befund der restauratorischen Untersuchung, daß das Mauerwerk ober- und unterhalb der Laibung und ebenso der Wandbereich oberhalb des Durchgangsfragments mit dem gleichen Mörtel gemauert wurden, spricht dafür¹⁴. Der von Zweierdiensten getragene Segmentbogen ist also tatsächlich kein Chorbogen. Vielmehr handelt es sich vom Chor aus betrachtet zunächst um die Werksteinrahmung einer Art Nische, die analog einer Tür laibung hier als Chorbogenlaibung bezeichnet werden kann. Eine Dreierarkade mit größerem Mittelbogen innerhalb der Chorbogenlaibung würde zu diesen Befunden in keinem Widerspruch stehen.

Vom Schiff aus betrachtet, hätte sich eine Raumwirkung ergeben, ähnlich der von Santa Croce in Florenz (um 1294). Jedoch hinkt dieser Vergleich auch wiederum, denn in Florenz handelt es sich um einen in ganzer Breite geöffneten Chorbogen, der von niedrigeren, zu separaten Chorkapellen führenden Bögen flankiert wird. Gegen eine Dreierarkade innerhalb der Chorbogenlaibung spricht der nachträgliche Einbau des rundbogigen Chorbogens: Der Aufwand des Einbaus scheint für den geringen Zugewinn an Durchgangsbreite unverhältnismäßig. Ob nun ein Lettner oder eine Dreierarkade innerhalb der Chorbogenlaibung saß, jedenfalls wollte man Mitte des 13. Jahrhunderts eine nur wenig geöffnete Wand zwischen Chor und Schiff.

Von der Ostwand des Kirchenschiffs sind nördlich und südlich des Chores noch zwei kurze, strebepfeilerartige Mauerstücke erhalten geblieben. Sie sind der Bauphase des Chor Neubaus und nicht, wie noch Adolf Schahl annahm, dem Vorgängerbau zuzurechnen¹⁵. Dafür sprechen das Fehlen von Baufugen, die Fortführung des Sockelgesimses¹⁶ und die Übereinstimmung des Bruchsteinmauerwerks mit dem noch zur Bauphase Mitte des 13. Jahrhunderts gehörenden Turmbereich unterhalb der Schallarkaden.

Daß es sich tatsächlich um die Ostwand des Kirchenschiffs handelt und nicht allein um ein Widerlager für den Seitenschub aus der Chorbogenlaibung, belegt auch die obere Abschrägung dieser Wandstücke. Im Vergleich zu den übrigen Chorstrebpfeilern ist sie flacher, beginnt etwa zwei Meter tiefer und setzt sich an der westlichen Turmaußenseite weiter fort – was aus dem heutigen Schulhausdach beobachtet werden kann. Diese Schräge läßt sich zu einem etwa 45 bis 50 Grad geneigten Kirchenschiffsdach rekonstruieren, dessen Traufe etwa einen Meter über dem Scheitel der Chorbogenlaibung liegt.

An der nördlichen Wandpartie lassen sich vom Schulhausinneren die Abbruchspuren der ehemaligen Schiffslängswand erahnen. Am Außenbau ist hier eine Eckquaderung vorhanden¹⁷. Auch an der südlichen Wandpartie ist eine Eckquaderung sichtbar, die darauf hinweist, daß zwischen Chor und Schiff eine Achsverschiebung von etwa 60 Zentimeter vorhanden war.

Reste der Farbfassung noch erhalten – Sakristeianbau und neuer Chorbogen

Entlang der Blendbögen der einzelnen Fensterachsen lief ein dunkelfarbiger Bollenfries, und an den Kapitellen lassen sich Spuren einer ehemals polychromen Fassung finden. Weniger eindeutig sind die Farbreste in den Polygonecken des Erdgeschoß-Gewölbes. Hier befindet sich unter anderem ein aufgemaltes Kreuz, das noch aus dem Mittelalter stammen dürfte. Allerdings zeigt das Mauerwerk im selben Bereich auch Abarbeitungsspuren, die auf ehemals bis zum Fußboden hinunterreichende Dienstbündel hinweisen könnten. Die Befundlage ist jedoch noch zu unklar, um eindeutige Schlüsse ziehen zu können¹⁸.

Auch an der Schiffsostwand fanden sich Reste einer roten Rankenmalerei, die vermutlich noch dem Mittelalter angehört, sich jedoch nicht weiter zuordnen oder interpretieren läßt¹⁹.

Während Adolf Schahl die sogenannte Sakristei noch dem Erstbau von 1122 zugewiesen hatte²⁰, steht heute fest, daß der Bau erst nach Errichtung des Chores angebaut worden sein kann. Der Zugang in den gewölbten Raum wurde erst nachträglich in die ehemalige Chorauswand gebrochen, jedoch bezieht er sich noch auf das Fußbodenniveau des ursprünglichen Chores. Der Durchbruch stört das ansonsten sorgfältige Quadermauerwerk der Außenwandseite und das ursprünglich dort durchlaufende Sockelgesims. Dieses Gesims setzt sich, wie schon vorher erwähnt, auch an der West-

wand des Raumes fort²¹. Das Tonnengewölbe stammt erst aus einer späteren Bauphase, denn der Putz der Südwand läuft hinter den Gewölbequadern weiter nach oben, und auch der segmentbogige Zugang ragt über das Gewölbe hinaus. Die Nutzung als Sakristei ist nicht belegt, von der Lage her jedoch wahrscheinlich.

Ein breiter Chorbogen stört – wie schon erwähnt – das frühgotische Durchgangsfragment, wurde also erst nach diesem errichtet. Es handelt sich um einen etwa vier Meter hohen, vermutlich rundbogig geschlossenen Durchgang zwischen Chor und Schiff, der nun achsial zwischen der nördlichen und südlichen Eckquaderung der Kirchenschiffs-Ostwand sitzt. Gegenüber der Chormittelachse ist er etwa 60 Zentimeter nach Süden verschoben. Sein Werksteingewände zeigt beidseitig eine Fasse mit unterem Auslauf und bezieht sich wie das ältere Bogenfragment auf das Fußbodenniveau des Chores. Er dürfte also noch während der Zeit der Kirchennutzung eingebaut worden sein und ist damit vor der Zerstörung 1693 zu datieren. Nimmt man an, daß er einen älteren Lettner ersetzt, wäre seine Entstehung im Zuge der Reformation wahrscheinlich.

Heinrich Schickardt baut 1614 am Chorturm

Bereits 1581 wurde der Kirchendachstuhl zum Kornkasten der Vogtei umgebaut²². Diese Nutzung läßt sich auch auf der Kieser'schen Ansicht an den Dachgaupen und Giebelfenstern ablesen. Ein Bericht aus dem Jahr 1622 führt auf, daß die Kirche *mehrertheils für ein Bindt Hauß* gebraucht wurde und daß sie 1614 *restauriert und zugerichtet* worden sei²³. Im Zuge dieser Restaurierung erneuerte Heinrich Schickardt den oberen Teil des Chorturmes. Während acht Jahre nach der Maßnahme berichtet wird, man habe damals *den Glockhen vnd Kirchen*



Sakramentsnische mit Blendmaßwerk, Sondage im Wandfeld östlich des Sakristei-Anbaus.



Chorscheitelfenster mit Maßwerkresten.

Thurn abgebrochen, vnd von neuem auff das halbe Theil wieder auffgeführt, schreibt Schickardt selbst, er habe *am Kürchturm den alten steinen Stockh erhocht und ein newen hilzen stockh, der verblendt worden, sampt einem schenen Helm, und kleinem thürnlein auff dem Helm erbaut*²⁴.

Meist wird angenommen, daß nur der gequaderte, untere Turmbereich dem frühgotischen Bau zugehört und die Schickardt'sche Renovierung auf Höhe des Bruchsteinmauerwerks ansetzt. Die Zäsur liegt jedoch erst auf Höhe des Kaffgesimses unterhalb der Schallöffnungen des Glockengeschosses: Während die Eckquader unterhalb des Gesimses bündig mit dem Bruchsteinmauerwerk versetzt wurden und im Mauerwerk unregelmäßig auslaufen, springen die darüber vermauerten leicht vor und sind vollständig rechtwinklig gearbeitet. Dieser Wechsel fällt auch mit einer Geschößgrenze und einem Mauerwerksrücksprung im Inneren zusammen.

Der Materialwechsel zum gelben Sandstein vollzieht sich dagegen schon innerhalb des Quadermauerwerks, also unterhalb der früher vermuteten Zäsur zwischen Gotik und Renaissance. Schließlich findet sich auch erst im Glockengeschöß der Werkstein mit der Inschrift *1614/GOTT ALLEIN/DIE EHR*. Erst das Glockengeschöß und der steinerne Umgang stammen also von Schickardt.

Beim Stadtbrand 1693 auch die Michaelskirche betroffen

An den Innenseiten der Schallöffnungen und an den beiden nördlichen Chorfenstern lassen sich noch an Abplatzungen und Rötungen die Spuren

des Brandes von 1693 feststellen. Das Kirchenschiff blieb nach dieser Zeit noch hundert Jahre als Ruine liegen und wurde erst 1807/08 abgebrochen²⁵. Den Turm baute man dagegen schon 1699 nach Plänen von J. U. Heim wieder auf. Dabei wurden der gesamte Fachwerkaufsatz mit der Türmerwohnung, der glockenförmige Turmhelm mit bekrönender Laterne, aber auch alle Zwischendecken mit ihren Unterzügen und Stützen erneuert.

Vermutlich baute man erst nach dem Brand das Gewölbe im Sakristei-Anbau und den Kellerraum im Chor ein. Möglicherweise reichte letzterer sogar bis an die Chorwestwand hin, die selbst in irgendeiner Art und Weise gegen die Schiffsruine verschlossen werden mußte. Die vorhandene Vermauerung des breiten Chorbogens, die aus älteren, teils profilierten Werksteinen besteht, stammt jedenfalls erst aus der Bauzeit des Turmschulhauses²⁶.

Schulhausbau 1824 – der Chor wird zum Torso

Spätestens mit dem Anbau des dreigeschossigen Turmschulhauses wurde das Fußbodenniveau im Chor an das Erdgeschoßniveau des Neubaus angepaßt. Durch den Einbau des Treppenhauses und einer Lehrerwohnung im Gewölbebereich erhielt der Chor die erwähnten Beschädigungen.

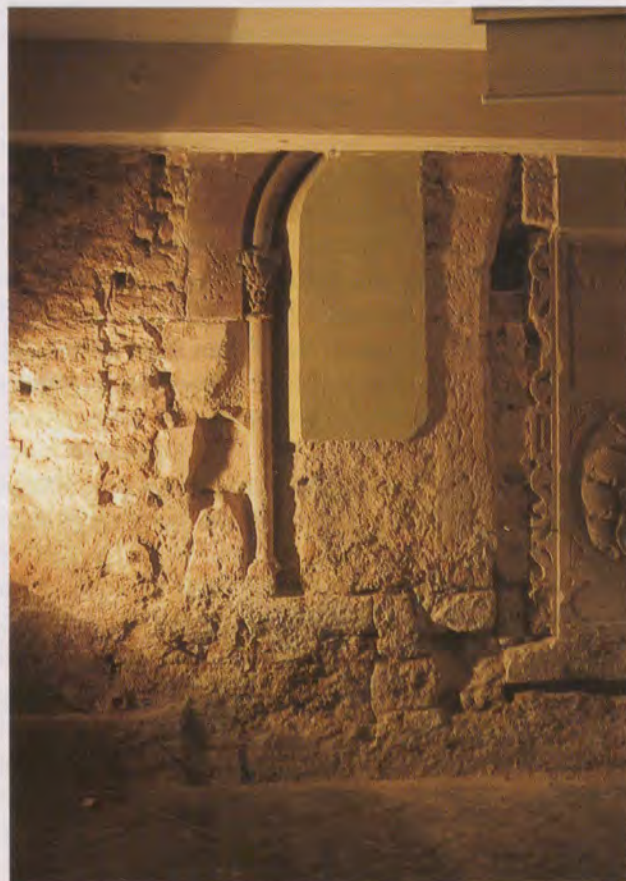
Auf Grund zahlreicher Umbauten und Modernisierungen sind nur wenige Ausbauteile aus der ersten Zeit der Schulhausnutzung übriggeblieben. Interessant sind vor allem zwei am vorderen Giebel gelegene Dachkammern mit kassettierten Türen samt geschmiedeten Beschlägen, älteren Tapeten und Fenstern mit Stangenverschlüssen. Im Chorbereich haben sich die älteren Fenster, die ursprünglich mit Bleisprossen und Windeisen versehen waren, nur fragmentarisch erhalten. Allein ein Wandwaschbecken aus der Zeit um 1900 bietet ein wenig Dekor. Die Konstruktion des mittlerweile schon fast 175 Jahre alten Fachwerkbaus mit gemauertem Erdgeschoß und Dach-Hängewerk ist dagegen weitgehend ungestört aus der Bauzeit erhalten. Der Chor wurde allerdings durch den Umbau endgültig zum Torso.

Bei den Instandsetzungen in den dreißiger und fünfziger Jahren bemühte man sich bereits, trotz der verbleibenden Schulhausnutzung das ursprüngliche Erscheinungsbild zumindest teilweise zurückzugewinnen. So wurde die oberste Zwischendecke, die als Flachdecke der Lehrerwohnung auf mittlerer Gewölbehöhe eingezogen worden war, wieder entfernt. Im ersten Obergeschoß entfernte man einen Holzverschlag und verkleidete die vier Ständer, vor allem jedoch legte man hier das Quadermauerwerk

der Chorwände frei. So interessant die sichtbare Mauerwerksstruktur für uns auch heute ist, bedeutete diese Maßnahme den Verlust aller Farbfassungen und teilweise auch der originalen Steinoberflächen in diesem Bereich – mithin also eine weitere Wunde, die dem frühgotischen Chor geschlagen wurde.

Wie geht's weiter?

Der Chorturm der ehemaligen Pfarrkirche St. Michael in Backnang ist insgesamt gesehen ein historisch besonders bedeutendes Unikat in der südwestdeutschen Architektur des 13. Jahrhunderts am Übergang von der Romanik zur Gotik. Dieser Stellenwert kommt dem Bauwerk neben seinen für die frühe Bauzeit um 1250 schon erstaunlich «modernen» Details schon allein deswegen zu, weil davon nur ganz wenige Architekturbeispiele erhalten geblieben sind, die dazu mit ihren stilistischen Unterschieden für eine recht heftige Formenentwicklung in dieser Phase sprechen. Schon in der Spätgotik wurde leider ein großer Teil dieser Bauwerke im Zuge der damals in Württemberg belegten starken Bautätigkeit wieder zerstört, so daß die verbliebe-



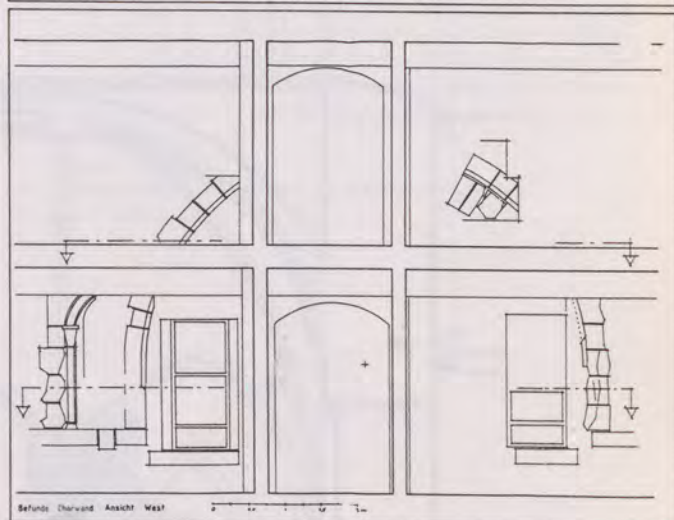
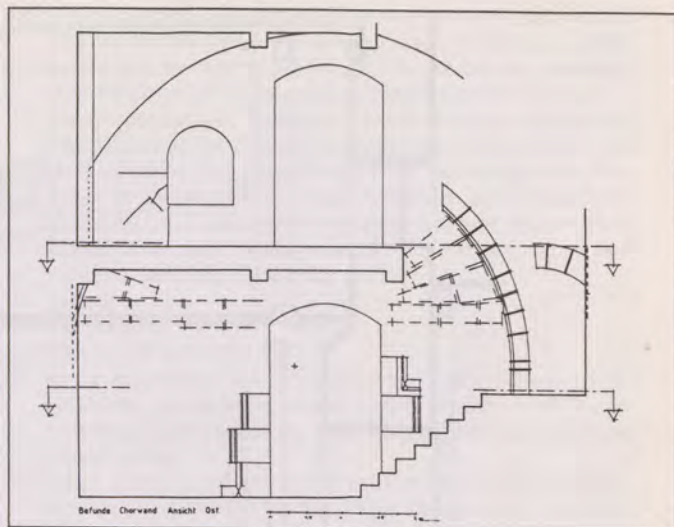
Bogenfragment aus der Mitte des 13. Jahrhunderts in der Chorwestwand.

nen Denkmäler dieser Zeit von unserer Gesellschaft auch ganz besonders gepflegt werden sollten. Eine rekonstruierende Wiederherstellung der ursprünglichen Gestalt des hochmittelalterlichen Sakralbaus ist aus verschiedenen Gründen nicht mehr machbar:

- Zu viele konkrete Bauglieder und Gestaltungsdetails sind verlorengegangen: Neben den Fenstermaßwerken fehlen uns ja auch die – wahrscheinlich recht dunklen – Verglasungen, weiterhin weite Partien der vermutlich bemalten Wandoberflächen sowie Fußboden und Altar, von der Lettnerfrage und den Verlusten an Kapitellen und Diensten etc. ganz zu schweigen.
- Zur Wiederherstellung des ersten Bauzustandes müßten auch die unverzichtbaren Zeugnisse der Umbauten im Spätmittelalter wie der kleine Chorbogen oder die sogenannte Sakristei wieder entfernt werden. Selbst wenn man dies wollte, wäre eine Zustimmung der Denkmalpflege hierzu nur schwer vorstellbar.
- Rekonstruierende Zutaten zur Wieder-Nachvollziehbarkeit der Gesamtarchitektur müssen als solche klar ablesbar bleiben, denn jede solche Maßnahme stellt gleichzeitig eine Interpretation des Bestandes aus unserer heutigen Sicht dar.
- Der Raum wird sehr wahrscheinlich nicht mehr kirchlich genutzt werden.

Machbar und wünschenswert wäre dagegen eine Wiederherstellung der originalen Innenraumdimensionen – allerdings unter Verlust des nach dem Stadtbrand eingebauten Kellergewölbes im Erdgeschoß und des Turmschultreppenhauses von 1824. Dafür müßte das alte Fußbodenniveau wiederhergestellt werden und könnte der spätere Chorbogen im Scheitel wieder ergänzt und zum Erdgeschoß und ersten Obergeschoß mit einem geeigneten Anschluß gegen das Turmschulhaus hin wieder geöffnet werden. Ein neuer Treppenstandort zum Ersatz des Vorhandenen wird sich in jeder Hinsicht am einfachsten innerhalb des Schulhauses finden lassen.

In diesen und allen daraufhin später notwendig werdenden Entscheidungen werden schrittweise Kompromisse zwischen den am Denkmalschutz- und Sanierungsverfahren Beteiligten gefunden werden müssen. Bei allem wäre darauf zu achten, daß



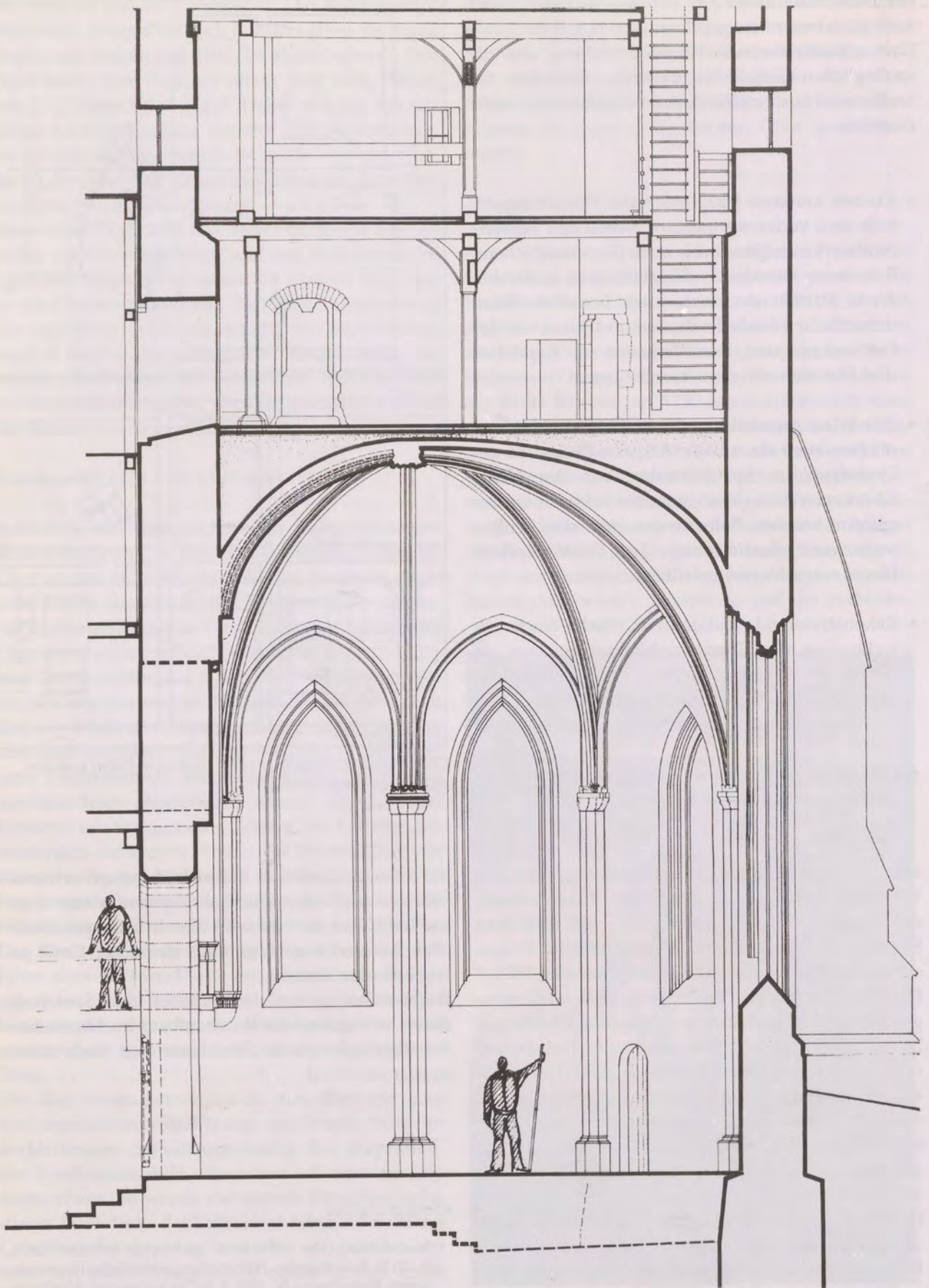
Chorwestwand; Ansicht aus dem Chorraum (oben) und dem ehemaligen Schiff (unten).

die anhand erhaltener Beispiele durchaus ermittelbare Atmosphäre solcher Sakralräume wieder spürbar wird. Nur so wird man diesem außergewöhnlichen Bauwerk vom Beginn der deutschen Gotik gerecht werden können.

Bleibt zu hoffen, daß das Vorhaben einer Sanierung dieses wenigstens für Württemberg hochbedeutenden Baudenkmals in absehbarer Zeit auch finanzierbar sein wird.

ANMERKUNGEN

- 1 Beschreibung des Oberamts Backnang, Stuttgart 1871, S. 129 ff. Paul Keppler, Württemberg's kirchliche Kunstalttümer, Rottenburg a.N. 1888, S. 6; Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Stuttgart 1889, S. 50 ff.



Rekonstruktions-Skizze des Chorraumes.

- 2 Die Untersuchungen im Auftrag der Stadt Backnang wurden vom Büro Gromer, Oppenweiler, in drei Etappen durchgeführt: Eine erste, knappe bauhistorische Untersuchung mit kunsthistorischer Einordnung des Chores aus dem Jahr 1990 stammt vom damaligen Mitarbeiter Hans-Hermann Reck. Es sei ausdrücklich darauf verwiesen, daß Reck das Verdienst zukommt, als erster den Bau stilistisch eingeordnet zu haben. Seine Ergebnisse flossen in den vorliegenden Aufsatz ein. Vertiefende bauhistorische Untersuchungen erfolgten durch die Verfasser Ende 1992 für das Turmschulhaus und die Chorwestwand, Anfang 1993 für den Chor.
- 3 Der auf einen Umbau Heinrich Schickardts 1614 zurückgehende Fachwerkaufsatz mit Umgang, der auch auf der Kieser'schen Ansicht zu sehen ist, spricht für eine derartige Nutzung. Vgl. Schahl, Adolf, Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises, München 1983, S. 247.
- 4 Ohne Verfasser, Die ehemalige St. Michaelskirche zu Backnang, in: Unsere Heimat (Beilage zur Backnanger Kreiszeitung) Nr. 6, Juni 1970; Schahl, siehe Anm. 3, S. 202 ff.
- 5 Schahl, siehe Anm. 3, S. 202 und 208.
- 6 Walliser-Schäfer, Margarete, Entwicklung und Bedeutung der romanischen Chortürme mit Beispielen aus Schwaben und Franken, Dissertation Tübingen 1986, S. 1.
- 7 Daß die Innenwand im Bereich des Treppentürmchens aus hammerrechtem Bruchsteinmauerwerk und nicht aus sauber bearbeiteten Werksteinen besteht, hängt damit zusammen, daß es sich hierbei um eine ursprünglich wohl verputzte Wandfläche handelt.
- 8 Baukunst der Gotik in Europa, Frankfurt am Main 1958, S. XVII. Zum Vergleich seien die Verhältnisse für einige französische Großbauten genannt: Breite und Höhe verhalten sich – bezogen auf das Mittelschiff – in Sens wie 1:1,4, in Chartres wie 1:2,6 und in Amiens wie 1:3. Nur auf die einzelnen Fensterachsen bezogen ergeben sich im Backnanger Chorinnenraum wahrhaft «gotische» Proportionen, nämlich von etwa 1:3,5.
- 9 Herrn Dr. N. Bongartz, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, sei für diesen Hinweis gedankt.
- 10 Diese Kapitelle wurden erst nach Abschluß der bauhistorischen Untersuchungen durch Restaurator Lutz Walter, Stuttgart, freigelegt. Diese zweite, auf den Chor bezogene restauratorische Untersuchung wurde jedoch bedauerlicherweise aus Geldmangel ohne Dokumentation abgebrochen. Die Identifizierung der Laubarten und figürlichen Darstellungen wurde zuerst von Andrea Ranscht-Vuksanovic im Rahmen ihrer Magisterarbeit über die Michaelskirche am Institut für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart vorgenommen (veröffentlicht im Backnanger Jahrbuch, hrsg. von der Stadt Backnang, Band 5, 1997).
- 11 Judit Riedel-Orlai (Die Bauplastik des gotischen Chors St. Michael in Backnang, in: Backnanger Jahrbuch, siehe Anm. 10) wies zuerst auf diese Übereinstimmung hin. Zur Baugeschichte siehe: Otto, Markus, Die Johanneskirche in Gemrigheim, in: Römer, Reben und Papier, Gemrigheim in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von der Gemeinde Gemrigheim, 1997, S. 237–242.
- 12 Auch in der Dehio-Ausgabe von 1993 wird davon ausgegangen, die Fenster seien ohne Maßwerk errichtet worden (S. 23). Der spätere Maßwerkrest wurde allerdings völlig übersehen.
- 13 Maier, Georgia, Die Johanneskirche zu Weinsberg, eine Baumonographie, unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Mainz, 1996, S. 70 führt z.B. die Gelnhausener Marienkirche unter den Prämonstratensern für den Fall des Ordenspatronats, die Kirche St. Georg in Hagenau sowie die Liebfrauenkirchen von Andernach und Koblenz als Beispiele für große Pfarrkirchen mit mehreren Vikaren auf. Als romanische Dorfkirchen mit Chorschranken nennt sie St. Jakobus in Urschalling/Oberbayern.
- 14 Dipl.-Ing. Lutz J. Walter, Bericht der restauratorischen Untersuchung Turmschulhaus - Chorwand, unveröffentlicht, August/September 1992, S. 3 und Plan 2.
- 15 Schahl, siehe Anm. 3.
- 16 Am nördlichen Teil der Ostwand wurde die Sockelzone im 20. Jahrhundert repariert und mit Zement verputzt, weshalb das Gesims hier nur an der Mauerstirn sichtbar ist. Am südlichen Teil ist es jedoch im späteren Sakristeianbau zu sehen.
- 17 Ein entsprechendes Fundament wurde bislang nicht gefunden. Unklar ist in diesem Zusammenhang der Befund von Michael Weihs M.A. (Bericht über die archäologischen Sondagen im Erdgeschoß des Turmschulhauses, unveröffentlicht, 10.10.1993), daß das nördliche Mauerstück eine saubere Fundamentkante nach Westen aufweist. Zur Klärung wären hier weitere Grabungen notwendig.
- 18 Vgl. Anm. 10.
- 19 Vgl. Anm. 14.
- 20 Schahl, vgl. Anm. 3, S. 247.
- 21 Es sei angemerkt, daß das Gesims nicht auf Höhe der Eckquaderung der Schiffswand endet, sondern nach Süden weiterläuft, wofür bislang noch keine Erklärung gefunden werden konnte.
- 22 Belegt durch das Baukostenverzeichnis des Vogts Veit Breitschwert vom 12.11.1581 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Schahl (siehe Anm. 3) nimmt an, daß die Michaelskirche bald nach 1537, als die evangelische Kirchengemeinde in die Stiftskirche übersiedelte, außer Gebrauch kam. Das Kornlager im Dach spricht jedoch nicht gegen eine gleichzeitige Kirchenutzung, wie das Beispiel der Göppinger Stadtkirche zeigt.
- 23 Schahl, siehe Anm. 3.
- 24 Ebenda.
- 25 Beschreibung des Oberamts Backnang, siehe Anm. 1.
- 26 Lutz J. Walter, siehe Anm. 14.

historisch.
lebendig.
freundlich.

MODERN.

Stadtinformation
Am Rathaus 1
71522 Backnang · Tel. (071 91) 89 42 56 · Fax 89 41 00

Hermann Bausinger Schwellenangst und Schwellenlust: Kulturgeschichtliche Anmerkungen zum Jahreswechsel

Schwellenangst: Davon war viel die Rede in den 70er Jahren; damals, als die Parole «Kultur für alle» zwar viele in Theater, Konzertsäle und Bibliotheken lockte, aber keineswegs alle. Ein Erklärungsmuster dafür, daß die Bildungsoffensive nicht noch erfolgreicher war, hieß Schwellenangst: Wer im unterschiedlichen Milieu aufgewachsen sei, fürchte sich davor, über die Schwelle von Museen, Volkshochschulen und anderen hehren Einrichtungen zu gehen. Ganz falsch war das sicher nicht; aber das Argument ging an der Tatsache vorbei, daß manche Leute gar kein Interesse an jenen Einrichtungen hatten – nicht jede Schwelle muß man betreten.

Es gibt freilich Schwellen, um die niemand herkommt. Der französische Ethnologe Arnold van Gennep zeigte vor fast hundert Jahren in einer vergleichenden Studie, daß in fast allen Kulturen einzelne Schwellen den Lebenslauf markieren, von der Geburt über das Eintreten der Geschlechtsreife, die Heirat bis zum Tod, und daß sich für diese Einschnitte *rites de passage*, Übergangsriten, herausgebildet haben, die bei vielen Völkern sehr viel aufregender und auch schmerzhafter sind als bei uns die Konfirmation oder der Polterabend. Diese Rituale, die verbunden sind mit Isolation, Askese, körperlichen Schmerzen und Verletzungen, werden gefürchtet und werden doch auch herbeigesehnt, weil sie in einen jeweils neuen Lebensabschnitt führen. Man könnte den psychologischen Begriff der «Angstlust» anwenden: Schwellenangst verbindet sich mit Schwellenlust.

31. Dezember: Kein Tag wie jeder andere

In den modernen Industriegesellschaften fehlen nicht nur die entsprechenden Rituale, es fehlen auch die damit verbundenen starken Empfindungen. Nimmt man allerdings die Begriffe in etwas abgeschwächter Bedeutung, dann lassen sich auch bei uns Schwellenangst und Schwellenlust registrieren – beispielsweise im Verhältnis zu einem Übergang, der regelmäßig wiederkehrt und dem niemand entgeht: der Schwelle zum neuen Jahr. Gewiß, dabei handelt es sich um eine künstliche Setzung, zwar an den Gezeiten der Natur orientiert, aber doch willkürlich – bekanntlich beginnt das neue Jahr in verschiedenen Weltteilen und Religio-

nen an verschiedenen Terminen, und auch in Europa gab es keine einheitliche Festlegung, bis sich vor wenig mehr als 300 Jahren Papst Innozenz XII. mit seinem Vorschlag durchsetzte. Aber die Jahres-einteilung ist eben doch nicht nur eine technische Regelung, die für Etatplanungen, Verwaltungen und Finanzämter wichtig ist –, auch die einzelnen Menschen gehen damit um, ziehen Bilanz und planen, schauen zurück und nach vorn. Manche tun dies ganz gewissenhaft und mit buchhalterischer Kleinlichkeit; aber auch Personen, die eher in den Tag hineinleben, sehen doch die Schwelle, den Übergang vor sich, den man «begehen», mit dem man etwas anfangen muß. Und selbst diejenigen, die sich zur gewohnten Zeit mit Ohropax ins Bett legen, respektieren die Schwelle, indem sie diese so verbissen zu ignorieren suchen.

Die Arithmetik der Jahreszahlen und der Jahreseinteilung steckt in den Köpfen; der 31. Dezember ist nun einmal kein Tag wie jeder andere, und das Dezimalsystem setzt noch zusätzliche Akzente. Wir nähern uns allmählich der Jahrhundertwende, und diesmal ist es zugleich eine Jahrtausendwende. Man hat den Eindruck, daß sich ein Vorschein davon im Bewußtsein ausbreitet, daß schon im Vorfeld das Gewicht der Jahresübergänge größer wird, daß die Menschen mit mehr Unruhe auf den Beginn der jeweils neuen Etappen blicken. In Matthias Altenburgs Novelle *Die Toten von Laroque* – sie erschien 1994 – unterhält sich der Erzähler mit einem alten Franzosen, der ihn in die nächste Kreisstadt fährt. *Die Leute spielen verrückt, sagt der Alte. Das hat mit dem Jahrhundert zu tun. Immer wenn ein Jahrhundert zu Ende geht, schmeißen sie alles über den Haufen. Und diesmal ist es das Jahrtausend. Ich habe nachgelesen, das war immer so. Plötzlich soll nichts mehr gelten. Sie benehmen sich, als wären sie die ersten Menschen, oder die letzten. Für alles haben sie neue Theorien, neue Erklärungen, damit unsereins noch älter aussieht, als er schon ist. (...) Abwechselnd prophezeien sie das Paradies und den Weltuntergang.*

Wo heute vom Weltuntergang die Rede ist, verbindet sich das zwar oft mit religiösen Vorstellungen, orientiert sich aber auch an den globalen Risiken, die eine weit fortgeschrittene Technik mit sich gebracht hat. In früheren Jahrhunderten und zumal in der Zeit um die Wende vor tausend Jahren waren

Auf der Schwäbischen Alb: Schlittenfahrt ins neue Jahr hinein voller Schwellenlust.



die Untergangsvisionen Ausdruck einer moralischen Zerknirschung, die von Bußpredigern geschürt und von vielen lebhaft empfunden wurde. Immer wieder – allerdings nicht immer strikt auf den Jahrhundertumbruch fixiert – gab es Ankündigungen der Wiederkehr Christi, und das hieß: vom Weltende, das durch die Wegegabelung ins ewige Paradies und in die ewige Verdammnis markiert war. Es ist zu hoffen, daß wir von solchen Untergangsvisionen weithin verschont bleiben. Aber es besteht kein Zweifel, daß die runden Jahreszahlen, daß die deutlicher markierten und höheren Schwellen Nervosität und Hektik auslösen. In einem Jahr werden uns Wissenschaftler und Feuilletonisten belehren, daß das neue Jahrtausend erst mit dem 1. Januar 2001 beginnt – und sie sind, mathematisch, völlig im Recht. Aber die Magie der runden Zahl 2000 wird dazu führen, daß monströse Festivals und Partys schon an Silvester 1999 über die Bühne gehen werden: Angeblich gibt es bereits ausverkaufte Säle und Hallen.

Für Menschen, die weniger festbegeistert und festbeflissen sind, haben die Silvesterfeiern jetzt schon Ausmaße angenommen, die Kritik provozieren. Sil-

vester habe sich von einem besinnlichen Familienfest zu einem karnevalistischen Treiben entwickelt, heißt es. Abgesehen davon, daß die historische Kontrastfolie nicht recht paßt – besinnliche Familienfeste waren erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts –, mit solchen kritischen Anmerkungen werden immer nur Trends aufgespießt, wird keine nüchterne Beschreibung vermittelt: Auch jetzt wird Silvester vielfach noch in der Familie oder im kleinen Freundeskreis gefeiert, und auch der Anteil der Abstinenzler ist gar nicht so klein – insbesondere dann, wenn man die vielen Älteren dazuzählt, die sich an diesem Abend lediglich von der Mattscheibe oder auch vom Radio ein bißchen Spaß besorgen. Aber es ist schon richtig, daß die Dimensionen der Feste gewachsen sind: mehr Aufwand, mehr Konsum, mehr Rummel und mehr Wirbel. Beim Stichwort Silvester werden für viele Assoziationen einer rauschenden Ballnacht abgerufen: Ballet und Varieté, Chansons und Sketche, Tanz in allen Sälen, üppige Festmenüs, Batterien von Sekt- und Champagnerflaschen. Das Gedränge wird größer, der Lärm steigert sich. Dann, Schlag 12 Uhr, vielleicht ein kurzes Innehalten; Gläser klingen, Zu-

rufe: Prosit Neujahr, Umarmungen, Küsse, und schon wird das bunte Gewoge übertönt vom Lärm der Knallkörper und überstrahlt vom Feuerwerk. Vor den Telephonzellen bilden sich Staus, keine Zeit für umständliche Botschaften, kurzer Glückwunsch an die Daheimgebliebenen und Alleingelassenen, und wieder hinein in den Trubel, der sich bis in die Morgenstunden hinzieht.

Lärmen und Schießen: Elemente des Jahreswechsels

Zu Festen wie Silvester gehört das Durcheinander – überhaupt könnte man, was Adorno von der Kunst gesagt hat, auch auf die Feste beziehen: ihre Aufgabe sei es, *Chaos in die Ordnung zu bringen*. Wer bei Einzelheiten stehenbleibt und bemüht die Elemente auseinanderklaubt, droht den eigentlichen Charakter der Feste zu verfehlen. Aber wenn sich die Aufgabe stellt, die historische Entwicklung zu verfolgen und den wechselnden Sinn von Festen zu charakterisieren, dann bleibt nichts anderes übrig, als einzelne Elemente genauer anzusehen. Dies soll im folgenden geschehen, wobei freilich gegenwärtig bleiben sollte, daß diese Elemente häufig im Gemenge auftreten, daß sich Silvester also in konkurrierenden Formen oder auch als komplexes Gesamtkunstwerk präsentiert.

Ich konzentriere mich auf vier Elemente: den Lärm und das Feuerwerk, also die akustische und optische Überformung der Silvesterfeier, dazu auf Orakel und Neujahrswünsche, also auf zweierlei Arten von Zukunftswünschen.

Am heftigsten umstritten ist wohl der Lärm in der Silvesternacht. Wenn Rundfunkanstalten in der Zeit um den Jahreswechsel ihre Hörerinnen und Hörer zu Wort kommen lassen, ist dies ein bevorzugtes Thema –, und es gibt dann immer solche, die all die Krachmacher für völlig beknackt halten – meist sind das die Stimmen von Älteren –, und es gibt andere, die meinen, man solle doch den Leuten ihren Spaß lassen. Daß es gerade der laute Krach ist, der immer wieder attackiert wird, ist nicht verwunderlich: Man kann zwar wegsehen, wenn einem etwas nicht gefällt, aber das Weghören ist sehr viel schwieriger und in vielen Fällen unmöglich.

Es ist sicher auch richtig, daß viele Inszenierungen von ohrenbetäubendem Lärm eine kindisch-rücksichtslose Machtdemonstration darstellen. Ulrich Holbein hat vor kurzem ein Büchlein vorgelegt mit dem Titel *Der belauschte Lärm*. Er belauscht ihn mit freundlicher Ironie; bezeichnenderweise aber gerät sein Portrait des «Lärmfetischisten» relativ unfreundlich. Der Lärmfetischist sucht dauernd nach Gründen, um besinnungslos losknattern zu können.

Erst zu seinem Lieblingsfest, dem 31. Dezember, schreibt Holbein, kann sich der Lärmfetischist von dem Streß, sich andauernd neue Zwecke vorgaukeln zu müssen, erholen, endlich aufs neue zweckfrei knallen, wie damals, als selig spielendes Kind, als man Knallerbsen auch dann verschoß, wenn es keinen Gegner zu bewerfen galt.

Zur Verteidigung des Lärms in der Silvesternacht wird auf die Tradition solcher Bräuche verwiesen, sicherlich zu Recht, aber auch auf den Volksglauben unserer Vorfahren –, und das ist ein wackeliges Argument. Fast kein Silvesteraufsatz, in dem nicht vom «uralten Dämonenzauber» in den «12 Nächten» zwischen Weihnachten und Dreikönig die Rede ist: Mit dem Lärm habe man die bösen Geister vertrieben, die in dieser Zeit zwischen den Jahren besonders aktiv und gefährlich waren. Als Beweis werden dann gelegentlich kirchliche Verbote angeführt: Die christliche Kirche habe versucht, den alt ehrwürdigen heidnischen Brauch auszurotten. Hier wird als historische Realität ausgegeben, was Volkskundler und Mythologen im 19. Jahrhundert aus Berichten über sogenannte Naturvölker übernommen und in die germanische Vorzeit projiziert haben. Natürlich ist nicht schlechterdings auszuschließen, daß es solche Vorstellungen gegeben hat, aber sie sind nirgends belegt.

Die zahlreichen kirchlichen und weltlichen Verbote, die sich vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert hinziehen, sollten der Aufrechterhaltung der Ordnung dienen und nicht der Vermeidung heidnischen Aberglaubens. Im Herzogtum Württemberg erließ die Regierung im November 1661 eine *General-Verordnung, das Schießen am Neujahr betreffend*. Darin ist einleitend davon die Rede, daß *bei dem Anschießen des Neuen Jahres allerhand Unglück sich zuge tragen, Personen beschädigt worden, oder wohl gar um das Leben kommen*. Die Stadtschultheißen und Amtmänner wurden angewiesen, ein Schießverbot durchzusetzen, und sie gaben ihrerseits Verbotserlasse heraus. In Schnaitheim bei Heidenheim wurde



Feuerwerk zum Jahreswechsel, aufgenommen in Reutlingen. Vorne das Rathaus (links) und die Stadtbibliothek, hell angestrahlt der Turm der gotischen Marienkirche. Auf der Turmspitze der vergoldete Engel.



Linke Seite: 28 cm breite Neujahrsbrezel aus Stuttgart-Rohracker, gebacken von Otto Seufferle zum Jahreswechsel 1964/65.

beispielsweise den Gemeindedienern befohlen, sofort Einlaß zu begehren, wenn aus einem Haus ein Schuß abgefeuert werde, notfalls, wenn nicht geöffnet werde, die Tür einzuschlagen und nicht nur das Gewehr zu überprüfen, sondern auch in den Betten nachzusehen, *ob der Sohn oder Knecht da sei und nicht zusamt den Kleidern geschwind ins Bett geschlupft*. Noch im Jahr 1808 wiederholte die königliche Regierung das Verbot, jetzt für das ganze, größer gewordene Württemberg: *Bei Strafe von 10 Gulden darf weder in Städten noch Dörfern, in Häusern, auf der Straße oder in Gärten geschossen, auch daselbst keine Rakete angezündet und Schwärmer geworfen werden.*

Dieses Verbot wird aber im Rahmen einer umfassenden Verordnung zum Schutz vor Feuer ausgesprochen. Daß Brände entstehen oder Unbeteiligte verletzt werden könnten, war die Hauptsorge der Obrigkeit. In der älteren Verordnung aus dem 17. Jahrhundert wird sogar ein Ausweg gewiesen: Wenn der eine oder andere *einen Freuden-Schuß zu tun beehrt*, dann soll er sich *zum gewöhnlichen Ort der Schießstatt*, also zum Schießstand, begeben. Von einem Freudenschuß wird also gesprochen, nicht von einem Abwehrzauber gegen böse Geister.

Das Schießen abseits erfüllte freilich seinen Zweck höchstens halb, denn geschossen wurde im allgemeinen *für jemanden*. Man schoß vor den Häusern

der Honoratioren, beim Bürgermeister und Pfarrer, manchmal beim Lehrer; junge Männer gingen außerdem zum Haus ihrer Mädchen, schossen diesen zu Ehren und wurden anschließend von ihnen bewirtet. Für die Gemeindeglieder muß das oft eine zwiespältige Angelegenheit gewesen sein; sie wurden geehrt und profitierten durch einen Brauch, der von der hohen Herrschaft verboten war. Und auch die Mädchen dürften dem nächtlichen Ereignis mit gemischten Gefühlen, mit Angstlust, entgegengesehen haben: Angst vor den dröhnenden Gewehrsalven, Lust auf die ihnen zugedachte Ehrung.

Feuerwerke: Schöne Verschwendung, vergängliche Schönheit

Der Lärm läßt sich – zum Leidwesen all derer, die auf die akustische Belastung gern verzichten würden – kaum trennen von den optischen Inszenierungen: den Leuchtraketen, den künstlichen Kometenschweiften, den bewegten und farbigen Augenblicksgemälden am Himmel. Gerade weil das Feuerwerk seine Vergänglichkeit so hemmungslos demonstriert und feiert, ist es zu einem Hauptangriffspunkt geworden: Hier werden Gelder in die Luft gejagt, mit denen man allerhand sinnvolle Hilfe leisten könnte. Daran ist nicht zu zweifeln,



Neujahrsgruß aus dem Jahre 1483. Linkes Spruchband: *By disser frowen fart wunsch ich euch frauelin mannigfaltig gutter jar.* Rechtes Spruchband: *Geselle got gebe dir heil (und) gutter jar ein michel (großen) teil.*

und Entschuldigungen, die betonen, so teuer sei das ja auch wieder nicht, sind eher peinlich. Das Feuerwerk ist eine Verschwendung, und es will nichts anderes sein als Verschwendung, schöne Verschwendung.

Das Fest, das den Alltag durchbricht und überhöht – als *heiliges Delirium* hat es der französische Soziologe Emil Durkheim bezeichnet –, das Fest braucht ein gewisses Maß an Verschwendung. Der amerikanische Ethnologe Franz Boas beobachtete zu Beginn unseres Jahrhunderts bei Indianern eine merkwürdige Praxis, die mit dem Namen *potlatch* bezeichnet wurde: Angehörige der Herrschaftsschicht (ich vermeide den romantisierenden Ausdruck Häuptling) luden einander gegenseitig von Zeit zu Zeit zu einem Fest, an dem Speisen und Getränke im Überfluß angeboten und sogar demonstrativ vernichtet wurden. Es handelte sich um ein Tauschritual, die Gegeneinladung war Pflicht. Aber gleichzeitig war es ein Prestigewettkampf, bei dem sich die Akte der Verschwendung in geradezu existenzbedrohender Weise aufschaukelten. Ähnliche Rituale hat man auch in anderen Weltteilen registriert.

In Europa wird beispielsweise gerade in einfachen und eher armen bäuerlichen Kulturen bei Hochzeiten und anderen großen Festen in einer Weise aufgetischt, die bei uns auch in ausgesprochenen Festexzessen kaum erreicht wird. Verschwendung demonstriert Ehrerbietung gegen die Gäste und Großzügigkeit, Verschwendung war vor allem auch eine Demonstration von Macht. In diesen weiteren Zusammenhang ist auch die Geschichte des Feuerwerks zu stellen. Seit dem späten Mittelalter suchten sich die europäischen Fürstenhöfe gegenseitig zu übertreffen mit bombastischen Festen, die sich manchmal über Tage oder gar Wochen hinzogen. Feuerwerke waren ein wichtiger Bestandteil dieser Feste. Mit ihnen demonstrierten die großen und kleinen Herrscher ihre Macht und ihren Reichtum –

und die Feuerwerke sollten zudem das Volk bei Laune halten, auf dessen Kosten ja letztlich die höfische Verschwendung ging.

Für die Feuerwerke gab es eigens ausgebildete Pyrotechniker; die Büchsenmeister, die für die Waffen zuständig waren, lieferten oft als Meisterstück ein Lustfeuerwerk. Aber auch Architekten und Baumeister wirkten mit, indem sie stilisierte Bauten errichteten, die bei solchen Vergnügungen angezündet wurden. Daß die Feuerwerke theatralisch und musikalisch ausgestaltet wurden, davon zeugt bis heute Händels *Royal Firework Music*, die er Mitte des 18. Jahrhunderts für eine Friedensfeier des Londoner Hofes komponierte.

Die phantastischen Großinszenierungen André Hellers sind ein später Nachklang dieser höfischen Lichterspiele. Im allgemeinen ist mit der Popularisierung des Feuerwerks der symbolische Charakter verlorengegangen –, Feuerwerke sind Stimmungselemente, sind rasch vergängliche Schönheit, sinnlos und eben deshalb bewundert in ihrer kurz aufflackernden Vollkommenheit. Nicht ohne Grund hat man das Feuerwerk als Muster von Produktion und Konsum im Kapitalismus bezeichnet: eine schöne Ware wird schnell und folgenlos verbraucht – folgenlos bis auf den Wunsch nach Erneuerung und Wiederholung, der sich in den Köpfen einnistet.

Allerdings hat die Lust auch beim Feuerwerk einen Gegenpol: den Schrecken, der in vielen Geschichten und Anekdoten festgehalten ist, in Berichten von Unglücksfällen, kleineren und ganz persönlichen, aber auch großen und weitreichenden wie jenem Pariser Ereignis von 1749, bei dem Italiener und Franzosen darum stritten, wer die Feuerwerke zuerst entzünden dürfe. Schließlich taten es beide gleichzeitig, und es kam zu einer fürchterlichen Explosion, bei der 40 Menschen gestorben sein sollen. Eine ferne Erinnerung nur, aber ein wenig Angst-

lust auch hier, unter den leuchtenden Kaskaden am Nachthimmel.

Der Lärm und das Feuerwerk sind die beherrschenden Signale des öffentlichen Silvesterfeierns; und es macht sicherlich den Hauptreiz der Silvesternacht aus, daß an dieser Öffentlichkeit so viele teilhaben, als Mitwirkende und nicht nur als Zuschauer. Die zwei drei Raketen, die ein Familienvater für seine Kinder steigen läßt, gehören zwar in besonderer Weise diesen Kindern; aber sie sind wie alle anderen Feuerzeichen Teil der großen Komposition, die sich viele Menschen von umliegenden Anhöhen ansehen und über welche die ersten Januarzeitungen mit raffiniert geschossenen Bildern berichten.

Glückwünsche und Blick in die Zukunft: Bleigießen

Im Vergleich mit diesem weithin sichtbaren, öffentlich inszenierten Jahreswechsel nehmen sich die Bräuche bescheiden aus, die sich im kleineren, privaten Rahmen vollziehen. Aber auch sie gehören zur Inszenierung der Silvesternächte: die halb ernsten, halb spielerischen Versuche, einen Blick voraus auf das zu tun, was das neue Jahr bereithält, und die guten Wünsche, die gerade im Wissen, daß sich die Zukunft nicht in die Karten schauen läßt, für diese Zukunft ausgesprochen werden.

Es gab in der volkstümlichen Tradition eine ganze Reihe von Lostagen – Tagen, an denen man mit bestimmten Tricks und Vorrichtungen sein künftiges Los erfahren konnte. Gehalten hat sich die entsprechende Vorstellung – sieht man vom ziemlich me-

chanischen Gebrauch von Zeitungshoroskopen ab – fast nur noch an Silvester. Das Däumeln, bei dem ein Finger blind auf eine Stelle der Bibel oder eines anderen wichtigen Buches gelegt wird, das Ausdeuten von Tintenklecksen wie im psychologischen Rorschachtest, vor allem aber das nicht tot zu kriegende Bleigießen –, all das sind tastende Auseinandersetzungen mit dem, was im neuen Jahr bevorsteht.

Glauben die Menschen an die Vorausdeutungen? So ähnlich formulieren Meinungsforschungsinstitute ihre Fragen und verkünden dann, daß ein präzise errechneter Prozentsatz der Bevölkerung die Frage bejaht hat, also an Voraussagen glaubt. Aber wer hier nur ein Ja oder Nein vorgibt, hat die Realität schon verfehlt. Das Bleigießen ist – und das gilt auch von vergleichbaren Prozeduren – ein Spiel. Wie sich die Metallsplitter zu einem Gebilde formen – reiner Zufall, klar, und die daran geknüpften Vorhersagen ein Scherz. Aber wenn sich eine Vorhersage auf Möglichkeiten bezieht, die in Reichweite sind – Krankheit oder Schwangerschaft, Prüfung oder sportliche Entscheidung –, dann läßt sie die Betroffenen nicht kalt. Die Tatsache, daß das Gebilde im heißen Wasser nur eine Vorgabe ist, eine Provokation für Deutungen, daß also die Zukunft von den Interpreten am Tisch vorhergesagt wird, ändert daran wenig. Schließlich sind die am Tisch Sitzenden ja oft auch diejenigen, die an der realen Zukunft mitstricken.

Außerdem überschneiden sich die Vorhersagen mit den eigenen Überlegungen zu Vergangenheit und



Postkarte aus der Zeit um 1900: Um das elegante Mädchen sind viele Glücksbringer versammelt, Schweine und vierblättriger Klee.

Zukunft, die an diesem Tag oder in dieser Nacht üblich sind. Die Jahreseinteilung gibt diesen Tagen nun einmal besonderes Gewicht; wo es um die materielle Situation geht, werden Soll und Haben auf diesen Tag exakt berechnet und ausgewiesen, und es liegt nahe, auch in anderen Bereichen das Erreichte mit dem Notwendigen oder Angestrebten zu vergleichen.

Der Jahreswechsel ist die Zeit der guten Vorsätze, die freilich nicht immer lauthals verkündet werden. Das ist auch gut so, denn schon ein altes Sprichwort sagt: Man kann in einer Minute mehr versprechen, als man im ganzen Jahr halten kann.

Nicht nur die Individuen ziehen Bilanz, sondern auch die Institutionen. Viele warten auf Neujahr mit Grußbotschaften auf, die im allgemeinen über die Medien verbreitet werden.

Eine besonders sinnfällige Art der Neujahrsbesinnung hat sich in dem Schwarzwaldstädtchen Schiltach bis heute gehalten. Nach dem Silvester-gottesdienst versammelt sich die Bevölkerung der Stadt auf dem Marktplatz, geht in einem festlichen Zug zum Pfarrhaus, singt ein Lied und hört die kurze Predigt des Pfarrers zum Jahresausklang. Vermutlich war das der Kern des Brauchs, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts herausbildete unter pietistischem Einfluß – darauf lassen die bei der Feier gesungenen Lieder schließen. Aber vom Pfarrhaus geht der Zug zurück zum Rathaus, wo sich die weltliche Bilanzierung anschließt: der Bürgermeister gibt einen Überblick über das zu Ende gehende Jahr und eröffnet Ausblicke auf das neue.

Dieser Silvesterbrauch der ganzen Stadt ist etwas Seltenes. In vielen anderen Gemeinden gibt es zwar auch Neujahrsempfänge – aber sie ziehen sich teilweise bis weit in den Januar, ja bis in die Fastnachtszeit hinein. Wahrscheinlich wäre es ohne den Hintergrund einer ausgeprägten Tradition auch gar

nicht möglich, die üblichen Silvesteraktivitäten zugunsten einer solchen ernsthaften gemeinschaftlichen Veranstaltung zu verdrängen. Aber daß Wünsche ausgesprochen werden zum neuen Jahr, ist das allgemeinste, praktisch von allen akzeptierte Phänomen – offizielle und private, schriftliche und mündliche, standardisierte und spezielle. Auch dies ist ein sehr alter Brauch.

Schon im Mittelalter wurden Sprüche und Lieder aufgezeichnet, mit denen die Wünsche ausgesprochen wurden. In vielen dieser Sprüche ist vom *neugeborenen Gott* die Rede, der das Heil garantiert – damals galt Weihnachten noch als Jahresanfang. Geistliche und weltliche Orientierung waren in den Versen aber bruchlos verbunden; so heißt es in einem Glückwunsch vom Ende des 15. Jahrhunderts:

*Ich wünsch dir das ewig Leben,
Das wolle dir Gott geben!
Und wünsch dir ein Stüblein warm
Und dein Buhlen an dein Arm.*

Solche Glückwünsche wurden bei Bekannten vortragen, beispielsweise durch junge Burschen vor dem Haus ihrer Mädchen. Vor allem aber nahmen die Armen (und davon gab es viele!) die Chance wahr, gingen von Haus zu Haus und erkaufte sich mit ihrem Sprüchlein das Anrecht auf eine kleine Gabe. Darüber sind wir deshalb so gut informiert, weil immer wieder Verbote dagegen ausgesprochen und schriftlich festgehalten wurden. Die Wohlhabenden scheinen das Gewohnheitsrecht der Ärmere mehr und mehr als Belästigung empfunden zu haben. Daß sie auf den Neujahrstermin ihre «Verehrungen» (und das war ein schönfärberisches Wort für Bestechungen) an Amtleute und Regierungsvertreter sandten, stand für sie auf einem anderen Blatt.

Unser Neuer ist da!



Der große Jubiläumskatalog

**900 Jahre
Zisterzienser-Orden**

Jetzt kostenlos anfordern!

ANTIQUARIAT HIERONYMUS
Spezialantiquariat für Ordensgeschichte

Seestraße 5 · D-71638 Ludwigsburg · Telefon (071 41) 92 96 04
Telefax (071 41) 92 43 42



Müller & Gräff

*Alte und neue Bücher zur
württembergischen Landeskunde
Alte Stiche und Landkarten*

Calwer Straße 54, 70173 Stuttgart
Tel. 0711/294174 Fax. 2 26 82 80

**Bestellen Sie kostenlos unseren neuen
Antiquariatskatalog
"Baden-Württemberg"**



Silvesterzug 1955 in Schiltach. Dieses Ölgemälde von Eduard Trautwein zeigt den Schiltacher Marktplatz in historisierender Darstellung.

Es wird heute oft beklagt, die Neujahrswünsche seien nur noch Formeln, die wie eine Flutwelle über einen hereinbrechen. Aber formelhaft waren die Wünsche auch früher – nur waren die Formeln, das fällt auf, sehr viel länger; das Auswendiglernen war eine Leistung.

In St. Antonien in der Schweiz zogen noch in jüngster Zeit organisierte Gruppen junger Burschen von Haus zu Haus, wo einer den Glückwunsch vorzutragen hatte, der im Lauf der Zeit immer länger und auch nicht gerade klarer geworden war und der im Stil einer frommen Predigt glich: *Weil die göttliche Vorsehung uns heute abermals mit väterlicher Hand ans Ziel und Ende eines bürgerlichen Jahres geführt hat, so haben wir uns, eine ehrsame Knabengesellschaft, zusammengetan, um Euch ein gutes Jahr anzuwünschen. Ja uns den heute abermals hören lässt die hellen Glockentöne zur festlichen Mitternacht, die unsere vaterländischen Orte mit freundlichem Schalle begrüßen. Ja können wir diese Glockentöne mit gutem Gewissen hören oder nicht, ohne jemals zu denken, die Gebote Gottes übertreten zu haben, so begegne ich Euch heute mit meinen aufrichtigsten Glückwünschen. Ja der Mensch er-*

blüht wie die Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüberweht, so ist sie dahin und ihre Stätte kennet man nicht mehr. So ist's mit allem, was die Erde erzeugt, so ist's auch mit dem Jahr, das heute ins Grab der Zeit hinabsteiget. Mit Pfeilschnellem Fluge ist es dahin und mit der letzten Stunde des heutigen Tages ist es uns unwiederbringlich entschwunden.

So geht das noch sechs sieben Minuten weiter, im Ton einer Litanei, formelhaft jedenfalls, auch wenn es sich um eine sehr lange Formel handelt.

Was den inflatorischen Gebrauch der Glückwünsche anlangt, so zeigt eine Notiz Schubarts in seiner *Deutschen Chronik* von 1775, daß auch das nichts Neues ist: *Da saust einem der Waidspruch: Prosit das neue Jahr, wenigstens 14 Tage lang ums Ohr. Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand.* Schubart wendet sich übrigens auch gegen einen der Standardwünsche: *Ich wünsche, was du dir selber wünschen möchtest.* Nein, sagt Schubart. Er wünscht vielmehr, daß Gott diesen Wunsch nur in dem höchst seltenen Fall gewähren möchte, wenn der Wünscher vernünftig ist. Dem ist nichts hinzuzufügen.

FRANZ-KARL FREIHERR VON LINDEN: **Die Zisterzienser in Europa. Reise zu den schönsten Stätten mittelalterlicher Klosterkultur.** Belser Verlag Stuttgart 1997. 192 Seiten mit etwa 120 Abbildungen in Farbe. Gebunden DM 98,- (ab 1. Januar 1999: DM 128,-) ISBN 3-7630-2354-2

Vor 900 Jahren, am 21. März 1098, zog Abt Robert von Molesme in die burgundischen Sümpfe und gründete das Neue Kloster, das später Cîteaux genannt wurde. Dies war die Geburtsstunde des neuen Zisterzienserordens, eines Reform-Ordens, der sich, in radikaler Auslegung der alten Mönchsregel des hl. Benedikt, rasch in ganz Europa ausbreitete und es allein im 12. Jahrhundert zu 525 Klostergründungen brachte. Dieses Jubiläum bot und bietet in diesem Jahr den Anlaß zu zahlreichen Gedenk-Aktivitäten. So veranstaltete der Schwäbische Heimatbund im Frühjahr 1998 eine außerordentlich gut besuchte und weit über die regionalen Grenzen hinaus beachtete Vortragsreihe zur Geschichte, Kunst und Spiritualität der Zisterzienser.

Unter den zum Jubiläum erschienenen Publikationen verdient der hier vorgelegte großformatige Bildband besondere Beachtung. In ihm werden die bekanntesten und berühmtesten Zisterzienserklöster Europas – etwa 40 – vorgestellt, darunter die in Baden-Württemberg liegenden Bebenhausen, Bronnbach, Heiligkreuztal (das im Inhaltsverzeichnis irrtümlich als Heiligenkreuztal erscheint), Maulbronn und Salem. Großartige Luftaufnahmen verdeutlichen die bauliche Struktur der Klöster, ihre Architektur als vielgliedrige Organismen, meisterliche Detailansichten zeigen die mittelalterliche Klosterkultur, die Auseinandersetzung der Zisterzienser mit der Kunst. Begleitet und erläutert werden die Bilder von knappen Texten, die aber insgesamt ein gutes Bild klösterlichen Lebens und Denkens zeichnen. Bilder und Texte veranschaulichen unter anderem jenes für die Zisterzienser typische Spannungsverhältnis zwischen Ordensregel, die eine äußerste Einfachheit des Bauens und Ausgestaltens fordert, jede Auszier als Flitterkram geißelt, und dem künstlerischen Gestaltungswillen der Mönche, der Architekten, Bildhauer, Bauleute, Steinmetzen. Ein Lebensbild Bernhards von Clairvaux, dem geistigen Vater der Zisterzienser, ein anschaulicher Überblick über die Entwicklung des Ordens von seiner Gründung bis heute und Daten zu den dargestellten Klöstern schließen den ansehnlichen und informativen Band ab, der wahrlich in zisterziensischem Geist einlädt, wie einst die Inschrift über dem

Eingang zum Kreuzgang der ehemaligen Zisterzienserabtei Herrenalb: *Kommet, ihr Brüder, mit eilendem Schritt zur Pforte des Lebens, und wer würdig im Geist, tret' ein mit fröhlichem Herzen.*

Wilfried Setzler

WILFRIED SETZLER: **Tübingen – Auf alten Wegen Neues entdecken.** Ein Stadtführer. Verlag Schwäbisches Tagblatt Tübingen 1997. 154 Seiten mit vielen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 30,- ISBN 3-928011-27-8

Kennen Sie Tübingen? lautete einst die Frage, die das Tübinger Kulturamt in jährlich erneuerten sommerlichen Ratespielen stellte. Nun, einer kennt Tübingen sehr genau: Kulturamtsleiter Professor Dr. Wilfried Setzler, der mit dem vorliegenden «Stadtführer» zu einer nicht alltäglichen Form der Stadtbesichtigung einlädt.

Wo anders könnten sich die Sinne für das Flair für jene die Stadt umgebende, nein ihr innewohnende Aura öffnen, wenn nicht auf der Platanenallee der Neckarinsel? Und eben dorthin führt der Autor den Fremden zunächst, – oder ist das Buch nicht eher dem Bürger der Stadt und ihren direkten Nachbarn gewidmet? Der Fluß und das Schloß, das Evangelische Stift, Bursa und Stiftskirche, Professoren- und Handwerkerhäuser, Hölderlins Turm und die staufischen Buckelquader der Stadtmauer: die «Schokoladenseite» der Stadt schreibt Wilfried Setzler und meint doch die ganze Einzigartigkeit der Stadt.

Ein historischer Überblick über die Stadtgeschichte ist dem Historiker Setzler Grundlage der sich anschließenden vier ausführlichen Rundgänge durch Tübingen, die am besten mit «sinnierendem Flanieren» umschrieben sind, ein Schauen weniger auf Form und Gestalt der Objekte denn diese als Hülle und Zeichen nehmend für vergangenes Leben, das noch oft – etwa durch das Wirken ihrer einstigen Bewohner – in die Gegenwart herüberwirkt. Ein kurzer Blick auf das spätmittelalterliche Haus Burgsteige 7 weitet sich so durch eine Schilderung des Wirkens der um 1500 tätigen Buchdrucker Ulrich Morhard sen. und jr. ganz unvermittelt zu einer Geschichte der frühen Buchdruckerei in Tübingen, der Grundlage der Entwicklung Tübingens zur Buch- und Verlagsstadt. Die Reformation und das Wirken des württembergischen Reformators Johannes Brenz klingen an und jenes von Primus Truber, der bei Morhard die ersten je in slowenischer Sprache gedruckten Bücher in Auftrag gab; später lebte hier der Lehrer von Johannes Kepler: Geistesgeschichte «in loco».

Wilfried Setzlers Spaziergänge werden die Flaneure, die sein Buch mit auf die Entdeckungsreise nehmen, kaum ohne abzusetzen von Anfang bis Ende durchheilen; zu umfangreich fallen die begleitenden Texte aus, die man am besten in Anblick der Objekte in aller Ruhe, auf einem Mäuerchen oder bei einem Cappuchino oder einem Achtele, nachdenklich werdend, studieren sollte.

Auf dem ersten Rundgang begleitet der Autor den Leser durch die «obere Stadt», den Sitz der Musen, der Stadt der Dichter und Denker, der Professoren und des Adels. Ein weiterer Spaziergang führt von Marktplatz und Stiftskirche hinauf auf das Schloß, ein dritter durch die «untere Stadt», durch das Tübingen der ärmeren Schichten, der Handwerker und Weingärtner, ein letzter schließlich vom Marktplatz zum Lustnauer Tor. Den Rundgängen schließen sich zwei Abstecher in die nähere Umgebung der Altstadt an. Zu Hermann Hesses Wohnhaus und zum Stadtfriedhof. Über die Stadtgrenzen hinaus weisen beschreibende Vorschläge zu Besichtigungen in der Umgebung: u. a. nach Bebenhausen, in den Schönbuch, auf den Einsiedel, nach Kilchberg, Schwärzloch, Wankheim, Weilheim und Wurmlingen.

Doch begleiten wir Wilfried Setzler kurz vom Marktplatz bis zum Schloß. Der Weg führt über die Burgsteige, vorbei an den Plätzen, wo die Drucker Morhard Vater und Sohn und später unweit davon auch Georg Gruppenbach ihre Werke druckten, hinauf zum Haus der Verbindung «Roigel», erbaut 1904 an der Stelle der alten – wie die Abbildungen beweisen überaus romantischen – Schloßküfelei, deren Gartenwirtschaft Eduard Mörike so trefflich besungen hat: *In's alten Schloßwirts Garten, / Da klingt schon viele Jahre kein Glas! / Kein Kegel fällt, keine Karten, / Wächst aber schön lang das Gras.* Lange verweilen wir daraufhin vor dem Schloßtor, einem der schönsten Werke der Renaissance in Württemberg, mit seiner reichen, ausführlich vorgestellten Symbolik, gehen weiter in den Schloßhof und zum Fünfeckturm, hören Ludwig Uhland und verfolgen die Geschichte des Schlosses seit dem 11. Jahrhundert bis zur Gegenwart, um schließlich im universitären Schloßmuseum staunend vor den rund 40.000 Jahren alten Tierfiguren aus der Vogelherdhöhle zu stehen, den weltweit ältesten von Menschenhand geschaffenen Bildnissen überhaupt.

Dieser neue Tübinger «Stadtführer» ist angesiedelt zwischen einem eigentlichen touristischen Stadtführer und einer ausführlichen Stadtgeschichte. Der Autor hat dabei aber gewiß nicht den hastenden Fremden im Sinn, der die Sehenswürdigkeiten möglichst wenig zeitraubend eine nach der anderen abzuhaken bestrebt ist. Wilfried Setzler zielt auf den «Flaneur», den mit Augen und Geist zugleich genießenden, aber auch wissenden, weil kenntnisreichen, im übertragenen Sinne hinter die Fassaden Blickenden.

Der ruhige, beschreibende, dabei gerne Anekdoten einflechtende Stil des Autors und die ansprechende Aufmachung des Bändchens, die überaus reiche, historische wie aktuelles Bildmaterial umfassende Bebilderung lassen Lektüre und Spaziergänge zum Genuß werden. Ein Genuß, der allenfalls durch die Form der Abbildungen,

die oftmals, und gerade bei detailreichen Bildern, briefmarkengroß, also viel zu klein gerieten, und durch die in Farbe gesetzten Bildunterschriften, die dünn und flimmernd, mithin sehr leseunfreundlich ausfielen (es liegt wohl am Raster), nur unwesentlich gestört wird.

Raimund Waibel

FRANZ QUARTHAL und GERHARD FAIX (Hrsg.): **Adel am oberen Neckar. Beiträge zum 900jährigen Jubiläum der Familie von Ow.** Bibliotheca academica Verlag Tübingen 1995. 600 Seiten mit über 100 Abbildungen, Stammtafeln und Diagrammen. Leinen DM 89,- ISBN 3-928471-12-0

Es gibt – auch beim Adel – nur wenige Familien, deren Weg und Wirksamkeit sich vom 11. Jahrhundert bis heute so gut verfolgen läßt wie bei der Familie von Ow. Dazu beigetragen hat sicherlich, daß – bei aller Zersplitterung der Dynastie und ihrer Besitztümer – über all die Zeiten hinweg der ritterschaftliche Sitz in Wachendorf mit dem Gut Neuhaus ein Zentrum der Familie geblieben ist. Diese Kontinuität, verbunden mit einer guten Quellenlage, führte die Familie schon früh in das Blickfeld der historischen Forschung. So hat Theodor Schön bereits 1910 eine umfangreiche *Geschichte der Familie von Ow* publiziert, die deren Werdegang von den ersten Nennungen bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches und zum Beginn des Königreiches Württemberg verfolgte, von der Zugehörigkeit zum hochfreien Adel des Mittelalters über die Ministerialität und den niederen Adel des Spätmittelalters hin zur Reichsritterschaft und zum mediatisierten Herrenstand. Allerdings war diese Arbeit, ihrer Zeit entsprechend, vor allem genealogisch ausgerichtet und reihte im wesentlichen die Mitglieder der Familie und, was von ihnen bekannt war, chronologisch aneinander.

Im vorliegenden Band nun wird erstmals die Geschichte der Familie unter differenzierten Gesichtspunkten und mit den unterschiedlichsten Methoden umfassend untersucht. Zwei umfangreiche Beiträge kommen von Johann Ottmar, der einleitend die Grundzüge der Familiengeschichte bietet (S. 7–77) und eine Dokumentation der Grabdenkmäler vorlegt (S. 213–327). Rudolf Seigel beschreibt die Archive der Freiherren von Ow, Siegfried Kullen das Siedlungsbild in deren Herrschaftsgebieten am oberen Neckar. Rudolf Seigel skizziert und kommentiert zudem die Dorfordnungen der Herren von Ow im 16. Jahrhundert. Mit den Herren von Ow im 11. und 12. Jahrhundert sowie mit ihren Beziehungen zu dem «Städtlein» Obernau und zur Stadt Rottenburg beschäftigen sich Hans Harter, Gerhard Kittelberger und Dieter Manz. Zwei Aufsätze sind dem Leben und Werk von Honor Freiherr von Ow (1777–1852) vom freien Reichsritter zum Beamten im Königreich Bayern und dem von Hans Otto Reichsfreiherr von Ow-Wachendorf (1843–1921) zwischen zwei Revolutionen gewidmet. Ein sozialgeschichtlich interessanter Beitrag über die Nonnen der Familie stammt von der leider viel zu früh verstorbenen Maren

Kuhn-Rehfuß. Die Verwaltung und wirtschaftliche Entwicklung des Gutes Wachendorf untersuchen Ludwig Gekle und Patrick Baudoux, Eberhard Gönnen würdigt die historischen und denkmalpflegerischen Bestrebungen der Freiherren von Ow im 19. Jahrhundert. Ein Orts- und ein Personenregister beschließen den Band, der am Beispiel der Herren von Ow zahlreiche neue Aspekte zur Bedeutung, zum Einfluß und zur Wirkung einer Adelsfamilie aufzeigt und so weit mehr als nur eine historische Darstellung für die Region am oberen Neckar ist.

Wilfried Setzler

WERNER RAUPP: **Christian Gottlob Barth. Studien zu Leben und Werk.** (Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte, Band 16). Calwer Verlag Stuttgart 1998. 294 Seiten. Broschiert DM 98,- ISBN 3-7668-3579-3

Wer weiß heute noch, daß Ende vorigen Jahrhunderts nicht irgendein berühmter deutscher Schriftsteller weltweit der bekannteste und verbreitetste deutsche Verfasser war, sondern der frühere Pfarrer in Möttlingen und spätere Leiter des Calwer Verlagsvereins Christian Gottlob Barth? Seine *Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien* erlebten von 1832 bis 1945 nicht weniger als 483 Auflagen sowie Übersetzungen in mindestens 87 Sprachen. Geschätzte Gesamtauflage über vier Millionen Exemplare! Viele Völker lernten anhand dieses Buches Lesen und Schreiben.

Mit dem Leben und Wirken dieses Mannes befaßt sich vorliegendes Werk. Christian Gottlob Barth wurde am 31. Juli 1799 in Stuttgart als Sohn des Gipsers und Malers Christian Friedrich Barth und seiner Gattin Beata, Tochter des Johann Gotthold Engelmann, geboren. Schon der Großvater Barth gehörte zu den Pietisten. Über seine Mutter bestanden verwandtschaftliche Verbindungen zu den Küfer- und Apothekerfamilien Engelmann-Boehringer, Gründer der heute weltweit bekannten Chemiefirma Boehringer-Ingelheim. Barths Vater, der zusammen mit Carl Friedrich Adolph Steinkopf, dem späteren Sekretär der Christentumsgesellschaft in Basel, das Stuttgarter Gymnasium besucht hatte, pflegte enge Kontakte zu Basel, dem Gründer der freien Gemeinde Korntal, Hoffmann, zu deren erstem Pfarrer Friedrich und zu dem bekannten pietistischen Pfarrer Machtholf in Möttlingen, dem ja später Christian Gottlob Barth nachfolgen sollte. Dies zum Milieu, in dem Barth aufwuchs.

Hochbegabt, fiel Barth schon als Schüler durch seine Rednergabe auf. Er studierte als Stifter in Tübingen evangelische Theologie und bestand im September 1821 das Examen als 8. von 38 Kandidaten. Bereits als Student war er in der Umgebung Tübingens ein gesuchter Prediger und Förderer des Missionsgedankens, was 1819 zur Gründung des «Tübinger Missions-Hülfsvereins» führte. Außerdem trat er schon damals in Schriften als Verteidiger des Pietismus hervor. Nach dem Examen folgten Zei-

ten als Vikar in Neckarweihingen und als Pfarrverweser in Dornhan. Obwohl er dort nur vier Monate wirkte, hatte er großen Zulauf zu seinen Predigten und Erbauungsstunden. Im Juni 1822 legte er das 2. Examen mit der hervorragenden Note IIa ab und kam dann nach Effringen und Schönbrunn, wo seine Erbauungsstunden zeitweise 200–300 Personen zählten und zu einer nachhaltigen Erweckungsbewegung führten. Zum Ende dieses Vikariats 1824 bekam Barth von der Kirchenleitung ein Reiestipendium, das ihm ermöglichte, über Nürnberg, Dresden, Berlin, Barmen, Holland, Frankfurt, Straßburg und Basel zu reisen und überall persönliche Kontakte zu Gesinnungsfreunden zu knüpfen, was für seine späteren Aktivitäten sehr von Vorteil war.

Von 1824–1838 war Barth dann Pfarrer in Möttlingen, das durch seine Vorgänger Machtholf und Groß stark pietistisch geprägt war und später durch Blumhardt noch viel bekannter werden sollte. Hier begann nun seine enorm umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit. Seit 1828 gab er das *Calwer Missionsblatt* heraus, das alle vierzehn Tage erschien und mit Holzschnitten illustriert war. Vor allem setzte er sich auch für christliche Jugendliteratur ein und schrieb viele Jugendbücher, von denen *Der arme Heinrich* das bekannteste ist. Der 1829 gegründete «Calwer Traktatverein» bzw. «Calwer Verlagsverein» hatte schon nach zehn Jahren 700 000 Traktate und 432 500 christliche Schulbücher abgesetzt. Das war natürlich neben dem Pfarramt her nicht mehr zu schaffen; dazuhin kamen theologische Differenzen zur offiziellen Lehre der Kirche, so daß er 1838 seinen Abschied nahm, um sich ganz der Leitung des Verlagsvereins in Calw zu widmen. Am 12. November 1862 verstarb er. Sein Nachfolger wurde Hermann Gundert, der Großvater Hermann Hesses.

Barth war jedoch nicht nur der große Verbreiter religiöser Literatur und Propagator des Missionsgedankens, sondern er gründete Rettungsanstalten für Kinder (Stammheim bei Calw) und interessierte sich für Geographie und Völkerkunde. Große ethnologische Sammlungen, die ihm von befreundeten Missionaren zugeschickt wurden, stiftete er verschiedenen Museen. «Barth's Island» an der Küste Labradors trägt noch heute seinen Namen.

Obwohl es sich beim Werk Raupps um eine Dissertation handelt, ist die Darstellung von Barths Leben und Werk, die 176 Seiten umfaßt, auch für einen Nichttheologen gut und teilweise spannend zu lesen. Kein Kirchenhistoriker oder Heimatforscher, der sich mit Pietismus, Erweckungsbewegung und Missionsvereinen in Württemberg beschäftigt, wird ohne dieses Buch auskommen, zumal der zweite Teil eine kaum zu übertreffende Fülle von Quellen- und Literaturangaben bringt, die nicht nur für das Studium Barths, sondern des Pietismus in Württemberg überhaupt fundamental sind: Handschriftliche Quellen (S. 177–197; von Raupp in Kopie im Christian-Gottlob-Barth-Archiv in Dußlingen gesammelt), Werke Barths (S. 198–251), Literatur über Barth (S. 252–263), allgemeine Literatur (S. 264–292). Ein zweiseitiges Abkürzungsverzeichnis beschließt dieses äußerst informative Buch.

Thilo Dinkel

GERHARD BLEIFUSS: **Baumwollfabrikant in Württemberg – die Familie Otto und ihre Firmen 1814–1914.** (Südwestdeutsche Schriften, Heft 24). Mannheim 1997. 470 Seiten, 8 Fotos, 30 Tabellen. Gebunden DM 57,- ISBN 3-923750-69-2

Das auf gründlichen Forschungen beruhende Buch schließt eine Lücke in der Darstellung der Industrialisierung Württembergs. Es umfaßt mit dem Zeitraum von 1814 bis 1914 das Jahrhundert der sich entfaltenden Industrialisierung unseres Landes und ermöglicht den Vergleich mit anderen deutschen Gebieten. Das Besondere an dieser Darstellung liegt darin, daß es sich dabei um die Aktivitäten einer einzigen Familie handelt. Ausführlich wird deshalb im zweiten Teil die Geschichte der Familie Otto abgehandelt. Die Wechselbeziehungen zwischen der beruflichen Tüchtigkeit und dem darauf beruhenden Erfolg, zwischen den verwandtschaftlichen Beziehungen und den durch Heirat geschaffenen Verbindungen werden deutlich gemacht. Als nicht immer einfach erwies sich die Erziehung der Söhne zu idealen Unternehmenserben, da der Firmengründer sehr dominant und nicht gewillt war, der Selbständigkeit der Söhne den von diesen erwarteten Raum zu geben. Lange vorherrschend war der Wissenserwerb durch Lehre und praktische Mitarbeit gegenüber der theoretischen Unterrichtung. Dies galt für den kaufmännischen wie den technischen Bereich. Im Streben nach Leistung bestimmte eine bewußt protestantische Berufsethik die Arbeit und die patriarchalische Fürsorge in religiöser und materieller Hinsicht das unternehmerische Tun. Politisch stand die Familie der konservativen Richtung nahe.

Typisch für die Entwicklung der 1815 in Nürtingen gegründeten Firma Otto (vom Schwiegersohn Melchior fortgeführt) ist, daß sie und ihre später verselbständigten Filialen in Unterboihingen (heute Wendlingen) und Reichenbach an der Fils stets als Familienunternehmen im Besitz von Eigentümerunternehmen geblieben sind. Die Firma Otto ist eine von vier Unternehmen aus der Anfangszeit der württembergischen Baumwollindustrie, die sich bis über den Zweiten Weltkrieg gehalten hat.

Die Mobilisierung der Produktionsfaktoren Kapital, Arbeit und Technik im Blick auf den Wechsel der Konjunktoren und Wechselbedingungen sind zentrale Themen der vorliegenden Arbeit. Standortwahl, Ausbau, Kapitalbeschaffung, Bezug von Maschinen und Rohstoffen (u. a. Aufbau einer eigenen Baumwollplantage in Kilossa in Deutsch-Ostafrika 1906–1914), Anwerbung von Arbeitskräften, betriebliche Sozialpolitik, Organisation und Rechtsform des Unternehmens sowie Produktion und Absatz der Erzeugnisse werden ausführlich behandelt.

Bei der Standortwahl z. B. gab lange Zeit die verfügbare Wasserkraft den Ausschlag. Oft waren langwierige Verhandlungen mit amtlichen Stellen nötig, da einmal die Rechte anderer, früher lizenzierter Nutzer, zum anderen bis 1899 auch die Bedürfnisse der Flößerei berücksichtigt werden mußten. Die Eröffnung der Neckartalbahn 1859

wirkte sich zunächst nicht aus. Sie wurde zunächst nur für die Anlieferung der Baumwolle genützt. Erst später wurden nach und nach Dampfmaschinen als Antriebsreserven aufgestellt, für die Kohle herbeigeführt wurde.

Im Rahmen dieser Besprechung kann nicht auf alle interessanten Themen eingegangen werden, etwa die Nachwirkung der napoleonischen Kontinentalsperre, die Auswirkungen des Beitritts Württembergs zum Deutschen Zollverein, des amerikanischen Sezessionskrieges, der Reichsgründung mit dem Anschluß des elsässischen Textilzentrums Mühlhausen und der deutschen Kolonialpolitik, aber auch des unterschiedlichen Verlaufs der Konjunktur. Die Frage der Arbeitszeit, des Einsatzes von Frauen, Kindern und Jugendlichen erscheint uns heute nicht weniger wichtig als die technische Entwicklung in der Spinnerei und Weberei sowie das sorgfältige Prüfen des Angebots der Neuerungen. Es darf aber gesagt werden, daß die Vielzahl der dargestellten Aspekte auch dem vielseitigen Interesse der Leser entgegenkommt.

Hans Binder

IRENE FERCHL: **Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. «Die zweite Hälfte meiner Heimat ...».** Ein literarischer Reiseführer. Klöpfer & Meyer Verlagsgesellschaft Tübingen 1997. 192 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 34,- ISBN 3-931402-25-8

Der 150. Todestag der «Droste» in diesem Jahr bietet vielfach Gelegenheit, an jene deutsche Dichterin zu erinnern, deren Werk nur noch wenige Liebhaber kennen, obwohl ihr Konterfei seit einiger Zeit den Zwanzig-Mark-Schein in unseren Portemonnaies zielt. Lesungen, Konzerte und Ausstellungen dienen dem Erinnern ebenso wie eine ganze Palette von Publikationen, seien es Biographien, fiktive Lebensbilder, die wiederaufgelegte Gesamtausgabe, ihre Briefe oder aber Reiseführer zu den Stätten ihres Lebens. Unter letzteren verdient der kleine, aber feine literarische Reiseführer aus dem Tübinger Klöpfer & Meyer-Verlag besondere Erwähnung. Auffallend sorgfältig und liebevoll ausgestattet, auch wenn manche der vielen Schwarz-Weiß-Fotos gar zu klein geraten sind – folgt er den Spuren, die die Dichterin aus Westfalen rund um den Bodensee hinterlassen hat.

Anna Elisabeth Freiin von Droste zu Hülshoff (1797–1848) war 1835 auf Einladung ihrer frisch verheirateten Schwester Jenny das erste Mal an den Bodensee gekommen. Damals bewohnte diese zusammen mit ihrem Jahrzehnte älteren Mann Schloß Eppishausen im schweizerischen Thurgau. Freiherr Joseph von Laßberg war wegen seiner Bibliothek, vor allem aber wegen der von ihm gefundenen und herausgegebenen Handschrift C des Nibelungenliedes bekannt geworden. Für die Ansammlung gelehrter Mediävisten, die sich um ihn scharten, hatte die westfälische Schriftstellerin nur beißenden Spott: ... nur Männer von einem Schlage, Alterthümer, (...) sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach – aber langweilig wie der

bittre Tod, – schimmlich, rostig, prosaisch wie eine Pferde-Bürste, – verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur, – mir ist zuweilen als wandle ich zwischen trocknen Bohnen-Hülsen, und höre Nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her. Von dem Eindruck, den dagegen die Alpenlandschaft bei ihren vielen Ausflügen auf sie machte, zeugen zahlreiche während dieses Aufenthalts entstandene Gedichte.

Als sich die Droste sechs Jahre später erneut auf die Reise an den Bodensee machte, ging es nach Meersburg, wo Schwester und Schwager das hoch über dem See gelegene Alte Schloß erworben hatten. Mittlerweile war Annette zu literarischem Ruhm gekommen. Von dem Honorar für ihr zweites Buch konnte sie das Fürstenhäusle, ehemals ein fürstbischöfliches Lustschloß, ersteigern und machte es zu ihrem Refugium. *O, Sie sollen sehn, ich mache ein kleines Paradies aus dem Nestchen!* schrieb sie ihrer Freundin begeistert. Gemeinsam mit dem jungen Levin Schücking, der bei Laßberg als Bibliothekar arbeitete, erkundete sie in vielen Spaziergängen *die himmlische Gegend, die gesunde Luft, das romanhaft alte Schloß, und Musick an allen Ecken*, genoß eine kurze Zeit privaten Glücks. Noch 1835 hatte die «Stockmünsterländerin» *den münsterischen Mond gelber als den schweizer gefunden*, nun beschrieb sie den Bodensee *als die zweite Hälfte meiner Heimat*.

Mehr als viereinhalb Jahre ihres Lebens, ihre literarisch produktivste Zeit verbrachte Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. Sie starb am 24. Mai 1848 in Meersburg und liegt dort auf dem Friedhof begraben.

In acht Kapiteln folgt Irene Ferchl den Stationen dieser Jahre, schildert Ausflüge, Besuche und Begegnungen der Droste, läßt vor allem die Dichterin selbst zu Worte kommen, zitiert neben ihren Gedichten ihre oft mit überraschend spitzer Feder geschriebenen Briefe und fügt historische Erläuterungen zu den literarischen Orten nur dort an, wo sie als Lese- und Sehhilfe dienen, verschwindet als Autorin aber dennoch nicht im scheinbar Neutralen, Unbestimmten, sondern läßt ihre Vorlieben wie ihre Abneigung anklingen, entdeckt die «große deutsche Dichterin» für die Gegenwart neu. So ist der Band ein vorbildlicher literarischer Reiseführer geworden, der gleichermaßen durch die Orte wie durch das Werk der Annette von Droste-Hülshoff führt, Lese-Anstöße gibt und Lese-Erlebnisse ermöglicht.

Benigna Schönhagen

HANNA KEYLER: Eine Schwäbin in Hohenlohe. Verlag Robert Baier Crailsheim 1998. 91 Seiten mit 44 Abbildungen. Kartoniert DM 34,- ISBN 3-929233-10-X

Rasch vollzieht sich die Verstädterung großer Teile Baden-Württembergs. Was man heute als «ländlichen Raum» bezeichnet, ist in Wirklichkeit sehr oft eine Vorstadtlandschaft. Wer noch eine ländlich-bäuerlich bestimmte Gegend kennenlernen will, dem sind nur wenige Gebiete so vorbehaltlos zu empfehlen wie die östliche Hohenloher Ebene.

Dorthin, in den Weiler Emmertsbühl zwischen Blaufelden und Wiesenbach, zog es die Stuttgarterin Hanna Keyler. Hatte sie in der Jugend von einem Dasein als Rittergutsbesitzerin geträumt, so gleicht ihr arbeitsreiches Leben in dem alten Bauernhaus, das sie erworben hat, freilich eher dem einer Magd, wie sie launig schreibt. Aber sie genießt trotzdem das Leben fern der Großstadt, von dem ihre flüssig geschriebene, angenehm zu lesende Schilderung ein farbiges Bild liefert. Hintergrund ist die Hohenloher Landschaft: *Es geht sehr irdisch zu in Emmertsbühl. Aber darüber wölbt sich ein weiter Himmel. Der Blick kann ungehindert umherschweifen und sich an Wolkenspielen und Himmelsbläue erfreuen. Und weil bei uns die Nächte dunkel sind, gibt es immer wieder einen strahlenden Sternenhimmel, der höchstens vom Vollmond und nicht vom Neonlicht überstrahlt wird.* Zum Erlebnis wird der Schwäbin nicht zuletzt der «fremdartige», dort so unverfälscht wie kaum noch anderswo gesprochene hohenlohisch-fränkische Dialekt, von dem Kostproben wiedergegeben werden.

Zu Bauernhöfen gehören Katzen. Ihnen gilt die besondere Liebe der Autorin. Einfühlsam berichtet sie in den Schlußkapiteln über ihre Hausgenossen, deren individuellen Charakter und oft trauriges Schicksal. Ich wünsche dem ansprechend bebilderten, schmucken Büchlein viele Leser und damit dem «Hohenlohischen» neue Freunde.

Hans Mattern

JÜRGEN HAGEL: So soll es seyn. Königliche Randbemerkungen und Befehle zur Stadtgestaltung in Stuttgart und Cannstatt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 70). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1996. 424 Seiten mit 80 Abbildungen. Pappband DM 45,- ISBN 3-608-91830-2

Einen recht ungewöhnlichen Ausgangspunkt nimmt Jürgen Hagel, langjähriger Akademischer Direktor am Geographischen Institut der Universität Stuttgart, bei seiner Untersuchung der Stadtgestaltung und Stadtplanung unter den Königen Friedrich und Wilhelm I.: die königlichen Randbemerkungen auf den Bauanträgen zwischen 1800 und 1845, mit anderen Worten die Willensäußerung der Herrscher zu Fragen der Gestaltung und Planung in Stuttgart.

Es ist höchst überraschend, in welchem Maße sich die beiden Herrscher um das Bauwesen ihrer Residenz kümmerten. Offenbar ließen sie sich beide *alle* Bauanträge in Stuttgart in Form von «Anbringen an den König» vorlegen, jeweils versehen mit einer Einschätzung der zuständigen Behörde(n). Die ohne Bemerkung und Änderung genehmigten Anträge konnten dabei unberücksichtigt werden, doch bei einer großen Zahl von Baugesuchen – nicht nur bei Streitfällen oder Rekursen von Bauwilligen gegen Entscheidungen der Behörden – bildeten sich die Herrscher ein eigenes, nicht selten von der Meinung ihrer Behörden abweichendes Urteil, das oft sachlich begrün-

det als Randbemerkung auf den «Anbringen» erscheint. Die Entscheidung war dann endgültig, der König letzte Instanz; sein persönlicher Wille und Geschmack wurde zur Richtschnur der Planung und Gestaltung.

Obgleich von den in den Akten erscheinenden Gebäuden kaum mehr eine Spur vorhanden ist – bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts fielen nicht wenige Gebäude der Spitzhacke zum Opfer, die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs «bereinigten» zusammen mit den Abrissen in der Zeit des Wirtschaftswunders den Rest –, ist es interessant zu verfolgen, wie das Gesicht auch «unseres», des modernen Stuttgarts direkt auf die Einflußnahme der Herrscher in jenen Jahren zurückgeht. Wenn es sich um Baulinien handelte, um Straßenführungen und Stadterweiterungen – Jürgen Hagel faßt sie unter dem «Prinzip der Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit» zusammen –, wenn es sich um Grundstückseinteilungen, Frontlänge und Höhe von Gebäuden drehte, um Grünflächen und Alleen, um Eisenbahnbau und Bahnhöfe oder ganz einfach um die Breite einer Straße, so scheinen auch im gegenwärtigen, so sehr veränderten Stuttgarter Stadtbild die Entscheidungen der Herrscher noch durch. Selbstverständlich kann es der Autor nicht dabei belassen, die königlichen Randbemerkungen einfach nur zu sammeln und auszuwerten, vielmehr sind diese eingebunden in die Darstellung der geltenden Vorschriften und sozialer und wirtschaftlicher Umstände und Notwendigkeiten, insbesondere aber auch in ein «historisches Rahmenwerk», das die Abfolge der Planungen zu einem Gebäude, einer Straße oder einer Stadterweiterung u.a.m. birgt. Dabei versäumt der Autor nicht, die Objekte zu beschreiben und oft im Plan oder im Bild dem Leser vor Augen zu führen. Den Wandel in der Fassadengestaltung oder in der Baukunst und Bautechnik zu verfolgen, ist hingegen nicht das Ziel der Arbeit, ebensowenig die Erfassung von Details einzelner Bauten.

Jürgen Hagel gliedert seine Darstellung klar, setzt ein mit der Schilderung der gesetzlichen Grundlagen, schildert hernach die «Anfänge der Stadtplanung in Stuttgart um 1800» (Was ist mit den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorstädten, fragt der Rezensent?), widmet sich dann zunächst den neuen großen, stadtbildprägenden, meist öffentlichen und herrschaftlichen Bauten, dem Abriß der so häßlich empfundenen alten Türme und Mauern, gefolgt von der Beschreibung gewisser, sich aus den Randbemerkungen ergebender städtebaulicher Prinzipien. Die Stichworte «Feuerschutz als stadtbildprägender Faktor», «Hinterhäuser», «Wohnhäuser außerhalb der Stadt», «Stadtstruktur im Wandel», «Verkehr und Verkehrssicherheit», «Eisenbahn und Bahnhöfe», «Ver- und Entsorgung», «Bürgerbegehren», «Nachbarbeschwerden» stellen nicht mehr als eine Auswahl der Themen dar.

Das eingehende Studium der Archivalien, das sich in einer detail- und zitierfreudigen Darstellung niederschlägt, bringt es mit sich, daß das auf den ersten Blick trockene wissenschaftliche Unterfangen eine Unzahl höchst interessanter sozial- und alltagsgeschichtlicher Informationen birgt, wenn Jürgen Hagel etwa über Maßnahmen zur «Vermeidung von Umweltbelastungen» – so der Duktus

des späten 20. Jahrhunderts, um 1810/20 hieß es noch blumenreicher «öffentliche Unlust verhüten» – berichtet, etwa des Ausgießens der Kloake auf die Straße oder über den nicht minder stinkenden Nesenbach, über Restriktionen für die Gerber oder den Gestank, der aus den Werkstätten der Lackierer aufstieg. Die Lebens- und Wohnbedingungen der unter unvorstellbaren Bedingungen hausenden Weingärtner finden ebenso Erwähnung wie die Wohn- und Repräsentationsbedürfnisse der oberen Schichten, der reichen Handwerker und Kaufleute, der hohen Beamten und des Adels. Und auch der vor allem an der politischen Stadtgeschichte interessierte Leser kann fündig werden: Etwa wenn Jürgen Hagel – freilich ohne den ideologisch-politischen Kampf zwischen dem liberalen Bürgertum und der Monarchie zu thematisieren – die Maßregelung des Stuttgarter Stadtrats durch den König um 1840 berührt oder schildert, wie in den 1830er und 1840er Jahren den Stadträten Christian Friedrich Murschel und Friedrich Sick gewisse Abweichungen von baulichen Vorschriften eben nicht gestattet werden, obgleich es dafür durchaus Argumente gegeben hätte.

Eine lokalgeschichtliche Schatztruhe also, die es lohnend macht, sie vom ersten bis zum letzten Satz zu lesen. Sollte nach der Lektüre der Leser dann von der Fülle der Informationen überrollt worden sein, so wird er mit Hilfe eines außergewöhnlich detaillierten sowohl Namens- wie Sachregisters (einschließlich einer detaillierten Auflistung der Quellen) jederzeit wieder auf die dargestellten Daten und Fakten erneut Rückgriff haben. Die Arbeit bereichert die Stuttgarter Stadtgeschichte ohne Zweifel; ein Glück, daß trotz aller Mittelkürzungen und stiefmütterlicher Behandlung des Stadtarchivs durch die Stadtverwaltung dessen Publikationsreihe in unvermindertem Umfang erscheinen kann.

Raimund Waibel

GILBERT LÜPPER: **Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart.** (Stuttgarter Studien, Band 10). Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 462 Seiten mit 173 Abbildungen. Kartoniert DM 49,- ISBN 3-87407-249-5

Wer die Bauten des Wiederaufbaus in Stuttgart kennt und vor einem inneren Auge Revue passieren läßt, wird sich zunächst ohne Zweifel fragen, ob der zu Beton und Stein geronnene Zeitgeist des Wiederaufbaus eine so umfangreiche kunst(!)-historische Bearbeitung rechtfertigt, wie sie der in Stuttgart geborene und aufgewachsene Autor als Dissertation vorlegt. Ein erstes rasches Durchblättern scheint vorhandene Vorurteile zu bestätigen: Abgesehen von einzelnen gefälligen Beispielen, wie etwa das bezeichnenderweise auch auf dem Titelblatt erscheinende «LOBA-Haus» Ecke Blumen- und Charlottenstraße, drängt sich der Eindruck auf, daß beim Wiederaufbau in Stuttgart nicht nur das Mittelmaß, sondern schlicht Banales vorherrschte. Prägnante und richtungsweisende Bauten fehlen fast weitgehend, vieles erscheint eher zufällig oder wenigstens ohne höhere Ansprüche entstanden zu sein.

Dies überrascht in einer Stadt, deren Architekten in der Weimarer Republik nicht nur den nationalen, sondern auch den internationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchten. Die Architekturschule an der TH Stuttgart konnte als richtungsweisend in Deutschland gelten. Gilbert Lupfer widmet denn auch dieser «Stuttgarter Schule» besondere Aufmerksamkeit; nicht nur ihrem Wirken vor und nach der «Machtübernahme» durch die Nazis, sondern auch den Resten in den 1950er Jahren und was sich von der Schule noch in Bauwerken des Wiederaufbaus niederschlug – oder besser: eben nicht niederschlug, obgleich der Autor auch einige Beispiele dieser als konservativ bezeichneten – und wie er es formuliert – «Anpassungsarchitektur» ausführlich beschreibt.

Der «Stuttgarter Schule» stellt Lupfer anschließend das seiner Ansicht nach «linkere», modernere «Neue Bauen» um Richard Döcker, Adolf G. Schneck, Rolf Gutbrod und anderen gegenüber, wobei wieder die Entstehung dieser Architektur-«Schule» vor 1933 ebenso Berücksichtigung findet wie deren Nachwirken in den 1950er Jahren. Dem gleichen formalen Aufbau folgen die Darstellungen der *expressiven Tendenzen in der modernen Architektur* und die Untersuchung des sogenannten «Internationalen Stils» der Nachkriegszeit in Stuttgart.

Der zweite Teil der Untersuchung ist anhand der drei wichtigsten Bereiche des Wiederaufbaus gegliedert: Bautätigkeit der öffentlichen Hand, gewerbliche Wirtschaft sowie Wohnungsbau. Gleichsam als Appendix erscheint noch eine Untersuchung des Kirchenbaus. Den weiter am Thema interessierten Leser wird das ausführliche Literaturverzeichnis und der Anmerkungsapparat freuen, den stadtdenkmaltypisch Interessierten wird es jedoch ärgern, daß Gilbert Lupfer in einem recht löchrig ausgefallenen Personenregister (in dem zudem das «Hochbauamt» als Eintrag auftaucht!) nur die im 20. Jahrhundert tätigen Architekten und Städtebauer aufnimmt, außerdem auf ein topographisches Register verzichtet.

Alles in allem gesehen, weist die Untersuchung dieser wichtigen, weil das Stadtbild (leider?) bis heute prägenden Architekturepoche die Licht- und Schattenseiten kunsthistorischer Untersuchungen auf. Als positiv sind zu vermerken die klare Gliederung, die Darstellung im architekturgeschichtlichen Kontext, die Wiedergabe der Planzeichnungen, ja überhaupt die Mühe, sich einem doch eher spröden Thema zu widmen. Für ein breiteres Publikum mögen jedoch die ausführlichen – für eine kunsthistorische Darstellung aber wohl nötigen?– eingehenden Beschreibungen der Objekte sicher ermüdend wirken. Auf der anderen Seite setzt der Autor aber zu viel architekturgeschichtliches Wissen voraus, wenn er annimmt, seine Bemerkungen zu Wesen und Gestalt der einzelnen Architekturrichtungen würden bei der Mehrzahl der Leser für das Verstehen ausreichen. Hier wäre eine Überarbeitung der Dissertation vor der Drucklegung sicher angeraten gewesen.

Gänzlich vermißt man aber vor allem eine übersichtliche, für das Verständnis der Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart unbedingt nötige Darstellung der politischen Diskussion um den Wiederaufbau «zwischen Wald und

Reben», die Rolle der Generalbau- und StadtbauDirektoren etc. Einzelne Bewertungen und Bemerkungen lassen zwar erkennen, daß sich Lupfer mit der Frage der geistigen Auseinandersetzung bei den verantwortlichen Planern einerseits und im Volk andererseits beschäftigt hat; dies schlägt sich aber leider nicht in einer ausführlicheren, auch sozialhistorischen Debatte nieder, ohne die die Kunstgeschichte eine recht einseitige Hilfswissenschaft zu bleiben droht. Die Ansicht Gilbert Lupfers, die fortschrittlichen Architekten hätten in ihrer *Suche nach dem Kompromißlos Neuen, nach dem radikalen Bruch mit der Vergangenheit* für jene gestanden, die eine neue Gesellschaft anstreben, ist sicherlich ergänzungsbedürftig. Genauso gut läßt sich nämlich hinter der radikalen Beseitigung jeder Erinnerung an das Alte der kollektive Verdrängungsprozeß eines schuldig gewordenen Volkes vermuten.

Einer kunsthistorischen Darstellung völlig unangemessen ist das schlicht geschmacksbeleidigende Fotomaterial respektive dessen Reproduktion durch den Verlag: durchweg unscharfe, grau-in-graue, bis zur Unkenntlichkeit «soßige» Bilder, auf denen teilweise das Objekt kaum zu erahnen ist, geschweige denn Details deutlich werden.

Raimund Waibel

JÜRGEN BOHNERT (u. a.): **Die längste Höhle der Schwäbischen Alb. Auf Entdeckungsfahrt in die Wulfbachquellhöhle.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1998. 96 Seiten mit 67 Abbildungen, davon 57 in Farbe, 8 Pläne. Broschiert DM 49,- ISBN 3-87181-391-5

Wer kannte bisher die Wulfbachquellhöhle bei Mühlheim an der Donau, wer hatte auch nur von ihr gehört – mit Ausnahme weniger Höhlenforscher? Nun ist sie seit August 1997 mit einer vermessenen Länge von 6170 Meter die «Nummer eins» unter den Höhlen der Schwäbischen Alb. Sie hat die seit langem allgemein bekannte Falkensteiner Höhle bei Bad Urach (5200 Meter begangen, 3900 Meter vermessen) und das Mordloch bei Eybach (4382 Meter vermessen) auf die Plätze verwiesen.

Das Buch ist ein eindrucksvoller Bericht über die vierzigjährige Geschichte der Erforschung der Wulfbachquellhöhle, vor allem des ungewöhnlich erfolgreichen letzten Jahrfünfts, und der Fortschritte der Befahrungstechnik von Wasserhöhlen. Historische Schwarzweiß- und hervorragende Farbfotos lassen die sachlichen Schilderungen der Befahrungen und Tauchgänge und die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten sowie die beschriebenen Phasen der Höhlenbildung verständlich werden. Das Betrachten der Fotos ist allein schon ein Genuß. Die vielseitigen Informationen werden in ansprechender Form geboten; und Fachausdrücke werden in einem Glossar erläutert, so daß das Buch allen Freunden der Schwäbischen Alb uneingeschränkt empfohlen werden kann. Die Verfasser und Fotografen sowie den Verlag darf man zu dieser Leistung beglückwünschen.

Hans Binder

ANDREAS BRUNOLD (Hrsg.): **Stuttgart. Stadt im Wandel. Vom 19. ins 21. Jahrhundert.** Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 249 Seiten mit 140 Abbildungen. Broschiert DM 39,80 ISBN 3-87407-199-5

Weniger die Kunstgeschichte als vielmehr die historische Betrachtung des Wandels im Stadtbild und insbesondere der Einfluß der Planung auf das Stadtbild stehen im Vordergrund dieses Buches über Stuttgart. Einsetzend mit einer Betrachtung der Entwicklung der spätbarocken und klassizistischen Stadt (Andreas Brunold) und einer Darstellung der gewaltigen Veränderungen, die das 19. Jahrhundert brachte (Paul Sauer), verfolgen die Autoren den städtebaulichen Wandel über die Stuttgarter Schule und das Neue Bauen in den 1920er Jahren (Dieter Worbs), die «Planung und Gestalt des nationalsozialistischen Stuttgart», dem sich Wolfgang Christian Schneider in einem sehr ausführlichen und höchst aufschlußreichen, ja spannenden Aufsatz widmet, und das «neue Gesicht Stuttgarts – Der Wiederaufbau» (Antero Markelin), ein der Brisanz nicht ganz angemessenes, eineinhalb Seiten umfassendes Aufsätzchen, bis zur Nachkriegsarchitektur, die von dem Stuttgarter Denkmalpfleger Wolfgang Mayer unter dem Gesichtspunkt des Denkmalschutzes behandelt wird.

Der Verkehrsplanung widmet sich Gerhard Heimerl (Eisenbahn und öffentlicher Nahverkehr), Helge Majer (Autoverkehr im Ballungsraum), der – noch jungen – Regionalplanung Erich Stoll. Teils launige, teils polemische und provokante Bemerkungen von Klaus Humpert unter dem dehnbaren Titel «Stadtvisionen Stuttgarts» und der Abdruck der Abschlußdiskussion einer Vortragsreihe zur Ausstellung setzen Farbtupfer, was man von den sich anschließenden Dokumenten im Faksimile leider nicht sagen kann. Warum diese überhaupt und dazu noch als Faksimile erscheinen mußten, wird nicht recht deutlich. Dem Buch kommt weniger das Verdienst zu, neue wissenschaftliche Erkenntnisse vorzustellen, denn der Fachwelt Bekanntes in verständlicher Form einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Leider zeugen unbefriedigend reproduzierte aktuelle Fotos – die meisten der historischen Aufnahmen hingegen sind gestochen scharf und kontrastreich! –, viele katastrophale Trennfehler (z. B. «Nor-dausgang», S. 198; «Ma-sse», S. 197; «pun-cto», S. 201) sowie Textverluste (Bildunterschriften S. 120/121) von einer etwas lieblosen Behandlung der Publikation. Wie etwa der Plan des Schloßgartens um 1805/06, im vorliegenden Werk trüb und verschwommen, in einem zweiten Exemplar bei einer anderen Bearbeitung aussehen kann, vergleiche man in dem Werk *So soll es seyn* von Jürgen Hagel (S. 326), erschienen bei Klett-Cotta.

Raimund Waibel

In einem Satz

Reutlinger Geschichtsblätter Jahrgang 1997, Neue Folge Nr. 36. Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein 1997. 383 Seiten mit 149 Abbildungen. Gebunden DM 42,- ISSN 0486-5901

Der Themenschwerpunkt dieses Bandes bildet die Geschichte der Reutlinger Gartenstraße und ihrer Bewohner, doch sind in diesem Jahrgang auch Themen – Hexenprozesse, Judentaufe, Auswanderungen – aufgegriffen, die überregionales Interesse beanspruchen können.

HANS KOEPF: **Baukunst in fünf Jahrtausenden.** 11. Aufl. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 295 Seiten mit 1195 Abbildungen. Pappband DM 58,- ISBN 3-17-014907-5

Die Geschichte der Baukunst wird in diesem Standardwerk – die elfte Auflage seit 1954! – von den Hochkulturen des Alten Orients bis heute verfolgt, aufgezeichnet und erläutert: vor allem durch seine vielen Skizzen, Grund- und Aufrisse, Pläne und Architekturzeichnungen ein übersichtlicher Studienbegleiter nicht nur für Studierende.

JÜRGEN ROTH und RAYK WIELAND (Hrsg.): **Öde Orte. Ausgesuchte Stadtkritiken von Aachen bis Zwickau.** Reclam Verlag Leipzig 1998. 253 Seiten mit 11 Zeichnungen. Broschiert DM 19,- ISBN 3-379-01625-X

Satire ist gut, solange sie gut ist, doch in diesem Buch kriegen einige deutsche Städte nicht nur ihr Fett ab, über manche wird eher Gift und Galle gesprüht: ein Städtebuch, das geistreich gegen den Strich bürsten möchte, manchmal aber eher krampfhaft witzelt – über Stuttgart etwa in einem Gedicht, das so endet: *Stuttgart warum? / Warum, Stuttgart, bist Du / die dümmste Stadt der Welt? / Warum bist Du überhaupt und / Nicht vielmehr lieber nicht? / Wär' doch was, oder?*

GEORG OTTO und HERMANN SCHOCH: **St. Christina Ravensburg.** Ravensburg 1997. 48 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 6,- (zu beziehen beim Kath. Pfarramt St. Christina, 88212 Ravensburg) Diese Broschüre ist mehr als ein Kirchenführer: Sie bietet einen guten Überblick zur Geschichte der 1197 erstmals erwähnten Kirche und ihrem darunterliegenden gleichnamigen Weiler, erzählt die Legende der hl. Christina aus Bolsena, beschreibt die Reliquien, geht auf die Baugeschichte und die Innenausstattung ein – insbesondere die Krippe mit ihren Holzfiguren aus dem 17. Jahrhundert –, würdigt die ehemaligen Pfarrherren und erläutert die mit der Kirche verbundenen Feste und Bräuche; weiterführende Literatur und eine Zeittafel runden das gelungene Heft ab.

HERBERT MAYR: **Zwischen Alb und Bodensee. Radfahren, wandern und entdecken.** Silberburg Verlag Tübingen 1998. 158 Seiten mit 122 Farbfotos und Karten. Kartonierte DM 24,80 ISBN 3-87407-275-4

Dem Autor und dem Verlag gelang ein handlicher, schön illustrierter und praxisorientierter Führer, der zwölf interessante Wanderungen und elf Fahrradtouren informativ, kenntnisreich und unterhaltsam beschreibt.

Die Reichskleinodien. Herrschaftszeichen des Heiligen Römischen Reiches. Herausgegeben von der Gesellschaft für staufische Geschichte Göppingen 1997. 254 Seiten mit 40 Abbildungen, davon 8 in Farbe. Pappband DM 48,- (zu beziehen beim Stadtarchiv, 73011 Göppingen)

In mehreren Beiträgen werden hier die wichtigsten der in der Wiener Hofburg verwahrten Reichsinsignien – Krone, Lanze, Apfel, Kreuz, Kreuzpartikel, Szepter, Zeremonien- und Mauritiussschwert – vorgestellt, deren Symbolik und Bedeutung im Herrschaftsdenken und Herrscherzeremoniell beleuchtet sowie deren Geschichte und wechselhaftes Schicksal aufgezeichnet: ein Buch, das vor allem durch die von Hans Martin Schaller vorgetragene These, daß die Reichskrone in die Zeit Konrads III. zu datieren ist, der wissenschaftlichen Forschung neue Impulse verleihen und die Diskussion um das Alter der Reichskrone wieder entfachen wird.

MARKUS HÖRSCH: **Die evangelische Pfarrkirche St. Geleon und Margaretha in Aichschieß (Gde. Aichwald).** Eine Dorfkirche auf dem Schurwald und ihre mittelalterlichen Wandmalereien. Verlag Manfred Hennecke Remshalden-Buoch 1997. 128 Seiten mit 41 Abbildungen. Broschiert ISBN 3-927981-57-5

Der Autor, Kunsthistoriker in Bamberg, stellt an den Beginn seines Buches eine anschauliche und verständliche Einführung in die Geschichte der Kirche von ihren mittelalterlichen Anfängen bis heute, wobei er auch die Gründungsgeschichte des Dorfes skizziert; im Mittelpunkt steht jedoch die hervorragende Beschreibung der großartigen Wandmalereien, Fresken aus der Zeit um 1300, die er vor allem zum «Sprechen» bringt.

SÖNKE LORENZ (u. a.): **Riederich. Geschichte einer Ermsaltgemeinde.** (Gemeinde im Wandel, Band 5). Geiger Verlag Horb 1997. 236 Seiten mit 193 Abbildungen. Gebunden DM 39,50 ISBN 3-89570-289-7

Aus Anlaß der Ersterwähnung vor 900 Jahren im Codex Hirsauensis entstanden, behandelt diese Jubiläumsschrift die Geschichte Riederichs von den Anfängen, der sogenannten alamannischen Landnahme des 6./7. Jahrhunderts, bis heute: verständlich geschrieben, anschaulich illustriert und wissenschaftlich fundiert, macht sie mit den Grundzügen der örtlichen Geschichte vertraut, skizziert die gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, wobei durch die vielen Fotos auch ein lebendiges Bild der heutigen Gemeinde gezeichnet wird.

MANFRED BOSCH: **Hiergeblieben oder Heimat und andere Einbildungen.** Essays, Porträts, Aufsätze und Reden aus zwanzig Jahren. Edition Klaus Isele Eggingen 1997. 265 Seiten. Gebunden DM 32,- ISBN 2-86142-098-8

Der als freier Schriftsteller und Publizist in Lörrach lebende, 1947 geborene Autor, Mitherausgeber und Redakteur der Zeitschrift *Allmende*, der erst kürzlich durch eine umfassende Darstellung zur Literatur- und Geistesgeschichte *Bohème am Bodensee* auf sich aufmerksam gemacht hat, legt hier nun ein Kompendium von Aufsätzen und Reden vor, das neben pointierten Landschafts-essays Abhandlungen über Regionalismus enthält, vor allem aber sein beeindruckendes Engagement für vergessene, verdrängte und wiederzuentdeckende Autoren verdeutlicht.

DAGMAR KRAUS (Bearb.): **Archiv der Grafen von Neipperg. Urkundenregesten von 1280–1881.** (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Band 23). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 319 Seiten. Pappband DM 47,- ISBN 3-17-015051-0

Dieser Inventarband erschließt, beginnend mit einer im Wirtembergischen Urkundenbuch noch nicht erfaßten Urkunde von 1280, den rund 500 Stücke umfassenden, bedeutenden Urkundenbestand (77 Urkunden aus dem 15., 137 aus dem 16. Jahrhundert) eines der größten Adelsarchive im Kraichgau: eine hervorragende Regestenarbeit, für die landesgeschichtliche Forschung wurde eine weitere Lücke geschlossen.

PETER MICHAEL STRÄSSNER: **Aufhausen – als der Morgen noch Jauchert hieß.** Stadt Heidenheim 1998. 464 Seiten mit 71 Abbildungen und zahlreichen Tabellen, Stammtafeln und Grafiken. Pappband DM 48,- ISSN 1431-7958

Zum 700jährigen Jubiläum des Weilers Aufhausen, der seit 1910 zusammen mit seinem Mutterort Schnaitheim in die Stadt Heidenheim eingemeindet ist, erschienen – Erstnennung 1298 –, fällt dieses Buch (wie auch im Vorwort festgestellt wird) aus dem «üblichen Rahmen» von Ortschroniken: Ergebnisse jahrzehntelanger Forschung werden detailreich, fakten- und datenverliebt im trockenen Stil vergangener Schulbücher aneinandergereiht.

Ausgewählte Urkunden zur Territorialgeschichte der Kurpfalz 1156–1505. Herausgegeben von MEINRAD SCHAAB und bearbeitet von RÜDIGER LENZ. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 41). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1998. XV und 262 Seiten. Pappband DM 58,- ISBN 3-17-013150-8

In dieser 143 Stücke umfassenden Auswahl, die bekannte Texte ebenso wiedergibt wie solche, die bislang lediglich als Regest publiziert worden sind oder in der Literatur Erwähnung gefunden haben, findet man nicht nur Urkunden zur territorialen Entwicklung der Kurpfalz (beginnend mit der ersten Nennung eines «palatinus comes de Rheno» 1156, endend mit dem Schiedsspruch König Maximilians zum bayerischen Erbfolgekrieg 1505), sondern auch interessante Textzeugnisse zur Reichsge-

schichte – etwa die im Jahr 1400 erfolgte Absetzung König Wenzels und die Wahl des Pfalzgrafen Ruprechts III. zum König: Zwar können alle Orte und Personen über die das Werk abschließenden Register identifiziert werden, ein Gesamtverzeichnis der Urkunden oder ein Überblick hätten die Benutzung allerdings erheblich erleichtert.

Weitere Titel

GABRIELE EBNER und WALTER EBNER: Altshausen und die Ballei Elsaß-Burgund – Aquarellierte Zeichnungen von Gustav Bäuerle. Kunstverlag Josef Fink Lindenberg 1998. 48 Seiten mit zahlreichen, farbigen Abbildungen. Broschiert DM 16,- ISBN 3-931820-70-X

HANS PETER MÜLLER: August Oesterlen (1819–1893). Linksliberaler Politiker und Genossenschaftspionier im Königreich Württemberg. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 76). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1998. 134 Seiten mit 20 Abbildungen. Pappband DM 32,- ISBN 3-608-91932-5

GOTTFRIED KIESOW: Romanik in Hessen. 2. Aufl. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1998. 270 Seiten mit 160 Tafeln, davon 23 in Farbe. Gebunden DM 49,80 ISBN 3-8062-1350-X

«Wir hatten immer Hunger». Dokumentation eines Besuchs von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern nach 50 Jahren in Tuttlingen. Bearbeitet von GUNDA WOLL, MARLIESE ALLGAIER-SCHUTZBACH und ARNULF HUEGEL. Stadt Tuttlingen 1998. 128 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. (deutsch, russisch und polnisch). Broschiert ISBN 3-932764-05-06

HEINRICH WAGNER (Wergan): Was spinnen Sie denn da für abscheuliche Fäden?! Stuttgarter Zeit- und Liebesgedichte des 19. Jahrhunderts. Verlag Rolf Kern Tübingen 1998. 128 Seiten mit 183 Abbildungen. Pappband DM 28,-

FRITZ HEIMBERGER: Achthundert Jahre Magstadt. Bearbeitet von Heidrun Hofacker und Fritz Oechslen mit einem Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte von Dorothee Ade-Rademacher. WEGRAhistorik-Verlag Eberhard Hartenstein Stuttgart 1997. 290 Seiten mit etwa 250 teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 50,- ISBN 3-929315-07-6

SIGRID FRÜH: Märchen, Sagen und Schwänke von der Schwäbischen Alb. Verlag Moritz Schauenburg Lahr 1998. 320 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen von Alfred G. Seidel. Gebunden DM 49,80 ISBN 3-7946-0493-8

JULIA GINSBACH und ANDREA LIEBERS: Graf Zeppelin erobert das Luftmeer. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1998. 28 Seiten mit 12 Farbbildern. Gebunden DM 24,80 ISBN 3-87181-405-9

ALBRECHT GÜHRING: «Eine Zierde des schwäbischen Stammes». Der Jurist Karl Georg von Wächter in seiner Geburtsstadt Marbach am Neckar. (Schöndruck 4). Schillerverein Marbach a.N. 1998. 28 Seiten mit zehn Abbildungen. Geheftet DM 7,- ISBN 3-929146-79-7

Musberg gestern und vorgestern. Historische Fotografien. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Leinfelden-Echterdingen, Band 4). Stadt Leinfelden-Echterdingen 1997. 119 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 33,-

ROLAND LANG: Wilhelm Fallers. Ein Leben im Schwarzwald. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1998. 135 Seiten mit 70 Abbildungen. Pappband DM 29,80 ISBN 3-7650-8197-3

ILSE HERMANN-STÄUDLE: Von Roßbolla und Gaslaterna. Heitere Kindheitserinnerungen einer alten Stuttgarterin. Silberburg Verlag Tübingen 1998. 128 Seiten. Gebunden DM 19,80 ISBN 3-87407-272-X

MANFRED EICHHORN: Umsonsd isch dr Dod. Drei schwäbische Einackter. Silberburg Verlag Tübingen 1998. 64 Seiten. Kartoniert DM 19,80 ISBN 3-87407-271-1

Wasser und erleben – 46 Wanderungen im Schwarzwald rund ums Wasser. Herausgegeben vom Schwarzwaldverein. G. Braun Verlag Karlsruhe 1998. 144 Seiten, illustriert mit Karten und Wanderskizzen. Broschiert DM 17,80 ISBN 3-7650-8207-4

Hegau und westlicher Bodensee – 65 Wanderungen und Fahrradtouren in der Landschaft zwischen Donau und Bodensee. Herausgegeben vom Schwarzwaldverein. G. Braun Verlag Karlsruhe 1998. 196 Seiten mit Wegskizzen und Zeichnungen. Broschiert DM 19,60 ISBN 3-7650-8208-2

THOMAS KÄRCHER: Bibliographie zur Revolution von 1848/49 mit besonderer Berücksichtigung Südwestdeutschlands. Haus der Geschichte Baden-Württemberg Stuttgart 1998. 682 Seiten. Leinen DM 55,-

KARIN DE LA ROI-FREY: Umland von A bis Z. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1998. 128 Seiten mit 17 Abbildungen. Pappband DM 19,80 ISBN 3-87181-407-5

Die 70er Jahre. Ein Stuttgarter Jahrzehnt in Bildern. G. Braun Verlag Karlsruhe 1998. 120 Seiten mit 100 Duplex-Abbildungen. Gebunden DM 38,- ISBN 3-7650-8200-7

DOROTHEA KALLENBERG: Aus Haus und Hof der Fallers. Altes Wissen aus dem Schwarzwald für Haushalt, Garten und Natur. G. Braun Verlag Karlsruhe 1998. 96 Seiten mit zahlreichen Farbabbildungen. Pappband DM 29,80 ISBN 3-7650-8206-6

Wolkenbruch für die vielen Helfer kein Hindernis

Balingen-Streichen, Schwarzwälder Bote vom 27. Juli 1998. Jahr für Jahr beteiligt sich eine große Anzahl an Helfern unerschrocken ob der vielen Plackerei an der Aktion Irrenberg. Deshalb ließen sich die knapp 100 Teilnehmer am Samstag von den starken morgendlichen Regenfällen auch kaum mehr als eine Zeitlang von der Arbeit abhalten, um dann um so beherzter Hand anzulegen.

Aktion Irrenberg – das bedeutet, das Mähgut der Hangwiesen zu Füßen des Hundsrückens im Schweiß seines Angesichts zusammenzurechen. Seit nunmehr 26 Jahren. Ein Dreigespann ist von Anfang an mit dabei: Der Streichener Siegfried Hetzel und sein ehemaliger Ortsvorsteher Alwin Luppold sowie Gerd Schach aus Meßstetten.

Hausherr direkt unterhalb des Albraufs ist der Schwäbische Heimatbund, der 20 Hektar seit den 60er Jahren sein Eigen nennen darf. Als die Landwirtschaft sich aus den höher gelegenen Flächen zurückzog, sprangen die Heimatschützer ein. Dieses Jahr in besonders großer Zahl. Allein 60 Heimatbündler hatten sich auf den Weg gemacht.



Gerhard Käser, Martin Blümcke und Wolfgang Kurz (von links) freuen sich über den Riesenzopf, den der Letztgenannte für die Helfer am Irrenberg spendiert hat.

Damit war eine große Kulisse geschaffen worden für die Einweihung der Schautafeln mit umfassenden Informationen über das Naturschutzgebiet an sich und die jährlich vorgenommene Pflegeaktion. Die Infotafeln sind Bestandteil eines landesweiten Programms und von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen umgesetzt worden.

Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, nutzte die wenigen verbliebenen Minuten des Festakts, der eher einer Arbeitspause gleichkam, und tat seine Abneigung gegenüber Windrädern entlang des Albraufs kund. Der Schwäbische Heimatbund hat «starke Bedenken». Seiner Ansicht nach sollten anstelle dieser Apparaturen, die nur Bruchteile der benötigten Energiemengen liefern, mehr Anstrengungen darauf verwandt werden, Energie einzusparen.

Zuversicht in unstetem Leben

KLOSTER KIRCHBERG Sulzer Zeitung vom 6. Oktober 1998. «Wir Menschen reisen / gleich armen Waisen, / die sind mit Sorgen / ungewiß, wo morgen.» Die «Deutschen Sprüche vom Leben und Tod» waren nur ein Programmpunkt beim «Geistlichen Konzert» mit dem Chor des Schwäbischen Heimatbundes auf Kirchberg am Samstag nachmittag. Das bot «Choräle, Motetten, Lieder aus fünf Jahrhunderten».

Aber die Sprüche umschreiben das Lebensgefühl der Menschen am Beginn der Neuzeit. Etwa zehn Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs vertonte Leonhard Lechner sie. Für die Mehrzahl der Menschen, besonders für die unteren Stände und Schichten, dürfte sich gegenüber dem Mittelalter wenig geändert haben.

In den mittelalterlichen «Gesta Romanorum» heißt es: «Mit welchen Gefährten lebt der Mensch? Ich antworte: Mit sieben, die ihn ständig bedrängen. Das sind Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Müdigkeit, Krankheit und Tod.» Da sucht der Mensch nach Hilfe, Rettung und Erlösung – in geistlicher Dichtung und Liedern. Bei Samuel Scheidt heißt es: «... vertrau du deinem Herrn und Gott, er ist mein Vater und mein Gott, der mir beisteh in aller Not.» Und aus der Gewißheit, die der Glauben bietet, erwachsen Dank und Lob. Aus der Vertonung und den Worten des Chorals «Wer nur den lieben Gott läßt walten» strömt reine Zuversicht. Und damit alle an dieser Zuversicht teilhatten, sangen die Zuhörer mit.

Gerne ließen sie sich aber auch nur durch Zuhören in eine Welt des Heils entführen. Der ehemalige Volkshoch-

schulchor fand Anfang 1993 beim Schwäbischen Heimatbund eine neue Heimat und in Albrecht Luy 1996 einen einfühlsamen Dirigenten. An der Orgel unterstützte Heiderose Ammon die Sänger. Die Markgröninger Kantorin zog sich in einem «Sabbatjahr» zum kirchenmusikalischen Dienst auf Kloster Kirchberg zurück. Dabei gestaltete sie auch einige musikalische Veranstaltungen zum Jubiläumsjahr.

Zwischen den Chorgesängen lockerten immer wieder die drei Solisten das Programm auf. Baß Martin Pfeilsticker, der im Sonderchor am Staatstheater Stuttgart singt, gab die von Beethoven vertonten Gellert-Lieder. Angela Straub und Kerstin Tautenhahn erhellten mit ihrem Sopran die Kapelle mit «Nun lob, mein Seel, den Herrn». Bernadette Teufel, Alt und Mezzosopran, konnte wegen Krankheit nicht auftreten. So übernahm einmal Tautenhahn ihren Part. Bei dem Terzett «Hebe deine Augen auf» der Solistinnen sprang kurzfristig Olaf Wolf ein. Als Mann schwingt er sich bis in weibliche Stimmlagen auf. Neben der vorwiegend reformatorisch, evangelisch bestimmten Dichtung und Musik gehörten zum Repertoire der Sänger vom Schwäbischen Heimatbund auch Mariengesänge der vorreformatorischen Zeit und der katholischen Konfession – so in Vertonungen von Jakob Arcadelt (1510–67) und Max Reger (1873–1916). Inhaltlich schließt sich der Kreis mit der Anrufung des Heiligen Geists «Komm Heiliger Geist, Herre Gott» in einer zeitgenössischen Vertonung von Hans Georg Pflüger. Der 1944 geborene Komponist arbeitet mit teilweise ungewöhnlichen Klangverbindungen.

Damit ist auch schon die musikalische Spannweite, die beim Frühbarock beginnt, umschrieben. Polyphone Sätze verbinden sich mit klangvollen Harmonien. Die Motette «Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret» von Joseph Haydn vereint hohe Satzkunst mit demütiger Innigkeit. Mendelssohn vereinigt in seinen Liedern Polyphonie mit romantisch empfundenen Harmonien. Reger vereinfachte für kirchenmusikalische Anlässe gelegentlich seine anspruchsvolle Satzweise. Das Lied «Dein, o Herr, ist die Kraft» schrieb er für die Vereinigte Lutherische Kirche in Nordamerika. Das Marienlied «Schönste Zierde unsrer Erde» vertritt dagegen die angeborene katholische Seite des Komponisten. – So sollen auch Geist, Herz und Seele in Dichtung und Musik aus fünf Jahrhunderten zusammenschwingen.

Stäffelesrutscher mit Hochgeschwindigkeit

Stuttgarter Zeitung vom 19. Oktober 1998. Zum dritten Mal hat der Schwäbische Heimatbund wanderlustige Stuttgarter zum Stäffelesrutscher-Patent geladen. Vom Kleinen Haus führte die aussichtsreiche Strecke bei bestem Wanderwetter nach Hedelfingen.

Rund 150 Wandersleute trafen sich am Samstag im Foyer des Kleinen Hauses im Schloßgarten zur Tour um «Stäffele, Wald und Reben». Falls es regnen sollte, hatte man

vorsichtshalber beim Theater nachgefragt, ob man sich drinnen sammeln dürfe.

«Mit dem Wetter haben sie jedoch Glück gehabt. Im nächsten Jahr werde ich auch mitwandern», sagte Schauspielregisseur Friedel Schirmer, der es sich trotz vorangegangenen Premierenabend nicht nehmen ließ, die Stäffeleswanderer zu begrüßen, die kurz nach zehn Uhr abmarschierten. «Jeder Teilnehmer bekommt einen Routenplan und eine stadtgeschichtliche Beschreibung der Strecke», sagte Gerhard Käser, der die Tour organisiert hatte. Zum Stäffelesrutscher-Patent gehört auch eine Prüfung mit sechs Fragen, deren Antworten auf der Strecke zu finden waren. So sollte man unter anderem den Namen des Blumengeschäftes nennen, das an der Ecke Gerok- und Breitlingstraße steht, wo die Wanderer je einen Strauß gelbe Rüben als Proviant bekamen.

Vom Schloßgarten aus zog die Wandergruppe in flottem Tempo hinaus zum Bubenbad, weiter nach Gablenberg und hinauf auf die Waldebene Ost. Im Neckarblick gab es einen Imbiß, bevor es weiter in Richtung Rohracker ging. Über den «Knausbira-Weg» ging es dann bis nach Hedelfingen, wo in der Gaststätte «Altes Haus» bei Speis und Trank die Wanderung ihr Ende fand. Den Erlös aus der Veranstaltung verwendet die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes zum Erwerb der Hund'schen Teiche im Naturschutz-Zentrum Wilhelmsdorf.

Das ideale (Geschenk-)Buch zu Weihnachten. Von Ulmer.



Eine floristische Weihnachtsgeschichte. Kränze, Steckarbeiten, Tisch- und Wanddekorationen werden in wunderschönen, großformatigen Bildern gezeigt und in einen Zusammenhang mit den weihnachtlichen Symbolen gestellt. – N.S.-v. Boletzky, O. Schroers. **CHRISTMAS FLOWERS. Eine floristische Weihnachtsgeschichte.** 130 S., 66 Farbfol. 22,5 cm x 22,5 cm. Mit Schutzumschlag DM 58,-. ISBN 3-8001-5292-4.

Bei Ihrem Buchhändler
Verlag Eugen Ulmer, Postf. 70 05 61, 70574 Stuttgart
Telefon 0711-45 07121. Fax 0711-45 07214


VERLAG
EUGEN
ULMER



Otto Sälzle (links), Vorsitzender der Stadtgruppe Ulm des Schwäbischen Heimatbundes, und Wilfried Koch, Vorsitzender der Ortsgruppe Ulm/Neu-Ulm des Schwäbischen Albvereins, am Eingang der Geschäftsstelle.

Gemeinsame Geschäftsstelle von Albverein und Heimatbund in Ulm an der Donau

Südwest Presse Ulm vom 3. September 1998. Der Schwäbische Albverein und der Schwäbische Heimatbund wollen verstärkt zusammenarbeiten. Dadurch sollen Kosten eingespart werden.

«Der Albverein wandert mehr, und wir lesen mehr», faßt Martin Blümcke vom Schwäbischen Heimatbund die Unterschiede der beiden Ulmer Ortsgruppen zusammen. Es gebe aber genug Gemeinsamkeiten wie den Umwelt- und Naturschutz, erzählt Blümcke weiter. Aus diesem Grund haben die beiden Vereine eine engere Zusammenarbeit im Ulmer Raum beschlossen. Vor allem Kunst- und Kulturfahrten wollen die zwei Gruppen in Zukunft gemeinsam anbieten. «Bisher waren solche Veranstaltungen aus Kostengründen oft nicht möglich», erklärte Wilfried Koch, Vorsitzender des Schwäbischen Albvereins Ulm/Neu-Ulm.

Durch die Kooperation erhoffen sich die Vorstände der beiden Vereine eine höhere Teilnehmerzahl, so daß Ausflüge zukünftig mit dem Bus stattfinden können. «Dann bleibt das Auto daheim. So tun wir auch gleich etwas für

den Umweltschutz», ergänzt Otto Sälzle vom Heimatbund.

Nach außen hin wird die Zusammenarbeit durch die Nutzung der gemeinsamen Geschäftsstelle in der Neutorstraße deutlich: Dort verteilen die Vereine ihre Prospekte, verkaufen Wanderkarten oder beantworten die Fragen ihrer Mitglieder und solcher, die es vielleicht werden wollen. Auch die Zeitschrift «Schwäbische Heimat», die der Heimatbund viermal im Jahr herausgibt, wird angeboten. Als gemeinsame Aktivitäten der nächsten Zeit sind die Kleindenkmalpflege und das Bewahren des Schwäbischen Dialekts geplant. Die zwei Vereine wollen beispielsweise auf alte Gedenktafeln in der Umgebung aufmerksam machen oder Veranstaltungen mit Mundartdichtern organisieren.

«Wir sehen uns zwar als einen fortschrittlichen Verein, doch im Fortschritt sollte man auch einiges bewahren», sagt Blümcke. Denn der Verlust des Dialekts wird von den zwei Ortsgruppen als ein Verlust der Identität gesehen, dem die Vereine entgegenwirken möchten.

Trotz der engeren Zusammenarbeit werden die Bereiche Mitgliederwesen, Organisation und Finanzen auch zukünftig von den beiden Vereinen getrennt bearbeitet, erklärt Koch.

90jähriges Jubiläum des Schwäbischen Heimatbundes 1999

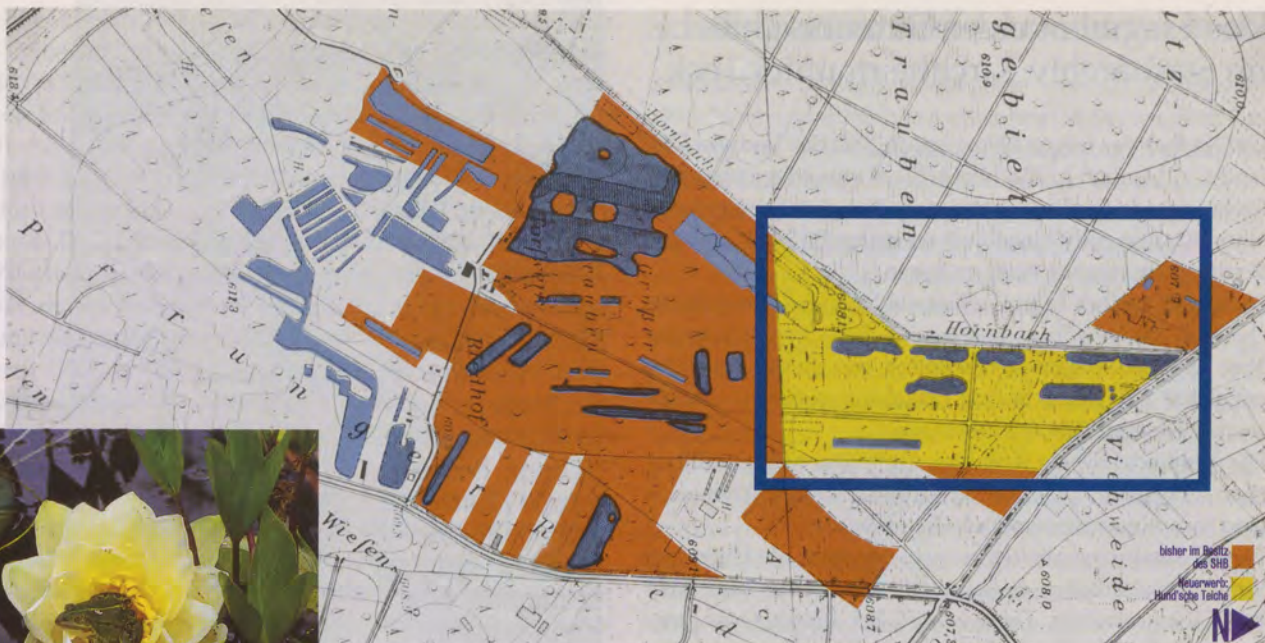
Als Württembergischer Bund für Heimatschutz 1909 gegründet, seit 1910 Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern und nach dem Zweiten Weltkrieg 1949 in Schwäbischer Heimatbund umbenannt, wollen wir das 90jährige Jubiläum unseres Vereins zum Anlaß nehmen, dieses mit einer Festveranstaltung zu begehen.

Diese findet statt am **Dienstag, dem 16. März 1999, um 18 Uhr im Weißen Saal des Neuen Schlosses in Stuttgart.**

Folgendes Programm ist vorgesehen:

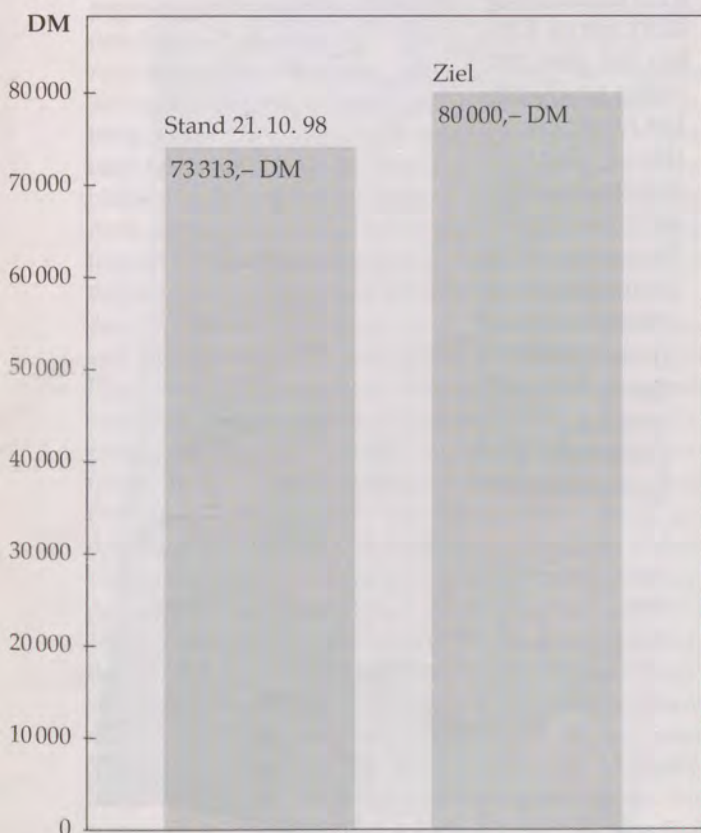
- | | |
|------------------|---|
| 1. Musikstück | |
| 2. Begrüßung | Vorsitzender Martin Blümcke |
| 3. Lied | Chor des Schwäbischen Heimatbundes |
| 4. Grußwort | Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schuster |
| 5. Festansprache | Ministerpräsident Erwin Teufel |
| 6. Musikstück | |
| 7. Das Jubiläum | Stellvertretender Vorsitzender Prof. Dr. Wilfried Setzler |

Der Festveranstaltung schließt sich ein Stehempfang im Neuen Schloß an. Alle Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes sind herzlich eingeladen – wir bitten um schriftliche Anmeldung bei der Geschäftsstelle bis 1. März 1999.



Letzter Aufruf! Spendenaktion für den Naturschutz – Grundstückserwerb der Hund'schen Teiche im Pfrunger-Burgweiler Ried

Spendenbarometer Hund'sche Teiche



Wir haben unser Ziel noch nicht ganz erreicht, stehen aber kurz davor.

Auf 73 313,- DM ist zum 21. Oktober 1998 unser Spendenkonto angewachsen, und wir sind dankbar für die großartige Unterstützung, die 410 Spender für diesen einzigartigen Grunderwerb erbracht haben. Wir hoffen, daß es noch Spender gibt, die vor Weihnachten bei all den Sammel- und Spendenaktionen für die Not in der Welt auch den Heimatbund nicht vergessen und bedenken mögen. Wir wären dafür sehr dankbar.

Zwischenzeitlich war es dem Heimatbund mit Hilfe des Landes Baden-Württemberg möglich, ein noch mitten in den Hund'schen Teichen befindliches Grundstück, eine private Enklave, zu erwerben. Damit ist das Ziel erreicht, alle Voraussetzungen geschaffen zu haben für eine notwendige großflächige Vernässung zum Erhalt des Hochmoores im Pfrunger Ried. Wir können als Verein stolz auf diese besondere Leistung des umfassenden Grunderwerbs sein, für die Naturlandschaft des zweitgrößten Moores in Südwestdeutschland.

Wir bitten deshalb nochmals um Spenden für den Erwerb dieser großen Fläche im Naturschutzgebiet. Spenden Sie an das **Naturschutzzentrum, 88271 Wilhelmsdorf, Konto-Nr. 80 874 555, BLZ 650 501 10, Kreissparkasse Ravensburg**, Verwendungszweck: **Hund'sche Teiche**.

Bitte geben Sie **Ihre Anschrift** deutlich auf dem Überweisungsvordruck an, damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung übersenden können.

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung.

Das Fragment einer Gutenbergbibel im Stadtarchiv Kirchheim unter Teck

Im Oktober des Jahres 1996 veranstaltete das Ludwig-Uhland-Gymnasium in Kirchheim/Teck eine sogenannte Betriebserkundung. Diese hatte zum Ziel, den Schülern der elften Klassen die Gelegenheit zu einem Einblick in einen Berufszweig eigener Wahl zu geben.

Aufgrund meines Interesses sowohl für die mittelalterliche wie auch früh-neuzeitliche Geschichte, besonders aber für handschriftliche Zeugnisse aus diesen Epochen, entschloß ich mich, meine Erkundungszeit im Archiv meiner Heimatstadt zu verbringen.

Die Bestände dieses Archives umfassen neben zahlreichen Urkunden, Lagerbüchern und Gemeindeakten auch eine Sammlung sogenannter «Fragmente».

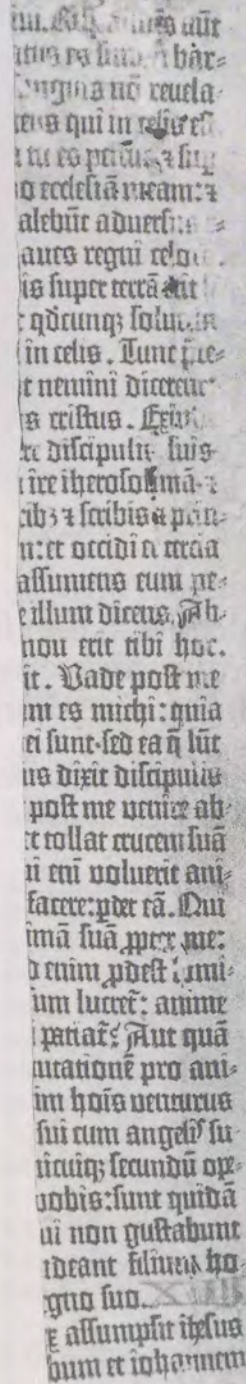
Dieser Fundus beinhaltet in sechs Mappen die Überreste von mittelalterlichen Pergamenthandschriften und Teile von Druckschriften. Diese waren bei Restaurierungsarbeiten an den Bänden des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen sie zur Verstärkung des Einbandes gedient hatten, zum Teil bereits in den 70er Jahren ausgebonden worden. Aufgrund meines großen Interesses für derlei Artefakte vergangener Epochen entschloß ich mich, in das Durcheinander der Einzelstücke eine systematische Ordnung zu bringen, die bei der Katalogisierung und Erschließung des Bestandes von Vorteil sein sollte. Um dieses Unternehmen ins Werk zu setzen, begann ich, die einzelnen Fragmente zuerst einmal in der bestehenden Reihenfolge zu verzeichnen.

Hierbei erhielt jedes Einzelstück und jede Mappe eine Nummer. Darauf folgte eine Einordnung des Fragmentes in eine von acht verschiedenen Kategorien:

1. Antiphonare (liturgische Gesänge)
2. Lektionare (Bibeltexte für die Messe)
3. Missale (Meßtexte)
4. Bibel (in lateinischer und hebräischer Sprache)
5. Kommentare (auch gedruckte)
6. Theologie (verschiedene theologische Texte)
7. Varia (Verschiedenes)

Zusätzlich erhielten die Stücke je nach ihrer Herstellungsart die Silben «mss» für Handschriften und «impr» für Druckerzeugnisse. Ergänzend hierzu wurden von jedem der Fragmente zur eindeutigen Identifikation die Anfangsworte unter der Bezeichnung «Incipit» festgehalten. Durch diese Arbeiten, die etwa eineinhalb Wochen in Anspruch nahmen, wurden die Fragmente in einen Zustand leidlicher Ordnung gebracht.

Während ich also damit befaßt war, Licht und Ordnung in das Gewirr von Pergament, Leder und Papier zu bringen, arbeitete außer mir auch Pfarrer Thilo Dinkel im Archiv. Diesem stellte ich von Zeit zu Zeit Fragen, vor allem dann, wenn mein Fachwissen, das ich mir im Bereich der mittelalterlichen Paläographie und Codicologie angeeignet hatte, für die Klassifizierung eines Druckfragmentes nicht ausreichte. Dabei zeigte ich ihm manches schöne Stück, das ich für besonders bemerkenswert achtete.



Unter diesen befand sich eines Tages ein unscheinbarer Pergamentstreifen. Stark gebräunt war er und mit etwa 40 cm Höhe und 11 cm Breite im Vergleich zu den anderen Fragmenten von fast ungewöhnlichem Format. Der Text ließ sich mit Hilfe einer Konkordanz schnell als Matthäus 16, 16–17, 16 identifizieren. An der Ebenmäßigkeit der Lettern ließ sich schließlich ablesen, daß es sich um einen Druck handelte. Ich ermittelte nun die Anzahl der Zeilen. Es waren genau 42. Hier nun begannen Herr Dinkel und ich hellhörig zu werden: Die alte Gutenberg-Bibel umfaßt nämlich genau 42 Zeilen. Sie wird aus eben diesem Grunde «B 42» genannt. Als ich schließlich Herrn Dinkel meine fast unmöglich klingende Vermutung über die Herkunft des Stücks mitteilte, waren wir beide mit Recht skeptisch.

Über das folgende Wochenende – die Berufserkundung war ursprünglich auf drei Tage angelegt, ich hatte mich jedoch bereits am zweiten Tag dazu entschlossen, sie in die folgenden Herbstferien auszudehnen – verglich ich die Buchstaben des Fragments mittels einer Fotokopie mit den in einer Typensammlung als Typensatz der Gutenbergbibel verzeichneten Schriftlettern. Hierbei mußte ein besonderes Augenmerk auf die verwandten «Abkürzungszeichen» (Abkürzungszeichen) gerichtet werden, da einige von ihnen ausschließlich in Johannes Gutenbergs Werkstatt benutzt wurden. Nachdem sich jedoch einige dieser Zeichen in meinem Fragment finden ließen, stand für mich fest, daß das Fragment aus Gutenbergs Werkstatt stammte. Den folgenden Montagnachmittag verbrachte ich damit, das besagte Fragment noch genauer zu untersuchen, wobei sich herausstellte, daß das Fragment genau die Höhe besaß, die in der Fachliteratur für die Gutenbergbibel angegeben wird. Auch die Höhe der Lettern stimmte mit den Angaben überein.

Am selben Tage fiel mir übrigens noch ein weiterer Schatz auf, der sich als das wohl älteste Stück der Sammlung erwies: Dieses Fragment besteht aus einem Doppelblatt Pergament, das zu knapp zwei Dritteln erhalten geblieben ist. Es enthält Texte aus dem Buch Jeremia und ist nach eigenem Urteil, das später von Prof. Dr. Herrad Spilling in der Württembergischen Landesbibliothek bestätigt wurde, etwa um das Jahr 1000 entstanden!

Am 31. Oktober 1996 legte ich Dr. Manuel Santos-Noya von der Landesbibliothek in Stuttgart eine Kopie des Fragments vor. Santos-Noya kam nach dem Vergleich mit einer Faksimileausgabe der Gutenberg-Bibel zu dem Ergebnis, daß das in Kirchheim unter Teck entdeckte Druckfragment ohne Zweifel einer Gutenberg-Bibel entstammte. Die «B 42» ist das erste mit beweglichen Lettern gedruckte Buch der Welt. Sie wurde von Johannes Gutenberg in den Jahren 1453 bis 1455 in Mainz mit aus Blei gegossenen beweglichen Lettern in einer Auflage von etwa 180 zweibändigen Exemplaren gedruckt. Insgesamt wurden etwa 30 Pergament- und 150 Papierexemplare hergestellt. Von diesen sind heute noch zwölf auf Pergament und 36 auf Papier erhalten geblieben. Es sei an dieser Stelle angemerkt, daß die Württembergische Landesbibliothek über ein zweibändiges Exemplar verfügt, das seinerzeit 4,4 Millionen DM kostete. *Andreas Fink*

Schatz liegt im Schwarzwald versteckt

Baiersbronn, Schwarzwälder Bote vom 21. September 1998. Beim zweiten Nordschwarzwald-Symposium am Samstag im Volksbankstudio in Baiersbronn befanden sich die Teilnehmer auf den Spuren der Vorfahren. Unter dem Thema «Vom Waldgewerbe zur Frühindustrialisierung im Nordschwarzwald» wurde das gesamte Spektrum von der Antike bis zur Gegenwart abgedeckt.

«Im Schwarzwald liegt ein einmaliger kulturhistorischer Schatz verborgen», verkündete schon der Veranstaltungsspekt. Die ausgedehnten Waldgebiete bewahrten viele Spuren landwirtschaftlicher und gewerblicher Nutzung, wie sie anderswo längst nicht mehr zu finden sind. Deshalb befanden sich unter den Wissenschaftlern der Universität Tübingen auch zwei englische Referenten von der Universität Cambridge. In sieben Referaten befaßten sich die fachkundigen Forscher und Forscherinnen mit allem, was zur Entwicklung zum heutigen Nordschwarzwald mit Landwirtschaft, Fremdenverkehr und Industrie beitrug.

Veranstaltet wurde das Symposium vom Schwäbischen Heimatbund, der Universität Tübingen und dem Heimat- und Kulturverein Baiersbronn.

Als Hausherr begrüßte Hans Joachim Volz, Vorstandsmitglied der Volksbank Baiersbronn, die zahlreichen Gäste. Nachdem 1994 schon das erste Nordschwarzwald-Symposium im Volksbankstudio stattgefunden habe, freute er sich, daß man jetzt wieder den gastlichen Ort aufgesucht habe. Für den Heimat- und Kulturverein hieß Wolfgang Held die Gäste willkommen. Er dankte dem Initiator dieser Veranstaltungen, Professor Sönke Lorenz, Leiter des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, daß er auch diesmal wieder zusammen mit dem Schwäbischen Heimatbund wichtige organisatorische Vorarbeit geleistet habe. Dank und Grußworte kamen auch von Dieter Dziellak, Geschäftsführer des Schwäbischen Heimatbundes. Die Vortragsveranstaltung sollte nicht nur ein Forum sein für die Präsentation aktueller Forschungsergebnisse, sondern wendete sich an alle interessierten Bürger und Gäste, die Regionalgeschichte aus erster Hand erfahren und diese im Anschluß an die Vorträge mit den Referenten diskutieren wollten.

So zeigte Professor Hans-Gerd Bachmann die Silbergewinnung von den Anfängen bis zur Renaissancezeit auf, während Dr. Michael Matzke den Tübinger Pfennig bis zum Heller und den Silberbergbau im Nordschwarzwald als archäo-metallurgisches Projekt behandelte. Das Hirsauer Priorat Reichenbach und die wirtschaftlichen Grundlagen eines Klosters im Schwarzwald wurden von Regina Keyler behandelt. Die Harzgewinnung im Nordschwarzwald in der frühen Neuzeit war das Thema von Professor Sönke Lorenz. Die beiden englischen Referenten, Paul Warde und Dr. Sheilagh Ogilvie, behandelten die Themen Holzhandel, Holzkauf und Handwerk und die Entwicklung der Zeugindustrie. Kerstin Laschewski hatte als Schlußreferat das Thema «Tote Steine als sprechende Zeugen». Es waren Gedanken über den Zusammenhang von Industrialisierung und Kultur.

Die schwierigen und komplexen Bereiche wurden mit Lichtbildern und Folien anschaulich gemacht. Bei der Verabschiedung gab Professor Sönke Lorenz bekannt, daß die Forschung weiter geht und das dritte Nordschwarzwald-Symposium bereits vorbereitet werde.



«Christophstaler» aus dem Jahre 1610.

Vom Waldgewerbe zur Frühindustrialisierung im Nordschwarzwald

Am Samstag, den 19. September 1998, fand in Baiersbronn das 2. Nordschwarzwald-Symposium zum Thema «Vom Waldgewerbe zur Frühindustrialisierung im Nordschwarzwald» statt. Mehr als einhundert Interessierte waren der Einladung des Schwäbischen Heimatbunds, des Instituts für Geschichtliche Landeskunde in Tübingen und des Heimat- und Kulturvereins Baiersbronn gefolgt. Sieben Referenten erläuterten vor einem überwiegend nicht wissenschaftlich vorgebildeten Publikum ihre neuesten Forschungsergebnisse.

«Geschichte vor Ort erlebbar machen», so formulierte der Geschäftsführer des Schwäbischen Heimatbundes, Dieter Dziellak, das Ziel dieser Veranstaltungsreihe, mit der das erfolgreich verlaufene Symposium im Jahre 1994, ebenfalls in Baiersbronn, zum Thema «Siedlungsformen und Waldnutzungsgeschichte» fortgesetzt wurde. Das dritte Symposium, so deutete der Direktor des Instituts für Geschichtliche Landeskunde, Prof. Dr. Sönke Lorenz, an, könnte 2001 im neueröffneten Regionalmuseum Nordschwarzwald im Schloß Neuenbürg stattfinden.

Die ersten beiden Referate hatten den mittelalterlichen Silberbergbau zum Thema – in dieser Region eine Forschungslücke, wie Professor Dr. Hans-Gerd Bachmann aus Hanau gleich zu Beginn seiner Ausführungen feststellte. Sein Vortrag konzentrierte sich jedoch auf die Verhüttung von Silbererzen, den Arbeitsprozeß zwischen Bergbau und Münzprägung. Aus seiner langjährigen Tätigkeit bei der Fa. Degussa in Frankfurt/M. konnte der auch als Gutachter für das VW-Projekt «Archäo-Metallurgie» tätige Referent sehr anschaulich die Geschichte der Silbergewinnung darstellen. Das Edelmetall befindet sich in vielen Erzen, weshalb schon in der Antike differenzierte Verfahren zur Herauslösung des Silbers entwickelt wurden. Erstaunlich ist dabei deren technologische Kontinuität: Im Prinzip haben sich die grundlegenden Ar-

beitsschritte des Trennens – morphologisch, physikalisch, chemisch – bis heute kaum verändert, wie Bachmann hervorhob. An Beispielen aus anderen Regionen zeigte der Referent Arbeitstechniken des mittelalterlichen Bergbaus und wies darauf hin, daß auch in dieser Region noch Relikte schlummern, deren Entdeckung weitere Forschungen ermöglicht.

Im Nordschwarzwald wurden u.a. in Neubulach und unterhalb der Ruine Königswart im Murgtal Silbererze bergmännisch abgebaut. Herrschaftliche Münzprägungen wie in Worms, Tübingen und Freiburg prägten das Silber zu Geld und begründeten damit im Hochmittelalter den Reichtum der Herrschaften und die Entstehung von Städten – Freiburg zum Beispiel. Die Überlegung, daß die Zusammensetzung der Münzen Rückschlüsse auf die Grube zulasse, in der das Silber gewonnen wurde, ist der Inhalt eines Projektes an der Universität Tübingen im Rahmen des oben bereits erwähnten archäo-metallurgischen Forschungsschwerpunktes. Das Hauptproblem, so Dr. Michael Matzke von der Universität Tübingen, besteht in dem im Mittelalter üblichen «Recycling» der Münzen. Durch das Wiedereinschmelzen, das sogenannte «Verrufen», verändert sich der Silbergehalt, und eine eindeutige Zuordnung ist kaum noch möglich. Der in dieser Region häufig verwendete Tübinger Pfennig, erwartungsgemäß ein Produkt einer Nordschwarzwälder Silbergrube, stellt die Forscher vor besondere Probleme. Die hiesigen Erze enthalten viel Wismut, der Tübinger Pfennig enthält jedoch nur wenig Wismut: Stammt das Material nicht von hier oder gab es Möglichkeiten, Wismut herauszufiltern, die bislang noch nicht bekannt sind?

Neben dem Bergbau als einer der wichtigsten Waldnutzungsformen und Ansatzpunkte für die Besiedlung des Nordschwarzwalds zeigte Regina Keyler vom Institut für Geschichtliche Landeskunde die wirtschaftlichen Grundlagen des Priorats Reichenbach (geweiht 1082) im Murgtal auf. Sie stellte die Frage, wie die Mönchsgemeinschaft im unwirtlichen Waldgebiet überleben konnte. Als Ergebnis legte sie dar, daß die Kombination von Besitz in den



Tübinger Pfennig.

fruchtbaren Gebieten außerhalb des Schwarzwalds, im Gäuvorland und am mittleren Neckar, mit ihren Wein- und Getreideabgaben sowie die Geld- und Naturalabgaben der zinspflichtigen Untertanen in der unmittelbaren Umgebung der Benediktinergemeinschaft ein passables Auskommen sicherten.

Die weniger privilegierten Bewohner von Baiersbronn lebten vom Harzen, wie der Direktor des Instituts für Geschichtliche Landeskunde, Prof. Dr. Sönke Lorenz, erläuterte. Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges konnten die Baiersbronner Harzer jährlich etwa 4000 Zentner des begehrten gelben Harzes nach Straßburg, Bühl und Kappel verkaufen und damit ein knappes, aber ausreichendes Einkommen erzielen. Die durch das Harzen entstehenden Schäden am Holz waren zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Grund für geradezu zynisch anmutende Restriktionen des württembergischen Herzogs gegenüber seinen Untertanen bei der Waldnutzung. Um das zu dieser Zeit beginnende große Geschäft mit dem Langholz zu fördern, wurde den Baiersbronner Harzern in absolutistischer Manier ihre Tätigkeit in den umliegenden Wäldern untersagt, ohne Rücksicht auf deren Lebensgrundlage. Ein Überleben war nur deshalb möglich, weil sie sich rechtzeitig um Harzrechte in den unzugänglichen und für die Flößerei ungeeigneten Rippoldsauer Wäldern bemüht hatten.

Der Holzbedarf in den ländlichen Gemeinden des 17. Jahrhunderts stand im Zentrum des Vortrages von Paul Warde von der Universität Cambridge. In detaillierten Quellenstudien im Forstamt Leonberg und den angrenzenden Gemeinden ermittelt Warde die Nachfrage und den Verbrauch des wichtigsten Rohstoffes in dieser Zeit. Seine im Gegensatz zur bisherigen Forschung erweiterte Fragestellung legt den Schwerpunkt auf bisher unbeachtete holzverbrauchende Gewerbe wie Küfer, Bäcker, Bader, Ziegler, Seifensieder und andere ländliche Handwerker. Da sie nicht zum holzverarbeitenden Gewerbe im engeren Sinne zählen, wie die Bauhandwerke, ist ihr Bedarf bislang vernachlässigt worden. Wardes Forschungsergebnisse münden letztlich in ein besseres Verständnis der wirtschaftlichen Kreisläufe und damit der Kulturlandschaft einer Region, indem deutlich wird, wie die Gesellschaft der Frühen Neuzeit mit der Ressource Holz umgegangen ist und welche infrastrukturellen Maßnahmen darauf zurückzuführen sind.

Die Ressource Arbeitskraft stand im Zentrum des Vortrages von Dr. Sheilagh Ogilvie. Die Wirtschaftshistorikerin von der Univer-

sität Cambridge hat sich intensiv mit der Calwer Zeughandels-Compagnie beschäftigt und in einer ebenso faszinierenden wie kritischen Studie die monopolistische, auf Ausgrenzung bedachte Politik der Calwer Färber herausgearbeitet. Am Beispiel des Amtes Wildberg kommt sie zu dem Ergebnis, daß das Compagniemonopol zwischen 1650 und 1750 nicht nur auf Kosten der Zeugmacher ging, sondern der Nordschwarzwälder Zeugindustrie insgesamt geschadet hat. Unterdrückung des unternehmerischen Impulses und mangelnde Innovationsbereitschaft waren, so Ogilvie, der Preis für die Ausschaltung der Konkurrenz, die die Calwer Färber mit Hilfe des württembergischen Staates zu ihrem Vorteil durchgesetzt hatten.

Der abschließende Vortrag der Tagung blieb der Historikerin Kerstin Laschewski vom Institut für Geschichtliche Landeskunde vorbehalten. Ausgehend von dem in den Kulturwissenschaften mittlerweile gängigen Kulturbegriff, wonach alle Objektivationen menschlicher Tätigkeit als kulturelle Äußerungen aufzufassen sind, leistete sie mit ihrem Überblick über die reichen Spuren frühindustrieller Tätigkeit im Nordschwarzwald einen Beitrag zur Erforschung der Industriekultur in dieser Region. Ihr Diavortrag führte einmal mehr vor Augen, wie wichtig und dringend Schutzmaßnahmen zum Erhalt der zum Teil schon stark bedrohten Industriedenkmäler geworden sind.

Am Ende der überaus gelungenen Tagung war Dankbarkeit auf beiden Seiten zu spüren. Zu Recht bedankte sich Prof. Dr. Lorenz bei den Zuhörern für ihre Geduld und Aufnahmebereitschaft. Das Publikum seinerseits wußte nicht nur die Qualität der Vorträge und die Bemühung der Referenten um Verständlichkeit zu schätzen, es weiß auch das Besondere dieser Veranstaltungsreihe zu würdigen: Wo sonst verlassen Wissenschaftler die Universität, um ihre Forschungsergebnisse mit örtlichen Geschichtsinteressierten zu diskutieren?

Elke Osterloh



Gebäude der Glashütte in Baiersbronn-Bühlbach, 1998.

Seminar: Betonbauten als Kulturdenkmale

**Die Matthäus-Kirche in Pforzheim-Arlinger
am 30. November 1998 in Pforzheim**

Die Sanierung von Betonbauten ist in vollem Gange. War bis vor kurzem die Betonsanierung noch ein Einzelfall unter den Sanierungsfällen in unseren Städten und Dörfern, so bleibt doch nicht verborgen, daß gerade bei den Nachkriegsbauten die Fragen nach den Möglichkeiten der Sanierung und der Lösung der technischen Schwierigkeiten immer lauter werden. Ein Großteil der Gebäude der 50er bis 70er Jahre des 20. Jahrhunderts ist aus Beton errichtet oder zumindest aus einer Kombination von Ziegelstein, Glas, Metall und Naturstein mit Beton. Für diese Bauwerke entsteht ein zunehmender Sanierungsbedarf. Die Methoden und der Einsatz von Materialien müssen auf diese Gegebenheiten abgestimmt werden. Mehr und mehr müssen bei Gebäuden aus dieser Zeit Entscheidungen gefällt werden, welche Bauten aus denkmalpflegerischen Gründen bewahrt und weitertradiert werden sollen. Diese denkmalpflegerische Zielsetzung hat zur Folge, daß besondere konservierende und restaurierende Methoden zur Betonsanierung entwickelt und angewandt werden müssen.

Die Seminarreihe zum Thema «Kulturdenkmale» richtet sich sowohl an Fachleute aus dem Handwerk und der Industrie als auch an Architekten und Denkmalpfleger. Neben thematischen Kurzvorträgen mit anschließender Diskussion wird als Fallbeispiel die Matthäus-Kirche vorgestellt.

Wir laden Sie sehr herzlich zur Teilnahme, zum Zuhören und Mitdiskutieren ein. Anmeldung ist erforderlich.

Programm **Montag, 30. November 1998 – 13.00 Uhr bis ca. 18.00 Uhr**

Gemeindezentrum der Matthäus-Kirche
Oosstraße 1, 75179 Pforzheim

13.00 Uhr **Besichtigung der Matthäus-Kirche
Führung und Erläuterungen:**

Hans-Georg May
Dipl.-Designer Architektur
Prof. Dipl.-Ing. Helmut Striffler
Architekt, BDA

13.45 Uhr **Begrüßung**
Martin Blümcke
Vorsitzender Schwäbischer Heimatbund

Dipl. Ing. Walter Schuhmacher
Geschäftsführer Südwest Zement GmbH
Leiter der Bauberatung Zement Stuttgart

14.00 Uhr **Fachreferate:
Betonbauten als Kulturdenkmale**
Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Außenstelle Karlsruhe

14.30 Uhr **Korrosionsschäden im Stahlbetonbau
und ihre Instandsetzung**
Prof. Dr.-Ing. habil. Ulf Nürnberger
Forschungs- und Materialprüfungsanstalt
Baden-Württemberg, Stuttgart

15.15 Uhr Kaffee- und Kommunikationspause

15.45 Uhr **Sanierungsarbeiten an der
Matthäus-Kirche – 1974**
Dipl.-Ing. Artur Nuss, Architekt, BDA
ehem. Partner im Büro Kienzler-Wäsche
Freie Architekten, BDA, Pforzheim

16.15 Uhr **Baugeschichte der Matthäus-Kirche
Sanierungsplan des Turmes**
Prof. Dipl.-Ing. Helmut Striffler
Architekt, BDA

anschließend **Diskussion mit den Referenten**

abschließend Imbiss

Die Matthäus-Kirche sowie das Gemeindezentrum befinden sich in der Oosstraße 1, 75179 Pforzheim.

Treffpunkt für die Besichtigung um 13.00 Uhr ist der Vorplatz der Matthäus-Kirche.

Eine Anfahrtsskizze erhalten Sie mit der Teilnahmebestätigung. Parkmöglichkeiten bestehen vor dem Gemeindezentrum sowie in den umliegenden Straßen.

Veranstaltungsort

Gemeindezentrum der Matthäus-Kirche Pforzheim
Oosstraße 1, 75179 Pforzheim

Veranstalter

Schwäbischer Heimatbund e.V., Stuttgart

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Ev. Kirchengemeinde Pforzheim

Architektenkammer Baden-Württemberg,
Kammergruppe Pforzheim/Enzkreis

Südwest Zement GmbH
Bauberatung Zement Stuttgart
Dipl.-Ing. Walter Schuhmacher
Leonberger Straße 45, 71229 Leonberg
Telefon (071 52) 979 29-0, Telefax (071 52) 979 29-60

Die Teilnahme an der Veranstaltung ist kostenfrei.

Gruppenfoto der Preisträger 1998. Ganz rechts der Vorsitzende der Jury Reinhard Wolf. Den Riesenscheck hält Heinrich Haasis, Präsident des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes. Rechts im Hintergrund Hubert Wicker, Tübinger Regierungspräsident, und Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes.



Wenn alle mitarbeiten, gibt's weniger Streit ums Geld

HÜTTEN. Schwäbische Zeitung Ehingen vom 5. 10. 1998. Ehrenamtliches Engagement für den Naturschutz wird im Ländle großgeschrieben. Am Freitag nahmen die sieben gleichberechtigten Preisträger des Kulturlandschaftspreises 1998 – darunter auch der Ort Hütten – in der Schmiechtalhalle Preise in Empfang.

Der Schwäbische Heimatbund und die Sparkassen-Finanzgruppe hatten diese Anerkennung jetzt zum vierten Mal ausgeschrieben und mit einem Preisgeld von 21 000 DM dotiert. Regierungspräsident Hubert Wicker war beim Festakt in Hütten dabei.

Eine Besichtigung der in Hütten geleisteten Landschafts-schutz-Arbeit ging dem Festakt voraus. Dabei durfte sich die Prominenz auch im Sichelschwingen am Hohen Fels versuchen.

In der Halle standen Schäfchen und Sonnenblumen auf der Bühne, Sparkassen- und Heimatbund-Werbung war auf den Tischen und an der Wand sichtbar.

Unter der Leitung von Gabi Simmendinger eröffnete der Hüttener Gesangverein mit Variationen des Schubert-schen Liedes von der Forelle den Festakt. Am Klavier begleitete Hermann Daigler.

Im Namen der 6000 Mitglieder begrüßte Martin Blümcke, Vorsitzender des Heimatbundes, die Preisträger und die Gäste. MdL Heinrich Haasis, Präsident des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes, sah in den Initiativen der Preisträger praktizierten Umweltschutz. Unter 60 Bewerbungen waren sie ausgewählt worden; seit 1991 werden solche Bemühungen gefördert, seit 1995 in der heutigen Form.

Für die Stadt Schelklingen sprach BM-Stellvertreter Erich Karl und zeigte sich stolz, daß ein Schelklinger Teilort dank der Initiative von Ortsvorsteher Maximilian Raiber unter den Preisträgern ist.

In seiner Festrede betonte Regierungspräsident Hubert Wicker die Bedeutung der Pflegemaßnahmen für die

nachkommende Generation: «Es ist wichtig, daß wir unseren Kindern noch die eindrucksvollen Wacholderheiden zeigen können». Der Erhalt der Natur müsse geplant werden und erfordere Mühe. Die Preisverleihung solle Ansporn für weitere Eigeninitiativen sein.

Reinhard Wolf, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart, stellte die sieben Preisträger vor: die Aktionsgemeinschaft Steinheim/Murr, den Naturschutzbund Aalen, die Schäferfamilie Kleinbeck aus Gültlingen, die Ortsgemeinschaft Oberschwandorf, die Schwarzwälder Weideland-Gesellschaft, die Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins Epfendorf und die Ortschaft Schelklingen-Hütten. Sie alle haben in ihrem Umfeld Aktionen zum Erhalt der Natur in Angriff genommen.

Daß Hütten unter den Preisträgern ist, ist zunächst Max Raiber zu verdanken, der das Licht der Ortsvereine nicht unter den Scheffel gestellt hat, sondern in Wort und Bild ihre Arbeit der Jury darstellte. Besonders beeindruckt hat die Preisverteiler, daß in Hütten alle vier Vereine (SSV, Gesangverein, Albverein und Feuerwehr) zusammenarbeiten, wenn es um den Erhalt des Schmiechtals geht. Wolf: «Keiner sagt da: «Man sollte mal». Alle packen mit an, sogar der Ortschaftsrat.»

Helmut Krumscheid, Vorsitzender der Sparkasse Ulm, dankte für die Bewirtung und die Umrahmung der Feier. Mit ihrer «Schnitzfolge von der Alb» hatten die Hüttener Sängerinnen und Sänger dann das letzte Wort.

Für den Alb-Donau-Landrat war sein Stellvertreter, Hartmut Melzer, gekommen. Frei vom Wahldruck hatte sich auch MdL Karl Traub eingefunden. Die Halle war voll mit Ortschaftsräten und Ortsvorstehern der Schelklinger Teilorte, die sich neidlos am Erfolg der Hüttener freuten. Die 3000 DM Preisgeld sind, so Albvereinsobmann Hansjörg Maier, noch nicht verplant. «Do soll sich dr Milan (Ortsvorsteher Raiber) abbes überlega», meinte er. Im übrigen fand er es gut, daß von seiten der Ortsverwaltung der Wettbewerb angegangen wurde; so «gibts ondr ons koine Hendl».

Denkmalschutzpreis 1998 Fotoausstellung in Stuttgart

In einem würdigen Festakt wurden die fünf Preisträger des diesjährigen Denkmalschutzpreises am 28. Oktober 1998 im Freudenstädter Kurhaus geehrt.

Die Preisträger sind:

Freiherr Sigurd v. Ow-Wachendorf,
Friedhofskapelle
in Starzach-Wachendorf, Kreis Tübingen

Katja und Horst Schönenberger,
ehemaliges Mesnerhaus
in Überlingen-Goldbach, Goldbach 35

Irmgard Hänsler-Schmid und Otmar Schmid,
Hofanlage Ringstraße 10
in Heiningen, Kreis Göppingen

Familie Kappler,
Altes Rathaus
in Freudenstadt-Obermusbach, Mühlhaldenstraße 3

Eva und Friedbert Heck,
Villa Heck
in Pforzheim, Bichlerstraße 12

Bei dieser Veranstaltung wurden die Objekte auch in einer Foto-Ausstellung gewürdigt. Diese Fotoausstellung ist auch in Stuttgart zu sehen, und zwar **im Bankgebäude** unseres Partners, **der Württemberger Hypo**, Büchsenstraße 26, in der Zeit von Montag, dem 30. November 1998, bis Freitag, dem 29. Januar 1999, jeweils zu den üblichen Geschäftszeiten.

Der Schwäbische Heimatbund lädt zusammen mit der Württemberger Hypo zum Besuch dieser Ausstellung ein.

Jahresbeitrag und Jahresspende 1999 Mitgliedsausweis 1999

Der Jahresbeitrag wird entsprechend unserer Satzung zum 1. Januar 1999 fällig, die Beitragsrechnung liegt diesem Heft bei. Wir bitten um Verwendung der vorgedruckten Überweisungsträger. Sie erleichtern unsere Arbeit dadurch sehr. Bitte bezahlen Sie fristgerecht.

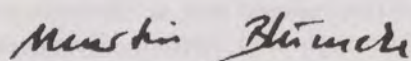
Wir haben, im Vergleich zu anderen Vereinen, einen sehr geringen Beitrag, der die kostenlose Lieferung der Zeitschrift Schwäbische Heimat mit einschließt. Auf zusätzliche Spenden, die über den Jahresbeitrag hinausgehen, sind wir dringend angewiesen. Wir bitten jedes Mitglied, uns nach seinen Kräften zu unterstützen. Jede noch so kleine Spende ermöglicht erst unsere Arbeit für die Mitglieder. Wir danken den Spendern schon jetzt für die Unterstützung. Mit der Jahresrechnung 1999 wird auch der Mitgliedsausweis versandt. Auf der Rückseite des Mitgliedsausweises erhalten Sie weitere Informationen, z. B. über Vergünstigungen für den Inhaber, wobei nicht generell bei den Veranstaltungen der Ortsgruppen Nachlässe gewährt werden können.

Geschäftsstelle zur Jahreswende geschlossen!

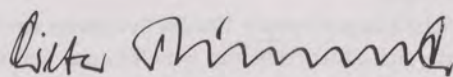
Von Mittwoch, 23. Dezember 1998, bis Mittwoch, 6. Januar 1999 (je einschließlich), bleibt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes geschlossen.

Erster Arbeitstag im neuen Jahr:
Donnerstag, 7. Januar 1999.

Ein frohes Weihnachtsfest und für das neue Jahr alles Gute wünschen Ihnen die Mitglieder des Vorstandes, die Vorsitzenden der Orts-, Stadt- und Regionalgruppen, die Vorsitzende des Chores und die Mitarbeiter der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes.



Martin Blümcke
Vorsitzender



Dieter Dziellak
Geschäftsführer

FLÜGE NACH SÜDAMERIKA:

INFO-TEL. 0711 / 23729-22

FRAU BUCI BERÄT SIE GERNE!



SHB-REISE-SPEZIAL

Flüge weltweit

INFO: 0711-23729-24

LUFTHANSA

EUROPA, USA / KANADA, AFRIKA, ASIEN, AUSTRALIEN, CHINA, SÜDAMERIKA **AUF ANFRAGE**

USA / Kanada

INFO: 0711-23729-24

SWISSAIR

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE 98: A ► 01.11.-12.12.98 / 27.12.98-19.03.99 / 12.04.-30.04.99
B ► 13.12.-26.12.98 / 20.03.-11.04.99

PREISE AB:

ATLANTA	A ► DM 850.-	B ► DM 950.-
NEW YORK	A ► DM 750.-	B ► DM 850.-
CHICAGO	A ► DM 830.-	B ► DM 930.-
CINCINNATI	A ► DM 810.-	B ► DM 990.-
PHILADELPHIA	A ► DM 730.-	B ► DM 880.-
WASHINGTON DC.	A ► DM 780.-	B ► DM 880.-
LOS ANGELES, SAN FRANCISCO	A ► DM 970.-	B ► DM 1.080.-
MONTREAL	A ► DM 830.-	B ► DM 1.020.-
BOSTON	A ► DM 730.-	B ► DM 830.-

DELTA AIRLINES

ab Frankf., Berlin, Hambg., München, Stuttgart.

TERMINE 98: A ► 01.11.-12.12.98 / 27.12.98-19.03.99 / 12.04.-30.04.99
B ► 13.12.-26.12.98 / 20.03.-11.04.99

PREISE AB:

NEW YORK - NONSTOP, WASHINGTON DC., BALTIMORE	A ► DM 750.-	B ► DM 850.-
	A ► DM 780.-	B ► DM 880.-
CHICAGO DETROIT	A ► DM 830.-	B ► DM 930.-
	A ► DM 840.-	B ► DM 970.-
PHÖNIX	A ► DM 920.-	B ► DM 1.020.-
PHILADELPHIA PITTSBURGH	A ► DM 730.-	B ► DM 880.-
	A ► DM 790.-	B ► DM 940.-
ATLANTA - NONSTOP CINCINNATI - NONSTOP	A ► DM 850.-	B ► DM 950.-
	A ► DM 810.-	B ► DM 990.-
MIAMI	A ► DM 900.-	B ► DM 1.020.-
HOUSTON, DALLAS ST. LOUIS	A ► DM 880.-	B ► DM 980.-
	A ► DM 860.-	B ► DM 930.-
DENVER, SALT LAKE CITY	A ► DM 1.010.-	B ► DM 1.170.-
LOS ANGELES, SAN FRANCISCO	A ► DM 970.-	B ► DM 1.080.-
MEXICO CITY SEATTLE	A ► DM 1.030.-	B ► DM 1.230.-
	A ► DM 930.-	B ► DM 1.080.-
HONOLULU	A ► DM 1.510.-	B ► DM 1.680.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

● Preise zuzüglich ca. DM 100.- Steuern/Geb. ● Mindestaufenth. 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäß. bis 2 J. 90%, 2-11 J. 50% ● Umbuch.-u. Stornogeb. DM 250.- p. P. ● Preisänd. vorbeh.

SINGAPORE AIRLINES

ab Frankfurt

TERMINE: A ► 01.11.-10.12.98 / 27.12.98-13.03.99 B ► 11.12.-26.12.98

NEW YORK A ► DM 703.- B ► DM 978.-

● Preise zuzüglich ca. DM 70.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßig. auf Anfrage ● Umbuchungs- u. Stornogebühr DM 150.- p. P. ● Preisänderungen vorbehalten

Afrika

INFO: 0711-23729-24

SWISSAIR

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.11.-11.12.98 / 04.01.-25.03.99 B ► 12.12.98-03.01.99

PREISE AB:

JOHANNESBURG, KAPSTADT A ► DM 1.287.- B ► DM 1.516.-
A ► DM 1.352.- B ► DM 1.615.-

Preisänd. vorbeh.

SOUTH AFRICAN AIRWAYS

ab Frankfurt, Düsseldorf, München

TERMINE: A ► 22.11.-10.12.98 / 01.01.-18.03.99 B ► 03.04.-24.06.99
C ► 11.12.-31.12.98 / 19.03.-02.04.99

JOHANNESBURG, HARARE, KAPSTADT, WINDHOEK A ► ab DM 1.616.- B ► ab DM 1.316.- C ► ab DM 1.816.-
(Preis für Direktflug)

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

● Preise zuzüglich ca. DM 55.- Steuern ● Mindestaufenthalt 7 Tage / max. 3 Monate ● Kinderermäßigung: unter 2 Jahre 90%, Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogebühr SA DM 150.-, SR 250.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

Asien / Australien / Neuseeland

INFO: 0711-23729-24

SINGAPORE AIRLINES

ab Frankfurt

ASIEN: A ► 01.11.-10.12.98 / 27.12.98-04.04.99 B ► 11.12.-26.12.98

BANGKOK A ► DM 1.484.- B ► DM 1.923.-

KUALA LUMPUR A ► DM 1.429.- B ► DM 1.813.-

MANILA A ► DM 1.484.- B ► DM 1.813.-

HONGKONG A ► DM 1.538.- B ► DM 1.813.-

SINGAPUR A ► DM 1.374.- B ► DM 1.758.-

AUSTRALIEN: A ► 01.11.-14.12.98 / 27.12.98-04.04.99 B ► 15.12.-26.12.98

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ► DM 2.143.- B ► DM 2.637.-

NEUSEELAND: ► TERMINE WIE AUSTRALIEN

AUCKLAND, CHRISTCHURCH A ► DM 2.582.- B ► DM 3.077.-

● Kinderermäßigung a. Anfr. ● Kostenl. Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug
● Preiszuschl. für Business-Kl. a. Anfr. ● Umbuchungs- und Stornogeb. DM 150.- p. P. ● Preisänd. vorb.

SWISSAIR

ab den meisten deutschen Flughäfen

ASIEN: A ► 01.11.-10.12.98 / 27.12.98-25.03.99 B ► 11.12.-26.12.98

PREISE AB:

BANGKOK A ► DM 1.418.- B ► DM 2.088.-

SINGAPORE A ► DM 1.451.- B ► DM 1.626.-

Preisänd. vorbeh.

Rundreise-Tickets USA

TERMINE U. PREISE auf Anfrage

Flüge weltweit: KURZFRISTIGE SONDERANGEBOTE auf Anfrage

Das Reiseprogramm 1999 ist erschienen!

Mit dieser Ausgabe der «Schwäbischen Heimat» erhalten alle Mitglieder und Abonnenten das Veranstaltungsprogramm 1999 des Schwäbischen Heimatbundes.

Wir meinen, daß dieses Programm, wie in den Vorjahren, bunt, vielseitig, aktuell und interessant ist, und wir würden uns freuen, wenn Sie diese Meinung teilen. Für 1999 haben wir wieder eine breite Palette von Veranstaltungen für Sie zusammengestellt: Geschichtliche, kunstgeschichtliche und naturkundliche Halbtages- und Tagesexkursionen, (Wander)-Studienreisen im In- und Ausland, Städtereisen, Studientagungen, eine Radtour und viele andere Angebote warten auf Sie.

Besonders möchten wir Sie auf die Themenschwerpunkte 1999 hinweisen: Die Landesausstellung «Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?» in Rottenburg veranlaßt uns, die Geschichte des ehemaligen «Schwäbisch-Österreichs», also der Landesteile, die ehemals unter habsburgischer Herrschaft standen, näher zu beleuchten. In Zusammenarbeit mit der Landeskreditbank Baden-Württemberg (L-Bank) organisiert daher der Schwäbische Heimatbund wieder eine interessante Vortragsreihe, die auf Seite 2 in diesem Heft veröffentlicht wird und deren Themen auf verschiedenen Exkursionen im In- und Ausland vertieft werden sollen. Einen weiteren Schwerpunkt bildet das 300jährige Jubiläum der Aufnahme der Waldenser, protestantische Glaubensflüchtlinge aus den Cottischen Alpen, in Württemberg. Aber auch der 500. Geburtstag des württembergischen Reformators Johannes Brenz und das 400. Jubiläum der Gründung Freudenstadts, das Anlaß gibt, sich mit Leben und Werk des Stadtplaners, Ingenieurs und Künstlers Heinrich Schickhard auseinanderzusetzen, bleiben nicht unbeachtet.

Wir laden Sie ein zum Mitmachen und Mitfahren und wünschen Ihnen viel Spaß beim Durchblättern des Programms und bei der Planung Ihrer Reisen und Exkursionen 1999.

Gerne schicken wir auch Ihren Freunden und Bekannten ein Exemplar der Veranstaltungsbroschüre 1999 zu – kostenlos und unverbindlich, versteht sich. Ein Anruf in der Geschäftsstelle genügt.

Adventsreise 1998:

Salzburg im Advent

Freitag, 4. Dezember, bis Sonntag, 6. Dezember 1998

Führung: Dr. Helga Merkel

Salzburg, zu jeder Jahreszeit ein interessantes Reiseziel, zeigt sich im Advent von einer besonders schönen Seite: Ihre Musiktradition, besonders geprägt natürlich von

Mozart, wird in dieser Zeit besonders gepflegt. Aber auch die stimmungsvolle Stadt selbst mit ihrer hochbarocken Altstadt, der Residenz, dem Dom mit seinen Kuppeldächern, zahlreichen Kirchenbauten und weiteren herausragenden Sehenswürdigkeiten versteht es, den Besucher zu faszinieren.

Ausstellungsfahrten

Die Pracht der Medici

Ausstellungsfahrt in die Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung München

Samstag, 6. Februar 1999

Führung: Sibylle Setzler M. A.

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Der Blaue Reiter und seine Künstler

Ausstellungsfahrt zur Kunsthalle Tübingen

Freitag, 26. Februar 1999

Führung: Sibylle Setzler M. A.

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Reisen und Exkursionen Januar bis März 1999

Weil der Stadt –

Reichsstädtisches Kleinod vor den Toren Stuttgarts

Mittwoch, 17. Februar 1999

Führung: Dr. Raimund Waibel

Alte Reichsstadt Schwäbisch Gmünd

Samstag, 27. Februar 1999

Führung: Dr. Ulrich Müller

Sitten (Sion) – die historische Perle an der Rhône

Donnerstag, 4. März, bis Sonntag, 7. März 1999

Führung: Dr. Raimund Waibel

Studientagung «Vorderösterreich – Wendepunkt seiner Geschichte»

Freitag, 12. März, bis Sonntag, 14. März 1999

Stadtgeschichte als Spurensuche: Florenz

Dienstag, 16. März bis Sonntag, 21. März 1999

Führung: Sven Gormsen

Kultur und Geschichte der Juden in Schwaben

Sonntag, 21. März 1999

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Götter, Kultstätten, Höhensiedlungen

aus der Römerzeit in den Nordvogesen.

Eine Studienreise mit kleinen Wanderungen

Samstag, 27. März, bis Sonntag, 28. März 1999

Führung: Dr. François Pétry

Musikalische Burgfeste auf dem Hohentwiel

(STZ) Jedes Jahr steigen an die 20 000 Leute schwitzend auf den Hohentwiel, wenn dort Theater, Jazz, Pop und Klassik geboten werden. Heuer fand das Fest zum 30. Mal statt. Es entstand 1969, als die Festung der Württemberger der Markung Singen einverleibt wurde. Ihr Hausberg war endlich badisch geworden, so empfanden das damals die Städter unterm Hohentwiel, obwohl doch die Südwestländer politisch eigentlich verschmolzen waren. Nach und nach ist dann aus der fröhlichen Feier eine anspruchsvolle Veranstaltungsreihe für Jazz, Rock und Pop geworden.

Doch im Mittelpunkt steht das Burgfest. Die Burgruine mit 9,6 Hektar ummauertem Raum bietet viele Möglichkeiten für Aufführungen aller Art. Dort oben gibt es weite grüne Plätze, kleine Terrassen, tiefe Gewölbekeller.

Das Hohentwiefelfest ist bei aller Beliebtheit dennoch nicht unumstritten, denn die Besuchermassen bewegen sich im Naturschutzgebiet und stören zweifellos die Nachtruhe. Scheinwerfer wirken für Insekten als tödliche Fallen. Kulturamtsleiter Walter Möll, der Organisator des Fests, glaubt allerdings, daß nun ein erträglicher Kompromiß gefunden worden sei. Die Besucherführung sei verbessert worden. Auf dem Berg würden ausschließlich Natriumdampflampen installiert. Sie sollen die Insekten weit weniger anziehen. Die Verstärkeranlagen würden auf die Hälfte der früheren Phonzahl zurückgedreht. Die Stadt finanziert überdies eine vierjährige Untersuchung, bei der Naturschützer herausfinden sollen, welche Schäden durch das Fest wirklich entstehen.

«Maßvollere Ausweisungen» von Naturschutzgebieten

(STZ) Erwin Teufel und Naturschützer waren sich noch nie grün: Daß der Regierungschef zum Beispiel einen Nationalpark im Schwarzwald verhindert hat, nehmen ihm Verbände wie der «Bund» noch heute übel. Jetzt sind sie vollends aufgebracht, weil Teufel intern Anweisung gab, künftig weniger Naturschutzgebiete auszuweisen.

Die Zahl liest sich beeindruckend: Mehr als 71 000 Hektar stehen in Baden-Württemberg unter strengem Schutz. Zusammengerechnet machen die rund 900 Naturschutzgebiete aber gerade mal zwei Prozent der Landesfläche aus – die meisten von ihnen sind kleiner als 50 Hektar. Um diesen Flickenteppich ein Stück weit zu verknüpfen, hatte die Landesregierung vor einigen Jahren die Zielmarke drei Prozent vorgegeben. Doch jetzt gibt es eine Kehrtwende.

«Der Herr Ministerpräsident», so ließ das Staatsministerium jüngst die vier Regierungspräsidenten im Land wissen, wolle mit ihnen über eine «maßvollere Ausweisung von Schutzgebieten sprechen». Als Grund werden unter anderem die «Widerstände gegen die Unterschutzstellung von landwirtschaftlichen Flächen» genannt, aber auch finanzielle Argumente: Die Regierungspräsidien müssen Personal abbauen, für entsprechende Stellen ist kein Geld mehr da. Und noch eins: Im Konsens können Naturschutzgebiete, die Nutzungsbeschränkungen für Kommunen, Bauern und Wirtschaft mit sich bringen, immer seltener ausgewiesen werden. Die «einfacheren» Verfahren seien abgeschlossen, so die Regierungszentrale, «dringender Handlungsbedarf besteht demnach nicht mehr».

Auch das Landwirtschaftsministerium nimmt sich angesichts der Konflikte – zuletzt etwa um die Nutzung des ehemaligen Karlsruher Flugplatzes – beim staatlich verordneten Naturschutz zurück. Projekte wie das oberschwäbische Modell «Plenum», wo Verbote durch freiwillige Einbindung von Kommunen und Landwirte ersetzt wurden, sind eher nach dem Geschmack von Ministerin Gerdi Staiblin. Doch der Ministerpräsident tritt noch stärker auf die Bremse. Seit der Naturschutz im Agrarministerium ressortierte, so heißt es in einem internen Vermerk, sei zwar mehr «Zurückhaltung» zu spüren, diese «neue Naturschutzpolitik» habe aber «wohl noch nicht alle Teile der Naturschutzverwaltung erreicht». Fazit: Das Ministerium müsse «noch deutlicher Position beziehen», die größere Zurückhaltung müßte sich «in Zahlen niederschlagen».

Der «Bund»-Naturschutzbeauftragte Gerhard Thielcke nennt diese Vorstellung «verquer». In einem Brief an Teufel verweist er auf die EU-Vorgaben zum Schutz von Flora und Fauna, die seiner Ansicht nach nur mit zusätzlichen Naturschutzgebieten erfüllt werden können. Wie sich Umweltziele gut mit wirtschaftlichen Interessen verbinden lassen, hat seiner Meinung nach Bayerns Regierungschef Edmund Stoiber vorgebracht: mit der jüngsten Vergrößerung des Nationalparks Bayerischer Wald. Thielcke: «Bedauerlicherweise ist Baden-Württemberg auf dem besten Weg, diese Entwicklung zu verschlafen.» Im Stuttgarter Kabinett stand das Thema Nationalpark zuletzt 1992 auf der Tagesordnung – damals schob Teufel schon dem Bestreben, ein Gutachten anzufordern, einen Riegel vor.

Elsässisch bald eine ausgestorbene Sprache?

(STZ) Eine repräsentative Umfrage, von der Tageszeitung «Dernieres Nouvelles d'Alsace» (DNA) in Auftrag gegeben, gelangt zum Ergebnis, daß nur noch 22 Prozent der jungen Elsässer zwischen 18 und 24 Jahren fließend Dialekt sprechen. 39 Prozent der Befragten in dieser Altersgruppe gaben an, daß sie weder Elsässisch sprechen noch verstehen. Je älter die Elsässer sind, desto besser sieht es für den Dialekt aus: In der Altersgruppe zwischen 25 und 34 sprechen ihn 33 Prozent fließend. Zwischen 50 und 64 sind es bereits 67 Prozent und ab 65 Jahren 79 Prozent. «Wenn der Dialekt weiter so abnimmt, ist das Elsässische in ein paar Generationen eine ausgestorbene Sprache», meint DNA-Journalistin Claude Keiflin.

Wie die Studie gezeigt hat, ist der Rückgang des Dialekts nicht unbedingt an einen Identitätsverlust geknüpft. Immerhin 47 Prozent der Be-

fragten gaben an, daß man sich als Elsässer besser fühlen könne ohne die Sprache zu beherrschen. Besonders viele, die nur noch Französisch sprechen, äußerten dies. 51 Prozent meinten dagegen, daß die elsässische Identität an die Sprache gebunden ist.

Daß das Elsässische heute immer weniger verbreitet ist, hat seine Wurzeln in der Sprachenpolitik, die die französische Regierung nach der Befreiung des Elsaß von der Nazidiktatur betrieb. «Das Deutsche galt als die Sprache des Feindes. Deshalb sollten wir es nicht mehr sprechen», sagt Francois Schaffner, Präsident der Rene-Schickele-Gesellschaft, die sich für den Erhalt des elsässischen Dialekts einsetzt.

Anders als etwa in Italien, wo sich die deutschsprachige Minderheit gegen das Verbot ihrer Sprache in Südtirol wehrte, akzeptieren die meisten Elsässer die Politik des Staates. «Die Besetzung und die Unterdrückung durch die Nazis hat die Elsässer dazu gebracht, sich von ihren germani-

schen Ursprüngen loszusagen», schreibt Pierre Klein in einer Abhandlung zur Entwicklung des Elsässischen nach 1945. «Die Elsässer wollten 150prozentige Franzosen sein und gaben den Dialekt immer mehr auf», sagt Schaffner.

Viele Eltern glauben, daß es der Karriere ihrer Kinder schadet, wenn sie nicht bereits bei der Einschulung Französisch beherrschen, und sprachen deshalb zu Hause keinen Dialekt mehr. Mit der wachsenden europäischen Einigung setzte in den Siebzigern aber ein Umdenken ein. Im Elsaß durften zweisprachige Klassen eingerichtet werden. Wie die DNA-Umfrage zeigt, sind heute drei von vier Elsässern dafür, die Regionalsprache aufzuwerten. Sie fordern, daß der französische Staat die Europäische Charta der Regionalsprachen ratifiziert, die der Europarat 1992 verabschiedet hat. Darin wird betont, daß der Schutz und die Förderung der Regionalsprachen ein wichtiger Beitrag zum Aufbau Europas ist.

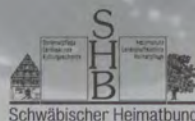
Ein Geschenk mit Langzeitwirkung: viermal im Jahr die Schwäbische Heimat

Mit einem Geschenk-Abonnement der **Schwäbischen Heimat** schenken Sie Freude auf ein ganzes Jahr verteilt: viermal jährlich Lesevergnügen mit Berichten aus Landeskunde und Landesgeschichte, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde, Kunstgeschichte und Archäologie.

Zuletzt war in der **Schwäbischen Heimat** über folgende Themen zu lesen:

- Sonderheft zur Revolution 1848/49
- Zisterzienser in Baden-Württemberg
- Die Bildhauerfamilie Zürn aus Bad Waldsee
- Franziska von Hohenheim
- Ein Württemberger entdeckt den Kilimandscharo
- Denkmalschutzpreis 1997
- Buchbesprechungen zum Thema „Württemberg“

Ein Abonnement (4 Ausgaben jährlich) kostet DM 48,-. Einen Gutschein zum Verschenken und weitere Informationen erhalten Sie mit der Postkarte nach S. 520 oder direkt beim SHB.



Schwäbischer Heimatbund e.V.
Weberstr. 2, 70182 Stuttgart
Tel: 0711-239420, Fax: 0711-2394244

7. Triennale der Kleinplastik Europa – Afrika

Die 7. Triennale der Kleinplastik Europa – Afrika zeigt im SüdwestLB-Forum, gleich neben dem Hauptbahnhof Stuttgart, über 200 Skulpturen von je 40 Künstlerinnen und Künstlern aus Europa und Afrika. Die alle drei Jahre stattfindende Schau führt anschaulich ein vielfältiges Spektrum aktuellen Kunstschaffens vor Augen. Sie sei daher nachdrücklich nicht nur Kennern der zeitgenössischen Kunstszene, sondern generell allen für Kunst und Kultur Interessierten zum Besuch empfohlen.

Als Forum zeitgenössischer Plastik wurde die Triennale der Kleinplastik 1980 in Fellbach von Oberbürgermeister Friedrich-Wilhelm Kiel MdL aus der Taufe gehoben und dort turnusmäßig bis 1992 durchgeführt. Seither findet sie unter der Regie des Trägervereins der Triennale der Kleinplastik, dessen Vorsitzender Kiel ist, in Stuttgart statt. Die Ausstellung hat sich als wesentliche Facette in der Ausstellungslandschaft Baden-Württembergs etabliert. Sie zeichnet sich aus durch die stets kompromißlose Aktualität der ausgestellten Kunst, die Risikobereitschaft der Veranstalter und die hohe Qualifikation der jeweiligen künstlerischen Leistung. Den Triennalemachern ist es außerdem gelungen, durch die wechselnden Länderkonstellationen künstlerisch und gesellschaftspolitisch aktuelle Themen aufzugreifen. Die ersten Triennalen befaßten sich bis 1989, dem Jahr des Mauerfalls, mit dem Ost-West-Dialog, während die 5. Triennale im Kolumbusjahr 1992 Mittelamerika in den Blick rückte und die 6. Triennale sich Ostasien zum Thema nahm. Konsequenter, spannend und mutig ist die Wendung nach Afrika in diesem Jahr.

Unter den Künstlerinnen und Künstlern dieser Triennale finden sich «Stars» der Kunstszene wie Ilya Kabakov, Ayse Erkmen, Katharina Fritsch, Richard Deacon, Jan Fabre, Susana Solano oder Karin Sander. Auf afrikanischer Seite haben sich Georges Adéagbo, Romuald Hazoumè, Kendell Geers oder Mos-

hekwa Langa längst einen internationalen Namen gemacht. Die Ausstellung bietet darüber hinaus dem Betrachter Gelegenheit, Arbeiten junger Künstlerinnen und Künstler zu entdecken, in denen für die Skulptur neue Möglichkeiten eröffnet werden. Auch Künstler aus Baden-Württemberg sind auf dieser internationalen Ausstellung vertreten: Die Arbeit der Stuttgarterin Karin Sander ist ein ironisches Porträt des Kurators Werner Meyer, Georg Winter aus Biberach hat ein multimediales Kunstwerk geschaffen. Wiebke Siem stammt zwar nicht aus Baden-Württemberg, war aber 1991 Stipendiatin der Stuttgarter Akademie Schloß Solitude.

Der künstlerische Leiter der 7. Triennale und Direktor der Städtischen Galerie Göppingen, Werner Meyer, betont insbesondere seinen Ansatz, europäische und afrikanische Kunst gleichberechtigt nebeneinander, sozusagen «auf gleicher Augenhöhe», zu zeigen. Mit dem Blick auf die aktuelle afrikanische Kunst, die größtenteils in Afrika selbst, aber auch im Exil in Europa oder in den USA entstehen, werde der Blick deutlich auf die Brüche in den Kulturen. Davon will Werner Meyer an herausragenden Beispielen eine anschauliche Vorstellung geben und aufzeigen, daß sich die zeitgenössische Skulptur in Afrika und Europa neben unterschiedlichen spezifischen Zusammenhängen auch an vielen wesentlichen künstlerischen Perspektiven berührt. Das Erleben der einzelnen und an sich besonderen Kunstwerke ist der Kern dieser Ausstellung. Und was sich im Einzelkunstwerk zu erkennen gibt, wirft auch ein Licht auf die Frage nach dem Stand und der Qualität der Skulptur und Kunst überhaupt in unserer Gegenwart am Ende des 20. Jahrhunderts.

Gewalt und Krieg sind Themen, die in den Werken immer wieder einen besonderen Ausdruck finden. Gavin Younger aus Südafrika dokumentiert in seinen Werken den Terror des Apartheidssystems. Wenige zeichnerische Materialien genügen für Goddy Leye (Kamerun), um die Möglichkeiten der virtuellen wie realen Wahrnehmung eindrucksvoll vor Augen zu führen: Stacheldraht, ein Monitor

und eine Ikone des Reportagefilms über den Bau der Berliner Mauer. Die hintergründige Brisanz der Arbeit von Ayse Erkmen (Türkei) wird erst auf den zweiten Blick erkennbar. Andere Kunstwerke kann man anfassen, benutzen. Durch ihren Gebrauch werden gewohnte Wahrnehmungen und Verhaltensweisen in Frage gestellt. Eine Skulptur zu fühlen, ihr Inneres zu ertasten und mit dieser Wahrnehmung je nach Sensibilität Bilder zu assoziieren, kennzeichnet die Arbeiten der schwedischen Künstlerin Maria Friberg. Wie Gegenstände als Kunstwerke zwischen Gebrauch und Bildhaftigkeit funktionieren, zeigen Werke des französischen Künstlers Fabrice Hybert oder des Stuttgarters Georg Winter. Hans Hemmerts Arbeit «level» (2 m groß sein) führt die Ausstellungsbesucher spielerisch an ungewohnte Begegnungen und Größenverhältnisse heran.

Die 7. Triennale Kleinplastik wird von der gastgebenden Südwest LB, dem Land Baden-Württemberg, der Kulturstiftung der Länder sowie dem Auswärtigen Amt Bonn maßgeblich gefördert.

Ausstellungsort: SüdwestLB-Forum, Am Hauptbahnhof 2, 70173 Stuttgart

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 10–18 Uhr, Donnerstag 10–20 Uhr. Montags, 24. 12. und 31. 12. 1998, geschlossen.

Führungen:

Sonntag 11 Uhr, Donnerstag 18 Uhr. Gruppen- und Schülerführungen nach Vereinbarung, Telefon 07 11 / 1 27 48 31. Eintrittskarte (von Künstlern gestaltet) 5 DM, ermäßigt 3 DM. Katalog 45 DM, Kurzführer 2,50 DM. Zur Ausstellung findet ein umfangreiches Begleitprogramm mit Filmen, Konzerten, Vorträgen und Lesungen statt.

Informationen: Trägerverein der Triennale der Kleinplastik e. V., Büroanschrift: Postfach 2023, 70710 Fellbach, Telefon 07 11 / 575 68-83 oder 1 27 48 31, Fax 5 75 68-46.

Die Triennale im Internet: <http://www.triennale.de>.

Was wird aus dem Gerlinger Rebmann-Haus?

(STZ) Ob das 400 Jahre alte Rebmannhaus (Kreis Ludwigsburg), in dem 1820 der Missionar und Afrikaforscher Johannes Rebmann geboren wurde, abgerissen werden darf, ist auch nach der Verhandlung am Verwaltungsgericht Stuttgart unsicher.

Das Gericht hat die Entscheidung des Gerlinger Baurechtmannes, das auf Geheiß des Regierungspräsidiums der Eigentümerin den Abriß des rund 400 Jahre alten Wengerterhauses untersagt hatte, für rechtswidrig erklärt. Die Angelegenheit wurde aber zur erneuten Entscheidung an den Gerlinger Gemeinderat zurückverwiesen, der einen Abriß bereits befürwortet hatte.

Grundlage für den Gemeinderatsbeschuß soll laut Gericht eine neue Wirtschaftlichkeitsrechnung sein. Diese Auffassung wird den Prozeßbeteiligten noch zugesandt, war aber in den Grundzügen schon erkennbar. Seit anderthalb Jahren währt der Streit zwischen dem Landesdenkmalamt, dem Regierungspräsidium und dem Ludwigsburger Landratsamt einerseits und der Eigentümerin des Rebmannhauses andererseits.

Eine Sanierung ist der Eigentümerin nach Auffassung des Gerichtes schlicht nicht zuzumuten, weil sie nach der Auswertung sämtlicher Berechnungen und Gutachten mindestens 20 Prozent teurer werden würde als ein Neubau: ein Grenzwert, der nach der Wirtschaftlichkeitsrechnung des Stuttgarter Regierungspräsidiums nicht erreicht wird. Dort ist man zu einem Ergebnis von 19,8 Prozent gekommen, womit der Hausbesitzerin die Instandsetzung noch zuzumuten gewesen wäre.

Die Eigentümerin freilich legt ganz andere Zahlen auf den Tisch: Ein Neubau koste sie 497 805 Mark, bei einer Sanierung indes käme sie auf 755 000 bis 760 000 Mark. Selbst wenn man die bisher lediglich in Aussicht gestellten und noch nicht «verbindlich zugesagten und rechtlich einklagbaren» Zuschüsse des Landesdenkmalamtes, des Freundeskreises Johannes-Rebmann-Haus und des Gerlinger Heimatpflegevereins be-

rücksichtige, käme noch ein Defizit von 32 000 Mark im Jahr zusammen, erklärte der Anwalt der Klägerin. Das von Judith Breuer vertretene Denkmalamt stellte der Eigentümerin rund 76 000 Mark in Aussicht – «vorbehaltlich der Haushaltslage.» Der Freundeskreis Johannes-Rebmann-Haus hat Spenden in Höhe von 35 000 Mark gesammelt und der Heimatpflegeverein will zu einer Sanierung 10 000 Mark beisteuern. Nach Einschätzung des Richters kann dieses Geld aber im letzten Augenblick wieder zurückgezogen werden. Auch die Steuerersparnis, so der Anwalt der Klägerin, sei zu hoch veranschlagt. Von den potentiellen Mieteinnahmen, die das Land errechnet habe, ganz zu schweigen. Aus den ursprünglich 19,80 Mark pro Quadratmeter seien im jüngsten Schriftsatz nun 13 bis 14 Mark geworden, weshalb sich Richter Hartwig Zepf die Frage stellte, ob «das Land mittlerweile kalte Füße bekommen» habe. Zuverlässige Aussagen über potentielle Mieteinnahmen könne allein die Stadt Gerlingen machen, die einen Quadratmeterpreis von elf Mark für den Fall einer Wohnraumnutzung genannt hat.

Die Denkmaleigenschaft des Rebmannhauses zu prüfen, hätte nach Ansicht des Richters Hartwig Zepf erst Sinn gehabt, wenn sich nach Auswertung sämtlicher Schriftsätze und Abwägung aller Interessen eine Sanierung als zumutbar erwiesen hätte. Das seit Jahren leerstehende Gebäude befindet sich auf einer Liste des Landesdenkmalamtes, die verhindern soll, daß Baudenkmale abgerissen werden, aber nicht im rechtlich wirksamen Denkmalbuch. Die Klägerpartei hat vor Gericht in Frage gestellt, daß Johannes Rebmann überhaupt in der Kirchstraße 2 geboren wurde. Der Vater des im Jahre 1820 geborenen Missionars habe das Gebäude erst 1832 erworben. Und ob schon die Geburt eines lokal bedeutenden Menschen ein Haus zum Denkmal mache, sei fraglich. In Schorndorf im Rems-Murr-Kreis sei lange genug um das Geburtshaus von Gottlieb Daimler gestritten worden. Und der sei weltbekannt.

250 Jahre Stadtkirche Bad Wildbad

(epd) Mit einem Festwochenende erinnerte die Evangelische Kirchengemeinde Bad Wildbad an das 250jährige Bestehen ihrer Stadtkirche. Das 1748 von Christof David von Legler in schlichtem Barock errichtete Gotteshaus ist nach Angaben des Pfarramtes mindestens die vierte Kirche auf demselben Platz: alle Vorgängerkirchen waren Stadtbränden zum Opfer gefallen. Die zwischenzeitlich mehrfach renovierte Kirche war anfangs nur für Kurgäste bestimmt; eine zweite, 1844 abgebrochene St.-Anna-Kirche diente als Gemeindekirche. Zum vierteljahrtausendjährigen Bestehen der Stadtkirche lud die Kirchengemeinde zu einem bunten Strauß von Veranstaltungen ein. Zum Angebot gehörten Ausstellungen, kirchenmusikalische Darbietungen und ein Vortrag von Professor Volker Himmelein über die Geschichte der Stadtkirche. Beim Festgottesdienst predigte Werner Zeeb, der frühere Dekan des Kirchenbezirks Neuenbürg.

Jäger beklagen «traurigen Rekord»

(lsw) Seit Beginn der Jagdstreckenstatistik in den 30er Jahren ist in Baden-Württemberg noch nie so wenig Rotwild erlegt worden wie im Jagdjahr 1997/98 (31. März). Der Landesjagdverband zitierte einen Bericht der Wildforschungsstelle des Landes, wonach in der Saison insgesamt 938 Hirsche, Hirschkühe und Kälber zur Strecke gebracht wurden gegenüber 1017 im Jagdjahr 1996/97. Im Abschlußplan waren 1195 Stück Rotwild vorgesehen. Landesjägermeister Alfred Hubertus Neuhaus sprach von einem «als traurig zu bezeichnenden Tiefstand der Rotwildbewirtschaftung in Baden-Württemberg». Die Jäger führen den Rückgang der Abschlußzahlen vor allem darauf zurück, daß der Bestand an Rotwild geringer geworden sei.

WÜRTTEMBERGER

DEUTSCHE WEINBERE GMBH / DIE CREW



LEBENSART

Was kann uns besser erfrischen als ein gut gekühlter Weißwein aus Württemberg oder ein spritziges Weißweinschorle. Ob der elegante Riesling, ein würziger Kerner, der feinfruchtige Müller-Thurgau oder ein frischer Silvaner – in jedem Fall ist ein Württemberger zu jedem Anlaß eine gute Wahl und ein ganz besonderer Genuß.

KENNER  TRINKEN
WÜRTTEMBERGER

Verehrte Freundin!
Wo sind Sie?



Justinus Kerners Briefwechsel mit Otilie Wildermuth · 1853–1862

Der Briefwechsel zwischen Justinus Kerner, dem berühmten Dichter und Weinsberger Oberamtsarzt, und der Schriftstellerin Otilie Wildermuth, die am Anfang ihrer literarischen Erfolge steht, erstmals vollständig ediert! Herausgegeben von Rosemarie Wildermuth. Mit einem Vorwort von Bernhard Zeller.

362 Seiten Leinenband. DM 29,80
ISBN 3-8848-022-1

LITHOS-VERLAG,
Hermannstraße 5 · 70178 Stuttgart

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Bringt Glück.

**Bringt Geld: bis 31.12.
bei uns Prämie sichern.**

**Erweiterte Förderung
macht Bausparen noch
wertvoller!**

Wer den Traum von seinen eigenen vier Wänden verwirklichen möchte, braucht nicht sein Glück zu strapazieren. Einfacher hat es, wer bis zum 31.12. einen Bausparvertrag bei der LBS abschließt. Denn dann gibt's noch die volle Prämie vom Staat. Kommen Sie jetzt zu Ihrer LBS-Beratungsstelle oder Sparkasse: wir beraten Sie gerne. **LBS und Sparkasse: Unternehmen der Finanzgruppe.**



<http://www.lbs-wuertt.de>

Das Jagsttal wird untersucht

(epd.) Das Tal der Jagst in den Landkreisen Heilbronn, Hohenlohekreis und Schwäbisch Hall sei äußerst reizvoll, habe aber strukturelle und geologische Probleme. Das interdisziplinäre Modell «Projektgruppe Kulturlandschaft Hohenlohe», vom Bundesforschungsministerium für vier Jahre gefördert, will deshalb im Jagsttal forschen, analysieren und zukunftsfähige Vorschläge machen. Wie die Universität Hohenheim mitteilte, wird es Projektgruppen geben für die Bereiche landwirtschaftliche Produktion, Boden-, Wasser-, Arten- und Biotopschutz, Vermarktung und Tourismus. Untersucht werden die Bedingungen vor allem in neun Gemeinden zwischen Neudenau und Langenburg, dazu Blaufelden auf der Hohenloher Ebene und als erweitertes «ländlich geprägtes und strukturschwaches Untersuchungsgebiet» die drei tangierten Landkreise. Eine Anlaufstelle für Bürger und Interessierte wird in einem Projektbüro in Schöntal-Berlichingen bestehen.

Forscher der Universitäten Hohenheim und Freiburg, der Fachhochschule Nürtingen, Mitarbeiter des Unternehmens ECON-Consult aus Köln und der bäuerlichen Erzeugergemeinschaft Schwäbisch Hall haben sich für das Projekt zusammengeschlossen. Landespfleger, Bodenkundler und Zoologen arbeiteten Hand in Hand mit Fachleuten für biologischen Landbau, Agrarökonomien, Kommunikationswissenschaftlern und Tourismusexperten. Weil diese Zusammenarbeit und die Kooperation vor Ort mit Behörden, Verbänden und Bevölkerung noch weitgehend Neuland ist, beobachteten auch ein Psychologe und ein Wissenschaftsphilosoph das Projekt. Unterstützt werden soll die Bevölkerung darin, sozial, wirtschaftlich und ökologisch tragfähige Konzepte der Landnutzung zu entwickeln, zu erproben und umzusetzen.

Als Schwierigkeit beschreibt das Projekt nach einjähriger Vorlaufphase die agrarpolitischen Rahmenbedingungen, mit denen sich eine landwirtschaftliche Nutzung im Jagsttal selbst nicht mehr lohnt und die da-

durch erzwungene Intensiv-Landwirtschaft auf den noch rentablen Hochflächen über den Tälern, die aber wegen ihres zerklüfteten Muschelkalkgesteins ein ökologisch sensibler Bereich sind. Dünger wird schnell ins Grundwasser geschwemmt. Ein regionales EDV-Informationssystem soll aufgebaut werden und die Arbeitsfelder der Forschungsgruppe wie Öffentlichkeitsarbeit, Bildung, Beratung, Landschaftsplanung und Politik sollen zur Umsetzung erarbeiteter Handlungsmöglichkeiten helfen.

Steinwall am österreichischen Bodensee

(STZ) Die Österreicher rühmten sich bisher, den Bodensee ganz besonders zu schützen und das Ufer nicht verbaut zu haben. Das scheint sich nun zu ändern. Urlauber wundern sich über die zwei riesigen Steinwälle, die von der Rheinmündung in den See ragen. Jedes Jahr werden die Dämme ein Stück länger, fünf Kilometer lang sind sie inzwischen geworden. Bootsfahrer bezeichnen die Dämme als gefährliches Hindernis. Naturschützer kritisieren die Verschandelung des Sees. Angler bangen um die Fischgründe im See. Doch die gemeinsamen Proteste der Interessensgruppen verhallen ungehört. Die Vorarlberger Behörden sind entschlossen, noch einen Damm zu errichten. Im Naturschutzgebiet am sogenannten Rheinspitz, direkt an der Schweizer Grenze, soll der Steinwall in den See aufgeschüttet werden.

Die beiden ersten Dämme wurden gebaut, um die Verlandung des Sees zwischen Lindau und der Bregenzer Bucht zu verhindern. Der Rhein transportiert jährlich rund 2,5 Millionen Kubikmeter Sand, Schlick und Steine in den Bodensee. Durch die Vorstreckung der Mündung läßt der Rhein das Geschiebe nun erst in tieferen Gefilden des Sees ab. Beim jetzt geplanten dritten Damm geht es um ganz etwas anderes. Der Alte Rhein ist der Grenzfluß zwischen Österreich und der Schweiz. In diesen Fluß fließen die Abwässer einer Schweizer Abwasserreinigungsan-

lage. Das beeinträchtigt die Wasserqualität im Mündungsgebiet des Alten Rheins und in der Flachwasserzone des Sees im Bereich des Naturschutzgebietes auf Vorarlberger Seite.

Die Vorarlberger Wasserbautechniker sind nun auf die Idee gekommen, einen Damm in den See zu ziehen, damit das verschmutzte Wasser auf Schweizer Seite in den tiefen See fließt und die Flachwasserzone im Naturschutzgebiet sauber bleibt. Mit ausschlaggebend für diese Entscheidung ist ein Staatsvertrag zwischen Österreich und der Schweiz aus dem Jahre 1892. Die Schweiz verpflichtet sich in diesem Vertrag, die Verbauung des Alten Rheins zu finanzieren. Mehr als 100 Jahre sind seither vergangen, der Alte Rhein wurde nicht verbaut, jetzt will die Vorarlberger Landesregierung auf die Einhaltung des Vertrages pochen.

Schweizer und Vorarlberger Naturschützer hoffen dagegen, daß der Vertrag längst verjährt ist. Sie befürchten, daß vom Naturschutzgebiet nicht mehr viel übrig bleibt, wenn monatelang schwere Lastwagen durch den Auwald fahren, um Steine für die Aufschüttung eines kilometerlangen Walls an den See zu transportieren.

Stuttgarter Landesmuseum: Sanierung zieht sich hin

(STN) Für Ende Oktober waren dem Landesmuseum neue Räume zugesagt. Jetzt ist nicht einmal sicher, ob dies bis Ende des Jahres zu schaffen ist. Die gesamte Sanierung und der Umbau des Baudenkmals ziehen sich noch Jahre hin.

Seit März 1996 ist das Alte Schloß Baustelle. Ein Ende ist nicht in Sicht, ebensowenig der Termin, wann wenigstens der Innenhof wieder frei zugänglich ist. An die 27 Millionen Mark soll es kosten, die Technik zu erneuern, weitere Räume zu schaffen, Kellergewölbe zu aktivieren und eine Gastronomie einzurichten. «Das zieht sich alles noch Jahre hin», sagt Roland Gerlach vom Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt. Bei solchen vagen Vorhersagen fühlt sich

Volker Himmelein, Leiter des Württembergischen Landesmuseums, noch mehr «hin- und hergerissen zwischen Dankbarkeit und Verdruß». Dankbarkeit, weil der Hauptsitz des Museums mit 13 Außenstellen von Grund auf saniert wird und neue Räume bekommt. Verdruß, weil sich Termine nicht einhalten lassen und damit Mittel zu verfallen drohen, Besucher zwar vorbeischaun, aber nur ungern fünf Mark Eintritt bezahlen. Himmelein: «Es ist alles andere als erfreulich.»

Im Herbst sollten der neue Vortragsaal sowie die Toiletten und darunter in einem alten Gewölbe ein zusätzlicher Ausstellungsraum fertig sein. Da die Bauleute dabei auf eine historische Grundmauer stießen und obendrein Wasser aus ungeklärten Quellen eindringt, kann sich dieses Vorhaben noch Monate hinziehen, bestätigt Gerlach. Die Mittel für die Einrichtung der Räume stehen jedoch nur für 1998 im Haushaltsplan des Landes. Im Keller sollte die Uhrensammlung unterkommen, was wegen der Feuchtigkeit fraglich geworden ist.

Ärgerliche Kleinigkeiten tragen auch nicht gerade zur Freude von Besuchern und Museumsleuten bei. Da wegen der grundlegenden Sanierung der Technik kleinere Reparaturen immer wieder zurückgestellt worden sind, lassen sich zum Beispiel seit zwei Jahren Vitrinen mit Gläsern nicht mehr beleuchten.

In Sicht ist wenigstens ein Ende der Baustelle entlang der Dorotheenstraße neben der Markthalle. Gerlach: «Dort wird unter der Erde eine neue Technikzentrale eingerichtet. Im Laufe des November wird sie fertig.» Es folgt im neuen Jahr der Einbau einer Klimaanlage im Dachgeschoß. Der Ausbau von weiteren Kellergewölben für Wechselausstellungen und die seit Jahren geplante Schloßgastronomie gehören nach wie vor zum Programm, sind jedoch noch nicht finanziert. Das Land plant wohl einen erneuten Anlauf, um für die Gastronomie einen investitionswilligen Pächter zu finden.

Derweil fürchtet Himmelein um die Attraktivität seines Museums: «Wir sind kaum noch in der Lage, in Stutt-

gart attraktive Ausstellungen zu machen» – die Außenstellen profitieren davon. Im Alten Schloß droht sogar die völlige Schließung, dann nämlich, wenn 1999 beide Aufzüge erneuert werden. Gerlach glaubt, dies vermeiden zu können: «Wir sind ständig darauf bedacht, daß der Betrieb aufrechterhalten wird.»

Festung Hohentwiel jetzt im Internet

(epd) Die jahrhundertelange Geschichte der Festungsruine Hohentwiel bei Singen können Interessierte mit Texten und farbigen Abbildungen jetzt über das Internet erkunden. Der Zugang zu der im Jahr 914 von schwäbischen Adeligen errichteten und seit 1941 unter Naturschutz stehenden ehemaligen Burg erschließt sich nach Angaben der Staatsanzeiger Baden-Württemberg GmbH unter der Adresse <http://www.schloesser-magazin.de>. Heute wird die Burgruine, die während des Dreißigjährigen Krieges von dem berühmten Kommandanten Konrad Widerholt eindrucksvoll verteidigt wurde, jedes Jahr von Hunderttausenden besucht. Internet-Surfer können im elektronischen Schaufenster mittlerweile zahlreiche Kulturdenkmale finden, darunter die Klöster Maulbronn und Bebenhausen oder das Heidelberger und das Ludwigsburger Schloß.

Moscheedebatte Schärfe nehmen

(STN) Der Bau einer Moschee hat in Sindelfingen zu heftigen Diskussionen geführt – bei den Einwohnern und im Gemeinderat, wo eine Grundsatzdebatte übers Für und Wider hauchdünn abgelehnt wurde. Schließlich ging es nur um die baurechtliche Genehmigung. Die Stadtverwaltung will das Thema entschärfen, sieht ein «Informationsbedürfnis» und widmete ihre «Interkulturellen Wochen» deshalb dem Islam.

Schwarzwaldbauer geht leer aus

(lsw) Zehn Jahre dauerte der Rechtsstreit um die Haftung für Folgen der Luftverschmutzung in den Wäldern. Jetzt haben Karlsruher Richter Schadenersatz für einen Bauern endgültig abgelehnt.

Der Eigentümer eines 30 Hektar großen Waldes war 1987 vor dem Bundesgerichtshof mit einer Klage gegen den Bund und das Land Baden-Württemberg gescheitert.

Der Landwirt hatte 100 000 Mark Schadenersatz wegen des zurückgehenden Waldzuwachses verlangt. Die Verlangsamung des Baumwachstums führte er auf großräumige Luftverunreinigung durch Industrie und Autoverkehr zurück. Gegen die Abfuhr vom Bundesgerichtshof war er vor das Bundesverfassungsgericht (BVG) gezogen – die letzte Instanz.

Eine Kammer des Ersten Senats des BVG nahm in einem nun bekannt gewordenen Beschluß die Verfassungsbeschwerde des Bauern mangels Erfolgsaussicht aber nicht zur Entscheidung an.

Eine Verletzung des Eigentumsrechts durch Bund oder Land sei schon deshalb nicht zu erkennen, weil sich die behauptete Luftverschmutzung «nicht auf ein bestimmtes staatliches Handeln zurückführen läßt, sondern auf einer unauflösbaren Verkettung zahlreicher, langfristiger wirkender Faktoren» beruhe, heißt es in der Begründung des Gerichts. Überdies habe der Kläger nicht dargelegt, was genau unter der von ihm behaupteten «Politik der hohen Schornsteine» zu verstehen sei.

Zudem sind nach Auffassung des Karlsruher Gerichts inzwischen zahlreiche Maßnahmen zur Luftreinhaltung ergriffen worden. Dem Waldzustandsbericht von 1996 sei zu entnehmen, daß die Sachverständigen mittelfristig mit einer Verbesserung des Zustandes der Wälder rechnen. «Das großflächige Absterben ganzer Waldregionen, wie es der Begriff Waldsterben unterstellt hat, wird heute von der Wissenschaft auch für die Zukunft nicht befürchtet», schreiben die Richter in ihrer Beschlußbegründung.

Zentralmuseum in Ulm für die Donauschwaben

(FAZ) Im kommenden Jahr wird in Ulm das Donauschwäbische Zentralmuseum eröffnet werden. Das Projekt, das der Bund, das Land Baden-Württemberg und die Stadt Ulm gemeinsam finanzierten, kostet etwa zwanzig Millionen Mark. In dem Museum soll die Geschichte der Donauschwaben dargelegt und dokumentiert werden, die einst nach Südosteuropa auswanderten, um der Armut in ihrer deutschen Heimat zu entrinnen. Der Bogen der Dauerausstellung spannt sich von der Ansiedlung der deutschen Kolonisten im 18. Jahrhundert bis zur Vertreibung aus der neuen Heimat und zur Wiedereingliederung in die Bundesrepublik Deutschland. Zudem, so bringt es das Museumskonzept zum Ausdruck, soll das Wissen über unsere südöstlichen Nachbarn vertieft werden, «um auf diese Weise einen Beitrag zur Verständigung in Europa zu leisten». Wenn das auch nur zum Teil gelingen sollte, wäre das Geld in Ulm gut angelegt.

Das Domizil, in dem das Museum eingerichtet wird, ist eindrucksvoll. Es trägt den Namen «Obere Donaubastion» und ist Teil der Ulmer Bundesfestung, die als Europas größte erhaltene Festungsanlage gilt. Erbaut wurde sie 1844 vom Deutschen Bund, als Verteidigungsbollwerk gegen die Franzosen in der geographischen Mitte zwischen Wien und Paris. Die Anlage war eine gigantische Fehlplanung, denn die Waffentechnik schritt weitaus schneller voran als das Bauwerk. Aus der Ulmer Bundesfestung wurde nie ein Schuß abgefeuert. Jetzt wird die Donaubastion zum Museum, und dafür scheint sie sich zu eignen.

Um den Sitz des Zentralmuseums der Donauschwaben hatte sich neben Ulm einst auch die Stadt Sindelfingen beworben, die aber nicht den Zuschlag bekam, weil dort schon seit mehr als dreißig Jahren das «Haus der Donauschwaben» besteht, in dem die Landsmannschaften ihre Arbeit darstellen. Ende 1991 entschied sich die baden-württembergische Landesregierung für Ulm als Stand-

ort, weil Ulm, wie Ministerpräsident Teufel sagte, als Ausgangsort der süd- und südwestdeutschen Auswanderer Symbolcharakter habe. Denn in Ulm waren im 17. und 18. Jahrhundert die Auswanderer an Bord hölzerner Schiffe («Ulmer Schachteln») gegangen, mit denen sie donauabwärts fuhren. Sie schufen deutsche Siedlungen im ungarischen Mittelgebirge, in der schwäbischen Türkei, der Batschka, im Banat sowie in Sathmar, Slawonien und Syrmien. Die strebsamen Kolonisten machten verödete Landstriche landwirtschaftlich nutzbar und legten Bauerndörfer an, oft nach geometrischen Grundrissen, die sie aus der alten Heimat kannten. So entstanden Dörfer in Quadratform wie Mannheim oder in Fächerform wie Karlsruhe. In ihrer neuen Heimat wurden die Deutschen allesamt «Schwaben» genannt, einerlei, ob sie aus Baden oder Württemberg, aus Franken oder auch aus Südhessen stammten.

1940 lebten in Ungarn 620 000 Donauschwaben, in Jugoslawien 550 000 und in Rumänien 350 000. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Donauschwaben vertrieben, verschleppt oder getötet. Die ungarische Regierung hatte Hitler unterstützt, Ungarndeutsche mußten für ihn und seine Ziele als Angehörige der Waffen-SS in den Krieg ziehen. Ungarn beendete den Krieg an der Seite des Verlierers, sowjetische Truppen marschierten ein. Junge Leute mit deutschem Namen und deutscher Muttersprache wurden zum Wiederaufbau nach Rußland verschleppt. Von den 65 000 Menschen, die zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden, fanden 16 000 den Tod. Zwischen 1946 und 1948 zwangen die ungarischen Behörden 163 000 Deutsche zum Verlassen ihrer ungarischen Heimat. 125 000 wurden in der damaligen amerikanischen Besatzungszone angesiedelt, in Ortschaften des jetzigen Bundeslandes Baden-Württemberg. Heute leben noch etwa 240 000 Ungarndeutsche in Ungarn.

Über das Schicksal der deutschen Kolonisten in Südosteuropa bis hin zur mitunter schwierigen Wiedereingliederung ihrer Nachkommen als

Spätaussiedler in die Bundesrepublik will das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm unterrichten. Allerdings: Ausstellungsstücke sind schon zusammengetragen worden, aber vieles wird noch gebraucht, damit die zweitausend Quadratmeter große Ausstellungsfläche gefüllt werden kann. Die Zeit drängt, denn längst sind Antiquitätenhändler unterwegs, die den von Aussiedlern zurückgelassenen Hausrat für wenig Geld kaufen, um ihn in Deutschland, den Niederlanden und England zu verhökern.

Der Leiter des beim Ulmer Hochbauamt eingerichteten Aufbaustabes für das Donauschwäbische Zentralmuseum, Christian Glass, will dafür sorgen, daß das groß angelegte Museum die Besucher «nicht mit Fakten erschlägt, sondern unterhaltsam belehrt». Was in der Donaubastion entstehe, sagt Glass, werde auf jeden Fall «mehr sein als eine vergrößerte Heimatstube»: ein Geschichtsmuseum, das auf die europäische Dimension dieser Ereignisse ausgerichtet sei. Auf jeden Fall werde das Museum im Spannungsfeld zwischen den Forschungsergebnissen der Wissenschaft und den Ansprüchen der Donauschwaben an «ihr» Museum stehen.

Thermalwasser in Tuttlingen erbohrt

(lsw) Mit eigenem Thermal- und Solewasser soll ein neues Freizeitbad gespeist werden, das die Stadt Tuttlingen im nächsten Jahr bauen will. Wie Oberbürgermeister Heinz-Jürgen Koloczek und Stadtwerkedirektor Kurt Teufel mitteilten, war eine Geothermiebohrung erfolgreich. Der Bohrer drang 642 Meter tief bis in eine Schicht von Muschelkalk vor. Dort fand sich genügend Wasser. Fachleute erwarten eine Schüttung von etwa 25 Litern je Sekunde; die Wassertemperatur liegt vermutlich zwischen 25 und 30 Grad. Ob auch Sole vorhanden ist, sollen weitere Untersuchungen klären. Das Bad kann im Jahr 2001 in Betrieb gehen.

Weihnachten feiern mit der Barockkrippe von Heiligkreuztal



Neu

Maria Luise Völter
**Als wäre er
bei uns geboren**
Ein Weihnachtsbuch
Fotos von Winfried Aßfalg
64 Seiten · 30 Farbabb.
Hardcover
DM 19,80
ISBN 3-7966-0931-7

Der Krippenkünstler nimmt durch seine fiktiven Tagebuchaufzeichnungen, die er beim Herstellen der Krippe gemacht hat, Leserinnen und Leser mit auf den Weg zu den einzelnen Figuren des Weihnachtsgeschehens.

Schwabenverlag

73745 Ostfildern · Telefon (0711) 44 06-162



Der Geschenktip

**Schwäbischer
Heimatkalender 1999**

In Zusammenarbeit mit dem **Schwäbischen Albverein** und dem **Schwäbischen Heimatbund**
Herausgegeben von **Karl Napf**
110. Jahrgang. 128 Seiten mit zahlreichen Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen. Kart. DM 14,80/
öS 108,-/sFr 14,- (Staffelpreise)
ISBN 3-17-015354-4

Kultur und Natur, Geschichte und Gegenwart des „württembergischen“ **Schwarzwaldes** stehen im Mittelpunkt dieses Kalenderjahrgangs. Die vor 400 Jahren erfolgte Gründung der Stadt **Freudenstadt** ist Anlaß für eine ausführliche Beschäftigung mit deren wechselvoller Geschichte. Wirtschaftsgeschichte (Flößerei auf Murg und Enz, Bergbau, Holz), das Naturschutzgebiet Kniebis, das Hauffsche Märchenmuseum in Baiersbronn und viele andere Besonderheiten werden lebendig vorgestellt. Freizeittips für Ausflüge, Wanderungen und Besichtigungen bieten viele Anregungen für die ganze Familie. Wissenswertes auch aus anderen Regionen unseres Landes sowie ein großer Unterhaltungsteil machen den Kalender zu einer beliebten Lektüre durch das ganze Jahr.

Erhältlich bei Ihrer Buchhandlung, bei Ihrer Schreibwarenhandlung oder über den Verlag.

Kohlhammer

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart

Der Schönbuch in Texten und Bildern:



Der Schönbuch

- ein weiträumiges Naherholungsgebiet zwischen Stuttgart und Tübingen
- Wohn- und Wirkungsstätte des Menschen seit der Jungsteinzeit
- eine Kulturlandschaft, im Mittelalter wesentlich vom Kloster Bebenhausen und dem Stift St. Peter zum Einsiedel geprägt
- Forschungsobjekt vieler Fachrichtungen schon seit Jahrhunderten
- Herausforderung für die moderne Forstwissenschaft
- Lebensraum zahlreicher Pflanzen und Tiere
- seine Waldeinsamkeit beflügelte die Phantasie vieler Dichter und Erzähler

200 Seiten, geb., mit 33 Farb- und 60 sw-Abbildungen
49,80 DM / 364,- ÖS / 47,30 SFr
ISBN 3-89308-292-1

ATTEMPTO VERLAG • Dischingerweg 5 • 72070 Tübingen

Archäologische Vortragsreihe: Was kostet die Welt?

Die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern e.V. lädt in Zusammenarbeit mit der Landesgirokasse Stuttgart zu der genannten Vortragsreihe ein. In sechs Beiträgen namhafter Wissenschaftler sollen aktuelle Forschungsergebnisse präsentiert und ein Überblick über mehrere Jahrtausende Geld- und Wirtschaftsgeschichte vermittelt werden.

Donnerstag, 28. Januar 1999:

Prof. Dr. Peter Robert Franke, München,

Frühes Geld: Vom Ochsen zur Münze – Zur Entwicklung und Erfindung des Geldes in der Antike

Zur Geschichte der Zahlungsmittel vom Viehgeld, über Beile, Metallkessel, Sicheln und Bratspieße («Oboloi») bis zum Münzgeld und dem damit verbundenen wirtschaftlichen Aufschwung.

Donnerstag, 11. Februar 1999:

Dr. Bernward Ziegau, Prähistorische Staatssammlung München,

Keltisches Geld: Von den Goldstaternen Alexanders des Großen zu den keltischen Regenbogenschüsseln – Funde, Forschungen und Experimente zur Münzprägung bei den Kelten

Neue Forschungen zur spannenden Frage, wo die Kelten Münzen als Zahlungsmittel kennenlernten, und zur Frage ihrer Münztechnik.

Donnerstag, 11. März 1999:

Dr. Ralf Wiechmann, Museum für Hamburgische Geschichte,

Geld der Wikinger: Hacksilber und Schatzfunde – Vom «Ringbrecher» zur Münzwirtschaft

Spektakuläre Funde berichten über die beiden Gesichter der Wikingerzeit: Raub und Plünderung sowie friedliche Handelsbeziehungen.

Donnerstag, 25. März 1999:

Dr. Frank Berger, Historisches Museum Frankfurt/Main,

Römisches Geld: Die Fundmünzen der Varusschlacht – Geld und Wirtschaft im Imperium Romanum

Die Wirtschaft des Imperium Romanum beruhte auf Münzgeld. Bericht über den berühmten Münzfund von Kalkriese (Varusschlacht!).

Donnerstag, 15. April 1999:

Ute Greifenstein M. A., Museum für Völkerkunde Frankfurt/Main,

Fremdes Geld: Tauschmittel und Wertmesser außereuropäischer Gesellschaften

Zur Vielfältigkeit auf den ersten Blick «exotischer», traditioneller Geldarten: Kaurischnecken, Feder-, Stein-, Muschel- und Schneckengeld, die z.T. bis heute als Kleingeld Gültigkeit besitzen.

Donnerstag, 22. April 1999:

Dr. Ulrich Klein, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart,

Mittelalterliches Geld: Vom Pfennig zum Goldgulden

Geschichte des Geldes vom karolingischen Pfennig über die Goldwährung bis zum Silberäquivalent, dem Taler, anhand württembergischer Münzfunde.

Jeweils 19.00 Uhr im Linden-Museum Stuttgart, Wannersaal, Hegelplatz 1, 70174 Stuttgart.

Ein ausführliches Programm erhalten Sie bei der Gesellschaft unter der Anschrift: Silberburgstraße 193, D-70178 Stuttgart, Tel. 0711/1694741, Fax 1694707.

Gesucht: Neue Nutzung für Alte Kelter

(PM/STZ) In Fellbach steht die größte noch erhaltene Kelter Baden-Württembergs. Das 1906 erbaute, unter Denkmalschutz stehende Fachwerkgebäude auf massivem Sockel mißt bei einer Länge von rund 96 m 30 m in der Breite. 13 Tore ermöglichen auf jeder Seite den Zugang. Auf ca. 3000 qm sollen 4 hydraulische und 4 Spindelpressen untergebracht gewesen sein. Der Platz reichte zudem für 400 Bütten. Diese Einrichtung der Gemeindegelände ist in der Region nur noch an ganz wenigen Orten überliefert.

Abgesehen von ihrer spezifischen Funktion ist die Fellbacher Alte Kelter ein wichtiger Repräsentant für den weitgespannten, großräumigen Hallenbau des frühen 20. Jahrhunderts, für den es im Lande kaum noch Beispiele gibt.

Im Hinblick auf die geringe Nutzung des Gebäudes war bereits ein Ab-

bruchantrag gestellt worden. Er konnte in Übereinstimmung mit der Stadt abgewendet werden. Es folgten eine nutzungsneutrale Außenstandsetzung und die statische Sicherung der außergewöhnlichen Holzkonstruktion. Die Alte Kelter, so Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes, sei «ein Denkmal von herausragender Bedeutung». Grund genug für seine Behörde, den jetzt vollendeten ersten Sanierungsabschnitt trotz schlecht bestückter Fördertöpfe mit einer halben Million Mark zu fördern. Jetzt gehe es darum, für die weitgespannte Halle mit der imposanten Balkenkonstruktion eine sinnvolle Verwendung zu finden. Die muß nach Auffassung der Denkmalschützer garantieren, daß der Gesamteindruck des Gebäudes auch im Innern erhalten bleibt. Womit größere Einbauten im Innern ausgeschlossen seien, sagte Planck, weil diese den Denkmalcharakter gefährden könnten. Massive Bedenken hat der Chef des Landesdenkmalamtes deshalb bezüglich eines Vorschlages, in der Alten Kelter ein Gründer- und Technologiezentrum einzurichten.

Einig weiß Planck sich dabei mit dem Fellbacher Oberbürgermeister. Dessen Vorstellung: Die Nutzung des frisch sanierten Fellbacher Wahrzeichens müsse eng mit dem Thema Weinbau zusammenhängen. Unter anderem warte eine komplette alte Küferwerkstatt auf einen Platz, an dem sie der Öffentlichkeit präsentiert werden könne. Als Zentrum des Pietismus stünde es Fellbach außerdem gut an, dieses Thema zu einem zweiten Schwerpunkt im neuen Kulturtempel zu machen. Kiel zur weiteren Perspektive unter dem Kelterdach: «Dann bleibt immer noch viel Platz für Vereine und Organisationen, um Feste feiern zu können.»

Bis es allerdings soweit ist, wird der Innenausbau der Alten Kelter noch einige Millionen verschlingen, für Sanitäranlagen, Boden und Heizung beispielsweise. Auch da will allerdings das Denkmalamt unterstützend eingreifen. Planck: «Wir sind bereit, das Mögliche zu tun, damit auch der zweite Abschnitt durchgeführt werden kann.»

LANGENARGEN, MÜHLENGÄRTEN

Anlegen am Bodensee

Attraktive Seniorenwohnanlage mit schönen 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen – zur sofortigen Nutzung oder als interessante Kapitalanlage mit der Option, später selbst einzuziehen. Im Rohbau.

Unser Preisbeispiel: _____

Helle, gut geschnittene 2-Zimmer-Wohnung, ca. 60 m² Wohnfläche, geschützte Terrasse, Kaufpreis

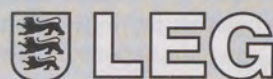
DM 316.000,-.



Telefon-Information 075 22/9 72 40

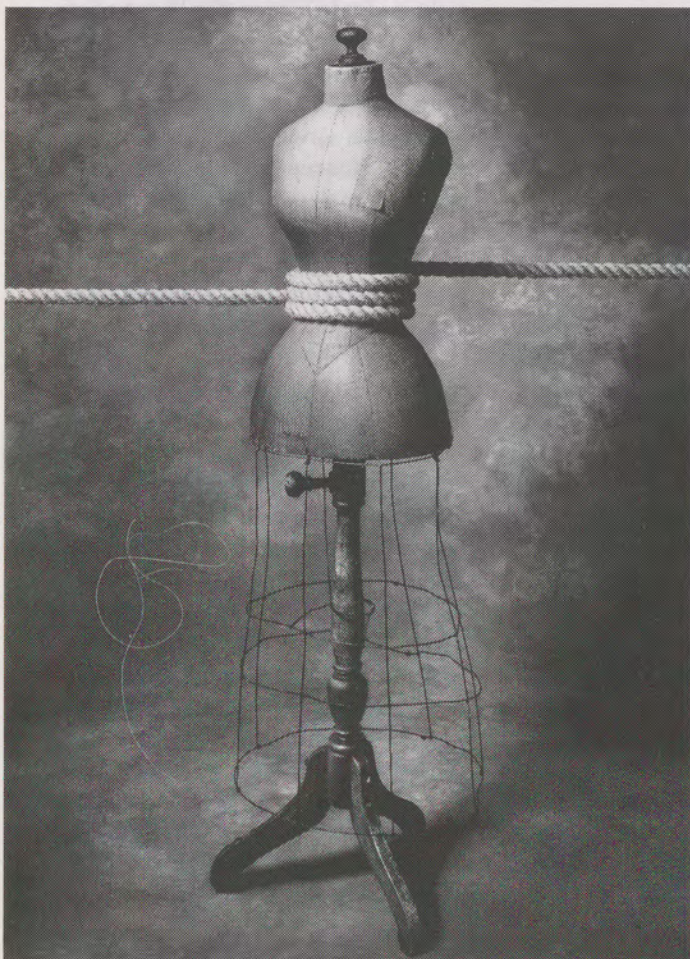
Herr Birk berät Sie gerne.

LEG Neubau-Gesamtangebot: RTLText, Seite 711 und <http://www.immoline.com/LEG>



LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH
Katharinenstr. 20 · 70182 Stuttgart · Tel. 07 11/2177-220 · Fax -394

BAUEN AUF SICHEM GRUND



Wer auch im
Rentenalter
den Gürtel nicht
enger schnallen
will, sollte uns
mal anrufen:

0180/515 0 515.

Mit der Altersvorsorge der
Dresdner Bank können
Sie Ihre finanzielle Zukunft
selbst gestalten. Egal ob
Sie einen größeren Fest-
betrag anlegen oder zum
Beispiel in unseren DIT-
VORSORGEPLAN regel-
mäßig kleinere Beträge
ein zahlen. Überlassen Sie
doch das Zunehmen
Ihrem Geld. Und am Ende
stimmt die Rente.

**Dresdner Bank.
Die Beraterbank.**



Dresdner Bank

Windrad beim Haus bedroht Wohnfrieden

(STZ) Seit über drei Jahren bemüht sich ein Hausbesitzer aus Kirchberg im Landkreis Schwäbisch Hall um die Baugenehmigung für ein Windrad in seinem Garten. Jetzt hat der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg das Vorhaben untersagt.

Die Richter fürchten um den Wohnfrieden im Gartenweg. Rund 50 Meter lang und 25 Meter breit ist das Grundstück des Antragstellers am Gartenweg im Kirchberger Ortsteil Lendsiedel. Nur etwas mehr als 100 Quadratmeter Fläche beansprucht das Wohnhaus. Somit wäre genug freier Platz für eine private Windkraftanlage. Er sei in einer Energie-Initiative aktiv und wolle deshalb auf diesem Gebiet praktische Erfahrungen sammeln, hatte der Hausbesitzer erklärt, als er im März 1995 einen Antrag auf Baugenehmigung einreichte. Doch die Gemeinde verweigerte ihr Einvernehmen. Das Landratsamt lehnte daraufhin den Antrag ab. Ein Jahr später unternahm der Mann einen neuen Vorstoß: Erforderlich sei ein 3,5 × 3,5 Meter großer Sockel mit einem 18 Meter hohen Stahlgittermast samt Windfahnen und Drei-Blatt-Rotor mit einem Durchmesser von 4,90 Metern. Zwei Nachbarn erhoben Einspruch, der Bauausschuß der Gemeinde verweigerte erneut sein Einvernehmen, das Landratsamt lehnte den Antrag ab. Nach dem Bebauungsplan seien am Gartenweg zwar Nebenanlagen zulässig, damit gemeint seien aber nur Gebäude; Windräder fielen nicht darunter, erklärte die Behörde.

Der Widerspruch beim Regierungspräsidium Stuttgart half nicht viel weiter. Mehr Glück hatte der Hausbesitzer beim Verwaltungsgericht Stuttgart. Die Windkraftanlage sei als untergeordnete Nebenanlage zulässig; sie sei funktionell dem Wohngebäude untergeordnet, weil sie dessen Beheizung diene, entschieden die Richter. Hinzu komme, daß sie ganz im Norden des Gebiets, fast schon im Außenbereich, geplant sei, daher nicht gegen das Rücksichtnahmegebot verstoße. Im übrigen, schrieben die Stuttgarter Richter den Behörden

ins Stammbuch, genüge die «technische Neuartigkeit» allein nicht für die Annahme, durch die Anlage werde das Ortsbild beeinträchtigt. Der Antrag auf Genehmigung müsse daher neu beschieden werden.

Geholfen hat das dem Hausbesitzer letztlich nichts, denn aufgrund der Berufung des Landes hat der VGH nun das Urteil neu geschrieben und die Klage endgültig abgeschmettert. Ein insgesamt 20,5 Meter hoher «Energieturm» passe keinesfalls zur Eigenart des «parkartig angelegten Wohngebiets mit maximal 6,5 Meter hohen Gebäuden» in Kirchberg. Vor allem in der Höhe sei die Anlage überdimensioniert; die vom Rotor ausgehenden Belästigungen seien der Nachbarschaft nicht zuzumuten. Da sie auf Windstrom angewiesen sei, würde zudem jede hochwachsende Pflanze in der Umgebung «zwangsläufig zu einer Gefahr für den Wohnfrieden» werden. Außerdem läge es nahe, daß andere Eigentümer in ihrem Garten «in ähnlicher Weise hoch aufragende bauliche Anlagen» errichten (AZ: 8 S 882/98).

Museum zur christlich-jüdischen Lokalgeschichte

(STZ) Der berühmteste Laupheimer Jude ist zweifellos der Hollywood-Pionier Carl Laemmle. Wie jüdische Bürger ansonsten das Leben der Stadt im Kreis Biberach prägten, zeigt ein neues Museum.

Schloß Großlaupheim in Laupheim, wo eine ganz neue Art Stadtmuseum eröffnet wurde, spiegelt selbst die Geschichte der heute rund 30000 Einwohner zählenden Mittelstadt im Landkreis Biberach. Solange das Schloß noch den Herren von Welden gehörte, war Laupheim ein unbedeutender Marktflecken zwischen den Reichsstädten Ulm und Biberach. Als die Herren 1724 aus Geldnot vier sogenannte Schutzjuden aufnahmen, änderte sich allmählich das Bild. Im 19. Jahrhundert hatte Laupheim zeitweise die größte jüdische Gemeinde in Württemberg. Laupheimer Juden trugen maßgeblich zum Aufschwung der Stadt bei, die sich seit 1869 auch so nennen durfte.

Damals lebten in Laupheim 843 Bürger jüdischen Glaubens, das waren 23 Prozent der Gesamtbevölkerung. Zu den berühmtesten jüdischen Familien gehörte die Familie Steiner. Simon Steiner, der in Laupheim die größte Hopfenhandlung der Welt begründete, erwarb 1843 Schloß Großlaupheim. 1961 kaufte die Stadt das Schloß von den nach USA ausgewanderten Erben der Familie Steiner zurück. Es blieb ungenutzt bis heute. Seit 1994 wird das Schloß saniert. Insgesamt wurden sieben Millionen Mark investiert, berichtet Alfred Jerg, der vom Amt für Öffentliche Ordnung ins Amt des Museumsleiters gewechselt ist. Die sechs Ausstellungsräume zeigen nur den ersten Abschnitt eines Konzepts, an dem die Historikerin Benigna Schönhagen, zuletzt unterstützt von der Ulmerin Myrah Adams, vier Jahre lang gearbeitet hat. Ihr Hauptanliegen war es, den jüdischen Anteil an der Heimatgeschichte nicht auszugrenzen, dabei aber die dunklen Seiten nicht auszublenden. Wie berichtet, konnten die beiden Frauen die Verwirklichung ihres Konzepts selbst nicht zu Ende führen. Ihr Vertrag lief zum 31. März dieses Jahres aus. Inzwischen liegt die wissenschaftliche Leitung beim Stuttgarter Haus der Geschichte. Anna-Ruth Löwenbrück soll die Konzeption fortentwickeln. Nicht einmal der Katalog von Benigna Schönhagen liegt vor. Ein Dekan hatte sich an der Formulierung gestoßen, katholische Christen hätten einst die Juden als «Gottesmörder» bezeichnet. Museumsleiter Jerg ist überzeugt davon, daß der Ärger um den Katalog nur auf ein Mißverständnis zurückzuführen ist.

Doch schon auf den ersten Blick entdeckt man in den Räumen sehr viel von den Ideen Benigna Schönhagens. Zumindest die in ihrem Konzept geforderten «exemplarischen Biographien» finden breiten Raum. Endlich sind einmal in Laupheim Werke des in Auschwitz ermordeten Jugendstilkünstlers Friedrich Adler zu sehen. Der Familie Steiner ist einer von sechs Ausstellungsräumen gewidmet. Die Gemälde der alten Schloßherren, der Familie von Welden, hängen außen im Flur. Nachgebaut

wurde ein Kinoraum, um stilgerecht den berühmtesten Laupheimer Juden, Carl Laemmle, zu ehren, der zu den Hollywood-Pionieren gehörte. Von Laemmle stammen auch viele Aufnahmen des «Judenbergs» in Laupheim, die man auf Videos anschauen kann. Ganz in schwarz getaucht ist der Raum, der das endgültige Schicksal der Laupheimer Juden zeigt, die Deportation und Ermordung durch die Nazis. Seit 1942 wohnt in Laupheim kein einziger Jude mehr.

Mit viel Technik ist die Ausstellung aufbereitet worden. Später soll es auch Seminarräume geben, man hofft auf den Besuch vieler Schulklassen. Kilian von Steiner hatte das Barockschloß einst zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb umgebaut und sogar Bier gebraut. Dieser ehemalige Sudraum wird jetzt für Sonderausstellungen genutzt.

Hochsprache lebt von der Mundart

(epd) Die Hochsprache lebt nach Ansicht des Mundartpredigers und Gärtringer Gemeindepfarrers Manfred Mergel stets vom Dialekt. Es verhalte sich nicht umgekehrt, so der Autor in seinem jetzt im Stuttgarter Betulius Verlag erscheinenden Band «Der gewölbte Himmel». Die mundartliche Ausdrucksweise schaffe in einer hartherzigen und gefühlkalten Welt eine Herzlichkeit und Wärme, «die uns eine immer stärker formalisierte und instrumentalisierte Hochsprache schuldig bleibt», so der Autor von «Das schwäbische Amen» im Vorwort seines neuen Buches. Darin geht es nach Angaben des Verlags unter anderem um die schwäbische Art zu leben, um die Zersiedlung der Landschaft, um «Menschsein und Christsein» sowie um heitere und ernste Fragen. In einem Abschnitt denkt Mergel über das Verschwinden von «Dunglegen» (Misthaufen) in den Ortschaften nach. Da der heutige Wohlstand nicht mehr bescheiden ist, hätten die «Mistena» verschwinden müssen.

Das Schwäbische wird attackiert

(epd) Der als «aufrecht und gradraus» geltende Habitus des Schwabenmenschen scheint nach Beobachtung des Historikers und Ehrenvorsitzenden der Schwäbischen Gesellschaft, Professor Otto Borst (73), nicht mehr in die heutige Zeit zu passen. Das Schwabentum stehe in einem «unsichtbar harten» Gefecht, bedauerte Borst in einem Interview der «Stuttgarter Zeitung». Im Fernsehen und Radio hörten die Kinder beispielsweise eine «unheimlich glatte Redensweise» und fingen gar nicht mehr an, Mundart zu sprechen. Die Medien sorgten zudem für eine Globalisierung der Welt, bei der die Sprache als individueller Stammscharakter unterzugehen drohe. Darüber hinaus würden alte Orts- und Wohnviertel administrativ verändert. Borst sprach sich für eine Beschäftigung mit dem «Dritten Reich» in der Landesgeschichtsschreibung aus. Es sei ein Trauerspiel, wenn man in Baden-Württemberg erst 50 Jahre nach Kriegsende damit richtig anfange. Der Landeshistoriker und Buchautor kritisierte außerdem, daß es in Stuttgart bisher kein Geschichtsmuseum gebe. Bei dem Projekt eines «Hauses der Geschichte» gehe es allerdings nicht um ein Museum, sondern um ein Haus, in dem baden-württembergische Schüler die Heimatgeschichte lernen könnten.

Gedenken: Steinquader für Euthanasie-Opfer

(epd) Ein von der amerikanischen Künstlerin Diane Samuels geschaffener «Alphabet-Garten» mit 26 Steinquadern ist in der Gedenkstätte Grafeneck bei Gomadingen/Schwäbische Alb bei einer Feierstunde seiner Bestimmung übergeben worden. Die in die Granitsteine eingemeißelten Buchstaben des Alphabets sollen an die Namen von 10 654 Menschen mit Behinderungen in der ehemaligen «Landes-Pflegeanstalt» erinnern, die im Jahr 1940 bei den NS-Euthanasieaktionen ermordet worden waren. Nach Angaben von Gunther Wruck,

Vorsitzender des Arbeitskreises Gedenkstätte Grafeneck e.V., fordert das Werk der Künstlerin dazu auf, «sich jedes Kindes, jeder Frau und jedes Mannes zu erinnern, die vor 58 Jahren in Grafeneck den Tod fanden.» Die Suche nach den Namen der in Grafeneck Getöteten ist laut Wruck der Hintergrund des Denkmals «für die bekannten und die unbekanntem Opfer». Diane Samuels (Pittsburgh) hatte sich über zwei Jahre hinweg an Ort und Stelle mit der Geschichte in Grafeneck auseinandergesetzt.

1979 versammelten sich mehr als 1000 Menschen zum ersten Gedenkgottesdienst auf dem Friedhof des heutigen Samariterstifts in Grafeneck. Aus dem Kreis junger Leute formierte sich ein Arbeitskreis, der Gedenkgottesdienst wurde zu einer ständigen Einrichtung.

Rollenspiele im Kindermuseum

(ebd) Sein 25jähriges Bestehen feiert das Kindermuseum in Karlsruhe. Es wurde 1973 in der Staatlichen Kunsthalle als erstes Kindermuseum in Deutschland eingerichtet. Die damalige Leiterin des Referats Museumspädagogik, Anne Reuter-Rautenberg, setzte erstmals ein neues Konzept um: die Gemälde wurden in Augenhöhe der Kinder gehängt und mit leichtverständlichen Bilderkklärungen versehen. Heute versuchen die Musikpädagogen des Kindermuseums mit Rollenspielen und der dazu gehörenden Verkleidung den Kindern die Ausstellung schmackhaft zu machen. Vor allem Jugendliche möchten die Mitarbeiter des Kinder- und Jugendmuseums in Zukunft mehr in ihre Arbeit integrieren. «Hierfür werden wir neue Vermittlungsmethoden brauchen, beispielsweise die Ausstellung mit allen Sinnen wahrnehmen», sagte Sibylle Brosi anlässlich des 25jährigen Bestehens des Kindermuseums in Karlsruhe.

Zur Zeit steht ganz aktuell die badi-sche Revolution im Mittelpunkt. «Diese Methode ist sehr einprägsam, denn wer vergißt schon, daß er Struve gespielt hat», so Brosi.

Schwenninger Stadtkirche: Turmkugel hat es in sich

(epd) Unvermutete Kostbarkeiten kamen zutage, als im Zuge der Außen-sanierung der Schwenninger Stadtkirche die 50 Zentimeter große Turmkugel geöffnet wurde. Zwar gelang es erst nach erheblichen Schwierigkeiten, die fest verlöteten Weißblech- und Kupferbehälter zu öffnen, Mühe und Warten hatten sich aber gelohnt. Zur Überraschung aller enthielten die Behälter aus den Jahren 1846 und 1921 kostbare Dokumente und Uhren. So lag im Behälter des Jahres 1846 eine Originalurkunde mit dem Bericht der Turmspitzenreparatur vom damaligen Schlossermeister Philipp Mehne. Außerdem berichtete er in schönster Sütterlinschrift über die damaligen Preise für Lebensmittel und wie seinerzeit die Ernte ausgefallen war. 1892 wurde dem Behälter der sechste Jahresbericht des Vereins für Krankenpflege Schwenningen und ein Protokoll über die Anbringung eines Blitzableiters beigegeben.

Die weiteren Rundbehälter aus dem Jahr 1921 enthielten zwei wertvolle Wecker und eine Taschenuhr, alle drei fabrikneu und funktionstüchtig. Des weiteren fanden sich Protokolle, Zeitungsausgaben, Fotos und andere Zeitdokumente. Die Fundstücke werden nach Angaben von Kirchenpfleger Walter Schlenker im Stadtarchiv sorgfältig untersucht und katalogisiert. Ein Teil von ihnen werde möglicherweise im Rahmen einer Ausstellung gezeigt, ehe sie nach der Sanierung der Turmkugel dorthin zurückkehren. Für Erstaunen sorgten mehrere Einschüsse, die an der Kugel festgestellt wurden und nicht aus Kriegszeiten stammen, sondern wohl Spuren groben Unfugs sind. Die auf 300 000 Mark Baukosten veranschlagte Außensanierung der Stadtkirche wird voraussichtlich im Herbst dieses Jahres abgeschlossen sein.

Die Stadtkirche im Zentrum zwischen Markt- und Muslenplatz wurde im Laufe ihrer vermutlich 1100jährigen Geschichte zweimal – während des Bauernkriegs 1525 und im Dreißigjährigen Krieg 1633 – völ-

lig zerstört. Nur die massiven Mauern des Kirchturms trotzten beide Male den Flammen. Schwenningen war seinerzeit ein ungeschütztes Dorf an der Grenze Württembergs. Heute ist Schwenningen ein Teil der 1975 gebildeten und ehemalige Grenzen überschreitenden Doppelstadt Villingen-Schwenningen. Die evangelische Kirchengemeinde zählt in sechs Pfarrbezirken 12 000 Gemeindeglieder.

Die lange Sanierung der Abtei Neresheim

(STZ) Weithin sichtbar über der Stadt Neresheim trohnt der Klosterkomplex der gleichnamigen Benediktinerabtei, der von 1745 bis 1792 nach Plänen von Balthasar Neumann entstanden ist. Seit 1965, als der Bau vom Einsturz bedroht war, wurden umfangreiche Restaurierungsarbeiten vorgenommen, die insgesamt 26 Millionen Mark gekostet haben. Von 1969 bis 1975 wurde der Dachstuhl über der Hauptkuppel durch Stahlträger ersetzt. Für die nahe Zukunft konzentrieren sich die Denkmalpfleger auf die Instandsetzung des Refektoriums und die Restaurierung der alten Bibliothek. Die Klosteranlage geht auf das Jahr 1095 zurück. Damals gründeten die Grafen von Dillingen an Stelle einer Burg ein Chorherrenstift, das wenig später in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde.

«Bilder aus Pompeji – Spuren in Württemberg»

(PM) Das Württembergische Landesmuseum veranstaltet zusammen mit der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart im Alten Schloß, Schillerplatz 6, eine Ausstellung, die bis 11. April 1999 zu sehen ist. Ihr Titel lautet «Bilder aus Pompeji – Antike aus zweiter Hand. Spuren in Württemberg».

Im Jahre 1748 begannen im Auftrag des Königs von Neapel die Ausgrabungen in Pompeji. Die sensationellen Entdeckungen wurden vom bourbonischen Königshaus jedoch eifersüchtig gehütet. Die Kenntnis von

den Wandmalereien wurde anfangs nur durch großformatige Tafelwerke verbreitet, doch schnell machte die neuentdeckte Kunst Furore und gab zeitgenössischen Künstlern, Schriftstellern und Architekten wichtige Anregungen. In dem Kooperationsprojekt zwischen Landesmuseum und Landesbibliothek werden neben der fast vollständig erhaltenen Freskoausstattung des Zimmers einer Vesuvvilla die bedeutendsten Tafelwerke aus der Zeit zwischen 1750 und 1850 gezeigt, und man lernt die Bauten und Dekorationen in Württemberg kennen, die durch die «pompejanische Mode» geprägt wurden.

Vorträge zur Ausstellung, mittwochs 18 Uhr

- | | |
|-------------|--|
| 3. 2. 1999 | Gernot Närger,
Tübingen
Antike Häuser –
neu erbaut |
| 17. 2. 1999 | Dr. Margareta Staub
Gierow, Freiburg
Pompejanische Wand-
malerei – wiederent-
deckt in schwedischen
Kopien |
| 3. 3. 1999 | Prof. Dr. Volker Michael
Strocka, Freiburg
Bildprogramme in der
pompejanischen Wand-
malerei |
| 17. 3. 1999 | Dr. Joachim Migl,
Stuttgart
Ein Meilenstein archäo-
logischer Dokumenta-
tion: Hintergründe zu
Wilhelm Zahns «Schön-
sten Ornamenten und
merkwürdigsten Gemäl-
den, 1827–1859» |

DER FEINE UNTERSCHIED




Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württemberger Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo 

Gomaringer Schloß wird Gemeindezentrum

(STZ) Jahrzehntlang haben die Gomaringer ihr Schloß nur am Rande wahrgenommen. Hier wohnten die Pfarrer. Vielleicht beim Ausstellen einer Urkunde betrat auch der eine oder andere Bürger des 8500-Einwohner-Ortes den Schloßhof in der Mitte eines Gebäudes, das eine siebenhundertjährige Geschichte hat. Doch jetzt soll alles anders werden.

«Das Gomaringer Schloß wird Mittelpunkt von ganz Gomaringen», davon ist der Vorsitzende des Geschichts- und Altertumsvereins, Willi Kemmler, überzeugt. Nach vier Jahren der Restaurierung und sechs Millionen Mark Kosten wurde das Schloß jetzt seiner neuen Bestimmung übergeben. «Hier sollen sich die Bürger treffen», sagt Kemmler. «Vereine oder Privatpersonen – hier wird Platz geboten für alle und für alle Gelegenheiten.»

Schon im inneren Schloßhof finden einige hundert Menschen Sitzgelegenheit, im Erdgeschoß befindet sich eine moderne Küche, die auch zu einem Restaurant gehören könnte. Im Schloß selbst gibt es ein Trauzimmer, einen Barocksaal, und selbst das Geschoß unter Dach wurde trotz Bedenken des Denkmalamtes ausgebaut. Wohin sich Besucher wenden, immer wieder stoßen sie auf die Baugeschichte. Hier ein Balken, dort eine Wandmalerei, da eine Wand, an der sich die Arbeit der Handwerker aus früheren Jahrhunderten ablesen läßt. Aus vielen Fenstern fällt der Blick auf die Alb, die sich hier vom Hohenzollern bis zum Roßberg zeigt.

Das ebenfalls im Schloß untergebrachte kleine Museum zeigt Exponate zur Geschichte des Ortes. Viele Wechselausstellungen sind geplant, doch sicher kommt auch die Miederherstellung zur Geltung. Gomaringen ist damals wie heute eine Hochburg dieser Sparte der Textilindustrie.

Fester und bleibender Bestandteil dieses Schloßteils ist auch Baden-Württembergs einzige Ausstellung über den Schriftsteller und Pfarrer Gustav Schwab. In genau diesen Räumen lebte er zwischen 1837 und

1841 und sah hinüber zur Kirche. Der Weg dorthin führte ihn über das Geisterstiegle, noch heute lehnt es sich an die hoch aufragenden Schloßmauern an.

«Gustav Schwab schrieb im Wiesental viele volkstümliche Gedichte, auch Kulturführer über die Schwäbische Alb», berichtet der Historiker Wolfgang Sannwald. Als Mäzen und Herausgeber habe er Eduard Mörike, Wilhelm Waiblinger und Hermann Kurz bekannt gemacht, erzählt Sannwald. Freunde wie Ludwig Uhland und Justinus Kerner hätten Schwab in Gomaringen besucht, das dadurch vorübergehend eine «literarische Schaltstelle Württembergs» geworden sei.

Schriftlich wird die frühere Burg Gomaringen erstmals 1296 erwähnt. Viele Zimmer können heute noch genutzt werden. Sie vermitteln ein Gefühl für die ursprünglichen Räume, das durch einige der Statik dienende Metallstreben und -pfeiler nur wenig gestört wird. Dazu gehört die Bohlenstube im Schloßteil, der zwischen 1307 und 1309 entstand. Viele Balken haben die Jahrhundertwende überdauert. Nach Ansicht von Bauforschern handelt es sich hier um die mit Abstand älteste, in größerem Umfang erhaltene Fachwerkkonstruktion in einem Burggebäude in Süddeutschland. Gut sichtbare Dekorationsmalereien könnten aus dem 14. Jahrhundert stammen. Die Gomaringer Burg wurde 1491 von der Reichsstadt Reutlingen erworben. Um das Jahr 1500 wurde sie um den Südflügel auf ihre heutige Länge vergrößert. Hier wohnten bis 1643 die Reutlinger Vögte. Sie waren es, die um 1590 die mittelalterliche Burg zum neuzeitlichen Renaissance-schloß umbauten. «Der Gesamteindruck, den das Schloß heute macht, stammt aus dieser Bauzeit», erklärte Historiker Sannwald. 1648 wurde das Schloß an Württemberg verkauft.

Bis ins Jahr 1807 lebten hier württembergische Vögte. In jenem Jahr löste die Kammerschreiberei dieses Amt nach einer Verwaltungsreform auf. Der letzte Vogt mußte ausziehen, das Schloß büßte seine Rolle als Herrschaftszentrum ein. 1813 mochte der neue Pfarrer im baufälligen Pfarr-

haus nicht wohnen und ließ sich in dem leerstehenden Schloß nieder. Erst nach Auszug des letzten Pfarrers 1993 konnte die Gemeinde ein 180 Jahre altes Vorhaben umsetzen: Gomaringen kaufte das Schloß für nur 250 000 Mark samt einem 3846 Quadratmeter großen Park, der sich nun ebenfalls einladend der Bevölkerung präsentiert.

Selbst der Platz und die Häuser des äußeren Schloßhofs wurden in den vergangenen Monaten stark herausgeputzt. Wo früher wegen des wenig einladenden Ambientes kaum jemand länger als unbedingt notwendig verweilen wollte, wird nun jeden Freitag ein Wochenmarkt stattfinden. Und auch die Kirche, das evangelische Gemeindehaus und manches Geschäft gehört zum neuen Ortskern einer Gemeinde, die ansonsten darunter leidet, extrem zersiedelt zu sein.

«Stuppacher Madonna» erstmals im Museum

(epd) Die um 1518 entstandene weltberühmte «Stuppacher Madonna» des Malers Matthias Grünewald wird ab 21. November dieses Jahres bis zum 14. Februar 1999 in der Staatsgalerie Stuttgart und anschließend im Diözesanmuseum Rottenburg/Neckar gezeigt. Dank der Einwilligung des Kirchengemeinderats der Pfarrei Stuppach bei Bad Mergentheim könne das Marienbild als eines der Hauptwerke der Weltkunst damit erstmals außerhalb seines sakralen Kontextes in musealem Umfeld bestaunt werden, teilte die Staatsgalerie mit. Das für die Stiftskirche zu Aschaffenburg gemalte Bild wurde 1812 vom damaligen Stuppacher Pfarrer Balthasar Blumhofer für den Hochaltar seiner Pfarrkirche Mariä Krönung erworben. Als Altarbild der 1931 eigens für sie gebauten Kapelle habe die «Stuppacher Madonna» ihren angestammten Platz bis heute niemals verlassen. Beide Museen bieten Führungen und Begleitveranstaltungen zu dem Kunstereignis an.

Freilichtmuseen



Baden-Württemberg birgt ein besonderes Kleinod: sieben regionale ländliche Freilichtmuseen. Jedes repräsentiert mit Originalgebäuden die Kulturgeschichte seines Einzugsbereichs. Die Häuser in Schwäbisch Hall-Wackerhofen unterscheiden sich stark von denen im Odenwälder Freilichtmuseum Walldürn-Gottersdorf, die Schwarzwaldhäuser im »Vogtsbauernhof« in Gutach sehen völlig anders aus als die kaminlosen, strohgedeckten »altoberschwäbischen« Häuser in Bad Schussenried-Kürnbach. In Wolfegg stehen Einzelhöfe aus dem Westallgäu, in Neuhausen ob Eck

bei Tuttlingen kann man ein Alldorf inspizieren, und in Beuren (Kreis Esslingen) sind Bauern- und Handwerkerhäuser aus dem Neckarland zu sehen.

Der Stuttgarter Graphiker und Fotograf Uli Kreh, Autor des legendären Buches »Stuttgart und seine Stäffe«, stellt in seinem opulenten, äußerst preisgünstigen neuen

Bildband alle sieben ländlichen Freilichtmuseen vor.

Er präsentiert einzelne Häuser, erzählt ihre Geschichte und zeigt Handwerkertage und andere Veranstaltungen.

Uli Kreh gelingt es, die Mischung aus kulturgeschichtlicher Dokumentation und nostalgischer Romantik, welche die Museen verkörpern, perfekt ins Buch zu übertragen.

Meisterhaft gestaltet und auf bestes Papier gedruckt – ein Buch zum Schmökern und Sich-Wundern, zum Lernen und Träumen.

Uli Kreh: Zeugen einer vergangenen Zeit. Freilichtmuseen in Baden-Württemberg.

200 Seiten, 452 Farbabbildungen, Großformat, fester Einband mit Schutzumschlag. ISBN 3-87407-280-0.

Einführungspreis nur DM 58,-!



Albin Beck: Jeden Tag stobt a Dummer auf. Heitere Begebenheiten unterm schwäbischen Himmel. 120 Seiten, DM 19,80



Martha Arnold-Zinsler: Kloinere Bredla. Lustiges und Nachdenkliches auf Schwäbisch. 80 Seiten, DM 19,80



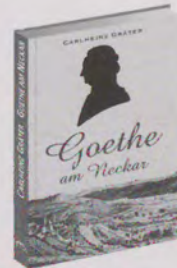
D Befreiung (Exodus). s zwoete Buach vom Mose, ens Schwäbische übersetzt vom Pfarrer Rudolf Paul. 176 Seiten, DM 19,80



Schau mal – die Sterne! Ein Buch fürs Leben. 192 Seiten, DM 24,80 einschl. DM 2,- Spende für krebserkrankte Kinder und ihre Familien



Herbert Mayr: Zwischen Alb und Bodensee. Radfahren, wandern und entdecken. 160 Seiten, 122 Farbabbildungen, DM 24,80



Carlheinz Gräter: Goethe am Neckar. Landschaften und Begegnungen 1775 bis 1815. 128 Seiten, DM 24,80



CD Sebastian Blau: s Weggetaler Krippl. Sprecher: Willy Seiler. Musik: Aschberger Saitenmusi. DM 19,80 unverb. Preisempf. Erscheint im November 1998.



Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48 · 72074 Tübingen · Telefon (0 70 71) 61 08 90

Wir senden Ihnen gern unser neues, kostenloses Gesamtverzeichnis. Unsere Bücher und CDs gibt's in jeder Buchhandlung.

Schloß Weikersheim hat wieder ein dichtes Dach

(STZ) Das Gerüst am Schloß Weikersheim im Main-Tauber-Kreis ist demontiert, die Sanierung des Schloßdachs nach knapp dreijähriger Dauer abgeschlossen. Wie Schloßverwalter Helmut Schwarz mitteilte, beliefen sich die Kosten auf fünf Millionen Mark. Allein die mit der Dachsanierung einhergehende Restaurierung der 69 Bilder im Rittersaal erforderte 700 000 Mark. Die Schloßanlage, von 1717 bis 1723 erbaut, war 1967 in den Besitz des Landes Baden-Württemberg übergegangen.

gen. Damals befand sich das Schloß in vernachlässigtem Zustand, so daß 1974 mit einer gründlichen Sanierung begonnen wurde. Von 1994 bis 1995 war der Garten vollständig neu gestaltet worden, und im Juli vergangenen Jahres konnte die Sanierung der Orangerie beendet werden. Seit 1974 sind zur Wiederherstellung der Schloßanlage insgesamt 29 Millionen Mark ausgegeben worden. Jetzt müssen noch Küchen- und Kirchenbau sowie das Gewehrhaus der Schloßanlage saniert werden, ebenso der nördliche Arkadenbau. Dafür seien weitere 15 Millionen Mark veranschlagt.

Anschriften der Autoren

Hermann Bausinger, Prof. Dr.,
Biesingerstraße 26, 72070 Tübingen

Martin Blümcke, Schönbergstraße 86,
72793 Pfullingen

Rolf Emmerich, Paracelsusweg 7,
88471 Laupheim

Johannes Gromer, Dr., Schloßstraße 7,
71570 Oppenweiler

Friedrich Heinzelmann, Marderweg 17,
73230 Kirchheim/Teck

Reinhold Kälberer, 14, rue Silbermann,
F-67000 Strasbourg

Ernst Schäll, Weldenstraße 11,
88471 Laupheim

Anneliese Seeliger-Zeiss, Dr., Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Inschriften-Kommission, Karlstraße 4,
69117 Heidelberg

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18,
70563 Stuttgart-Vaihingen

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8,
71672 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 419–422: Landratsamt Rottweil, Archiv- und Kulturamt; S. 413–417: Friedrich Heinzelmann, Kirchheim u. T.; S. 423: Stadt Alpirsbach; S. 424–432: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Inschriften-Kommission; S. 435–441: Sammlung Ernst Schäll, Laupheim; S. 442 und 445: Museum Laupheim; S. 444 und 446: Dr. Sven Treitel, USA; S. 449: Amt für Landwirtschaft, Wildberg; S. 450: Eric Hirsch, Steinheim a. d. M.; S. 451 oben, 453, 455 oben, 457, 460 unten und 461: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 451 unten: Schwäb. Albverein Gemmrigheim; S. 452: SAV Löchgau; S. 454: Nabu Aalen; S. 455 unten: Peter Zimmermann, Karlsruhe; S. 456: Walter Gutekunst, Haiterbach-Oberschwandorf; S. 458 und 459 oben: Friederike Scharfe, Tübingen; S. 459 unten: Gerold Wein, Alpirsbach-Reinerzau; S. 460: SAV Epfendorf; S. 462 f.: Max Raiber, Schelklingen-Hütten; S. 464: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart; S. 466–473: Carl Zeiss, Oberkochen; S. 474: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 475–486: Dr. Johannes Gromer, Oppenweiler; S. 489 und 491: Rainer Fieselmann, Eningen u. A.; S. 490: Württ. Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart; S. 492 f.: Privatbesitz; S. 495: Städtische Museen, Schiltach; S. 506–515: Schwäb. Heimatbund.

Impressum

Redaktionsausschuß:

Rolf Beckmann, Martin Blümcke,
Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer,
Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto: Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 16 43 08.

Druck und Anzeigenverwaltung:
TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,
Telefon (07071) 13 09 0,
Telefax (07071) 13 09 90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier, BVS plus matt, der Papierfabrik Scheufelen, Lenningen, hergestellt.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart, und des Deutschen Heimatbundes, Bonn, bei.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 39 42 0,
Telefax (07 11) 2 39 42 44

Geschäftsführer:

Dieter Dziellak (07 11) 2 39 42 22

Studienreisen:

Gabriele Finckh (07 11) 2 39 42 11

Verwaltung:

Beate Fries (07 11) 2 39 42 12

Buchhaltung:

Astrid Weinaug (07 11) 2 39 42 21

Geschäftszeiten:

Montag bis Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr